8/6

FROM THE LIBRARY OF

FRIEDRICH GUNDOLF

(1880—1931)

Professor of German Literature
at HEIDELBERG UNIVERSITY

9

Friedrich Gundolf
1927

Freibg.

~~UNS 162 ... 4~~

TAYLOR INSTITUTION

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Vet. Ger. III A. 42

Jahrbuch
schwäbischer
Dichter und Novellisten
1836.
J. Nisle del.
A. Gnauth sc.

Jahrbuch

ſchwäbiſcher

Dichter und Novelliſten.

Herausgegeben

von

E. Mörike und W. Zimmermann.

Stuttgart 1836

P. Balz'ſche Buchhandlung.

7 DEC 1960
LIBRARY

Inhalt.

	Seite.
Erklärung des Titelkupfers.	
Zueignung von W. Zimmermann.	
Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner. Novelle von A. Treuburg	1
Gedichte von Julius Krais	89
Gedichte von Ludwig Bauer	112
Der Schatz. Märchen von Eduard Mörike	119
Gedichte von Eduard Mörike	225
Lieder von Karl Mayer	231
Vermiſchte Gedichte	237
Cordelia. Novelle von A. Treuburg	251
Gedichte von A. Treuburg	353
Gedichte von W. Zimmermann	369

Erklärung des Titelkupfers.

Menſchen und Gegend deuten auf das Mittelalter, auf die Zeit der gefeierten Minneſänger, und man glaubt es den treuherzigen Geſichtern anzuſehen, daß es Schwaben ſind, hier im Kreiſe den Tönen der Dichter lauſchend, die das Poetiſche, das dem Herzen entquillt, ſogleich auch zu der Harfe oder Leyer im Geſange darſtellen. Die Dichtkunſt in manchfaltigen Erſcheinungen iſt durch die vier, mit verſchiedenen Inſtrumenten verſehenen Sänger repräſentirt: das ernſte Epos, die Lyrik mit ihren feierlichen, ſcherzenden und liebezarten Lauten. Die Sänger ſcheinen von der nahen Alp, deren Burgen noch ſtehen, herniedergeſtiegen zu ſein, man glaubt gar, ein Mitglied der Hohenſtauffiſchen Kaiſerfamilie zu ſehen, etwa einen Heinrich, wie er ſeinen Schwaben ein Lied von ihrer Treue oder von den Heldenthaten Barbaroſſas ſingt.

Dies iſt der Felſen, deſſen mächt'gem Grunde
Des Deutſchen erſter Harfenklang entfloß,
Wo Barbaroſſas ſtolze Heldenkunde
Bis zu den Sternen reichet heiliggroß;

Wo Heinrich von der Frauen ſüßem Munde,
Das Herz von Sehnſucht voll, manch' Lied ergoß;
Und Conradins noch kindlich zarte Leyer
Schon liſpelte der holden Minne Feier.

Der Sänger erntet den ihm gebührenden Dank: eine Jungfrau nähert ſich ihm mit einem Becher Weins, dem einfachſten Lohne, den der Sänger begehrt, wie dies Göthe in ſeinem „Sänger" ſo trefflich ausgeſprochen hat. Der Wein iſt nicht fremden Hügeln entſproſſen, es iſt vaterländiſches ſchwäbiſches Gewächs, was der junge Bacchus bedeutet, der in der Geſtalt eines unſchuldigen Kindes aus der Hand des Knaben die Trauben empfängt, und mit ihnen ſpielt. Und ſo geht denn auch das Jahrbuch als Herbſtgabe in alle Welt aus, um recht vielen Winzern und Winzerinnen ein liebliches Angebinde zu werden, wo man aber keine Trauben herbſtet, dahin bringt es ſeinen poetiſchen Reichthum und erſezt durch eine ideale Welt, was der Wirklichkeit abgeht.

Zueignung.

Von dem Hauch des Ozeanes
Sanft gekühlet, ragt ein Strand,
Philomela's und des Schwanes
Tönereiches Heimatland:
Wo die hohen Wunderbäume,
Spiegelnd ſich in Strom und Seen,
Unter ſelig ſtiller Träume
Goldnem Netz verſchleiert ſtehn.

Dort hat Sie, die ewig Schöne,
Phantaſie ihr glänzend Haus,

Wählt und theilt an ihre Söhne
Von des Reiches Schätzen aus,
Die von Amor's ſüßen Beeren
Heim ein ungeſtillter Zug,
Aus des Lebens Müh'n und Ehren
Fort an's Herz der Mutter trug.

Goldne, ſilberne Geſpinnſte,
Götter-Früchte, Nektarwein,
Sind der Glücklichen Gewinnſte,
Seltne Erze und Geſtein.
Fröhlich kehret manche Flagge
Von dem Hof der Königin,
Doch an blinder Felſenzacke
Scheitert öfters der Gewinn.

Kühne Argonauten fuhren
Wir auch nach dem ſchönen Port,
Und des Ueberfluſſes Fluren
Streifte unſer leichter Bord.
Ob ein Stück vom goldnen Vließe
Dort nus ward, ein Feſtgeſchmeid,

Ob ſie bitter oder ſüße,
Unſre Frucht, enthüllt die Zeit.

Der will Blumen ſeltſam-duftig,
Der Gewürz und Feuerwein,
Die Gewebe, ſchimmernd, luftig,
Jene Linnen gut und rein:
Veilchenſterne Der und Wangen,
Von der Roſe Glut entflammt,
Jenen goldne Flechten fangen,
Schwarzes Aug' und Lilienſammt.

Allen kann nicht Alles bringen
Eine Fahrt im erſten Jahr,
Manches nur von ſchönen Dingen,
Ernſtes Spiel und heitre Waar'.
Unſer Schiff iſt voll: geſchwinde
Lichten wir die Anker nun,
Deutſchland zu! und günſt'ge Winde
Mögen auch das Ihre thun.

Seltne Rieſenſchmetterlinge,
Wundervögel, kommt heran

Mit der blauen, goldnen Schwinge,
Sezt euch unſern Segeln an!
Weiße Tauben auf die Raahen,
Sonnenadler auf den Maſt!
Daß wir ſchmuck dem Hafen nahen,
Jedem ein willkommner Gaſt.

W. Zimmermann.

Freuden und Leiden

des Scribenten

Felix Wagner.

In gewohnter Stille ſaß die kleine Familie des alten Amtſchreibers von Grünthal eines Abends beiſammen. An der Wand pickte die alte Schwarzwälder-Uhr; der Staar, der den Tag über freien Paß durch das Zimmer genoß, hatte ſich bereits in ſeinen Käfig zurückgezogen; unter dem Ofen ſchnarchte der alte, fette Mops, und die Katze ſaß dem Amtſchreiber auf dem Schooße, der in ſeinem großen Lehnſtuhle hinter einem Buche von der Bienenzucht eingeſchlafen war. Frau Amtſchreiberin las, die große Brille auf die Naſe geklemmt, in einer Bibel von rieſenhaftem Format; ganz ſtille zu leſen war ihr nicht gegeben: ſie ſprach, wie um ſich ſelbſt zu verſichern, daß ſie recht

geleſen habe, jedes Wort halblaut in den Bart, welcher leztere Ausdruck hier nicht ganz als bloße Redensformel angeſehen werden darf. Auf der andern Seite des Tiſches ſaß das achtzehnjährige Töchterchen Luiſe. Ihr Geſicht ſieht noch etwas ſchüchtern, faſt blöde in die Welt; wer ihr aber genauer in die blauen Augen ſieht, und das feine, ein wenig aufgeſtülpte Näschen mit einiger phyſiognomiſchen Kenntniß betrachtet, dem können mancherlei naſeweiſe Hoffnungen, die ſie, noch halb unbewußt, auf das Leben ſtellt, und tauſend ſchalkhafte Mädchengedanken, die in dem jungen Herzen niſten, unmöglich verborgen bleiben. Sie lieſ't gemeinſchaftlich mit ihres Vaters Scribenten, Felix Wagner, in Schiller's Kabale und Liebe. Dem Scribenten ſollte man nicht anſehen, daß er ſchon ſechsundzwanzig Jahre zählt: auf ſeinem kleinen, ungemein zarten Geſichte will ſich ſchlechterdings kein Bart zeigen, was ihm aber wenig Kummer macht, denn er merkt es gar nicht, iſt alſo nicht eitel. Es gehört — wie nennt man es doch geſchwinde? — zu den Geſichtern, welche ſich zu keiner ausgeprägten Form entwickeln wollen, wo da und dort, namentlich zwiſchen den Augenbraunen und Augen, Fleiſchpartien aufgehäuft liegen, denen der Wohlwollendende mit

einem Pflaſterſtreicher zu Hilfe kommen möchte, ſie zu ebnen und gleichmäßig zu vertheilen. So viel iſt für jezt deutlich, daß Felix über ſeiner Lektüre vor Rührung halb desperat iſt; er kann es kaum erwarten, bis er wieder ein Blatt umſchlagen darf, und ſieht dann ſeiner niedlichen Nachbarin mit einer Miſchung von Ungeduld und Zärtlichkeit in die Augen, welche zu ſagen ſcheint: ach, wenn Du mich liebteſt, wie die arme Luiſe den Major, und wir würden auch ſo unglücklich! Dabei ſucht er im Umwenden den ſtrickenden Fingern mit den ſeinigen nahe zu kommen und ſie zu berühren. Luischen merkt es wohl und lächelt verſteckt, bald duldet ſie die Berührung, bald fährt ſie mit dem Geſtricke bei Seite; ſie iſt offenbar weniger gerührt durch die Lektüre, als der Scribent. Felix konnte nicht mehr ſtille leſen; er fing leiſe an, ward lauter und immer lauter, und als er an die Stelle kam: „Noch Einmal, Luiſe, noch Einmal, wie am Tage unſeres erſten Kuſſes, da du Ferdinand ſtammelteſt, und das erſte Du auf deine brennenden Lippen trat — da lag die Ewigkeit wie ein ſchöner Maitag vor unſern Augen, goldne Jahrtauſende hüpften, wie Bräute, vor unſerer Seele vorbei u. ſ. w.“ — ſtampfte er mit den Füßen und brüllte laut.

Denn wie und wo in ſeinem Leben hatte er jemals deklamiren gelernt? Je rührender eine Stelle, deſto fürchterlicher, meinte er, müſſe ſie geſchrien werden. Der Mops unter dem Ofen fing an, über den Lärm zu bellen. „Was Jahrtauſende! was Bräute!“ rief der erwachte Amtſchreiber, indeß ſich ſeine Schlafmütze zornig aufrecht emporreckte, und die Katze mit einem Sprunge von ſeinem Schooß hüpfte, „was iſt das für ein Teufelslärm und Geſchrei? wie, wie?“ Er griff nach dem Buche. Es war zu ſpät; die verbotene Waare, die in jedem andern Falle vor ſeinen Augen geleſen werden könnte, ohne daß er's merkte, konnte nicht mehr verborgen werden. Luischen war feuerroth; Angſtſchweiß perlte auf der Stirne des Scribenten; denn der Amtſchreiber war ein guter Mann, aber bei ſolchen Entdeckungen konnte er recht wild werden. Der Amtſchreiber blätterte lange, ſchüttelte den Kopf immer ſtärker, dann zu ſeiner Ehehälfte gewendet, fing er an: „und Du, Sabine, biſt ſchuldig; über dem verwünſchten leiſen Plappern bin ich unmaßgeblich wieder eingeſchlafen, kannſt Du denn aber auch um's Himmels willen nicht ſtill für Dich leſen? Da treibt nun die Brut Unfug mit heilloſen Büchern, ſezt ſich dummes Zeug

aus Theatern in den Kopf; ja, dummes, elendes Zeug. Was? Wann ſeit der Schöpfung der Welt ſind Ewigkeiten wie ein ſchöner Maitag vor unſern Augen gelegen? Wann, ſo frage ich unmaßgeblich, ſind goldene Jahrtauſende wie Bräute gehüpft? Das Tanzen verderbt ohnedies Leib und Seele, und Jahrtauſende ſollen hüpfen und tanzen? Unſinn. In meiner Jugend iſt es nicht ſo geweſen; da haben die jungen Leute hübſch ordentlich in der Bibel geleſen, und wenn ihr" — Hier wurde er vor Zorn glühend, hob das Buch in die Höhe, und Luischen machte ſchon eine ausbeugende Bewegung mit dem braunen Lockenköpfchen, als der Amtſchreiber plötzlich mitten in der Bewegung ſtille hielt und horchte. Der Mops ſpizte die Ohren; Frau Sabine nahm lauſchend die Brille herunter. Man hörte ein entferntes Schießen.

Wir wollen es den guten Leuten nicht übel nehmen, daß ſie alsbald an Krieg, Plünderung, Feuersbrunſt, Tod und Weltuntergang dachten. Die Zeitungen pflegten je acht Tage zu ſpät ihren Weg in des Amtſchreibers Haus zu finden. Der Amtſchreiber war ein liſtiger Kopf, der nicht den geringſten Anſtand nahm, heute oder morgen den Franzoſen, oder den Spanier, oder den Ruſſen, oder gar den Türken in's Land mar-

ſchiren zu laſſen; nach ſeiner Meinung brannte ohnedies der Menſchheit ein beſtändiges, durch Freimaurer, Jeſuiten und andere verkappte Füchſe angeſchürtes, Feuer unter den Sohlen; kurz, er war jeden Tag überzeugt, daß wir am Vorabend großer Ereigniſſe ſtehen, und daß die Zeit mit bedeutenden Begebenheiten ſchwanger gehe. Frau Sabine hatte ohnedies den beſten Glauben von der Welt, und war leicht außer ſich. Die Angſt ſtieg, als es an der Hausthüre pochte, und ſchwere, beſpornte Stiefel und ein klirrender Säbel die Treppen heraufraſſelten. Felix hatte bereits in Gedanken mit eigener Lebensgefahr die zitternde Luiſe aus einer Schaar wüthender Feinde herausgehauen und war mit Wunden bedeckt, er trug ſie mitten durch die Flammen des brennenden Hauſes unter dem Krachen der Kanonen in das rettende Pfarrhaus, und drückte ihr indeſſen, ſo lange Alles mit geſpannter Erwartung auf die Thüre ſah, alle Schüchternheit vergeſſend, die Hand. Ein Quartiermeiſter trat ein und meldete auf übermorgen Quartier, einen Leutnant mit einem Fourierſchützen; denn die diesjährigen Herbſtmanöuvres der Landtruppen hatten in dieſer Gegend den Anfang genommen. Er erklärte das Schießen, das ſo eben noch vernommen

wurde, aus den Vorübungen, die ein auf morgen beſtimmtes Manöuvre noch erforderte. „So iſt alſo kein Feind im Lande?“ fragte mit jenem Tone, der die eigene Frage zugleich bejaht, Frau Sabine den ſteifen Troſt, den ſie aus lauter Beruhigung ordentlich lieb gewonnen hatte. „Gans, was fragſt Du noch, ſagte der Amtſchreiber leiſe; das ſind ja unſere eigenen königlichen Truppen, die nur zum Spaß ſo thun, als führten ſie Krieg.“ Der ſchnurrbärtige Bote ging ab, der Amtſchreiber zu Bette, die Weiber fingen heute noch an, Zurüſtungen für den Empfang der Gäſte zu treffen, und Felix half ihnen.

Luiſe konnte, als ſie ſich endlich niedergelegt, keinen Schlaf finden. Es war ja doch außer allem Zweifel, daß der gute, gute Felix ihr zwei, dreimal die Hand gedrückt; ſie hätte ſich zwar gerne belogen, ſie habe den Druck nicht erwiedert, allein was half das Lügen? Aber, aber! der gute Felix macht eben eine gar zu ſchlechte Figur; wie armſelig wird er ſich ausnehmen, wenn er neben dem ſchönen, gar zu ſchönen Offizier ſtehen wird! (denn daß ein ſolcher komme, war ſchon bei ihr ausgemacht); zudem ſtack ihr der Major Ferdinand von Walter noch im Kopfe. — Felix ſteht oben in ſeinem Stübchen und

macht einen krummen Kopf an den Mond hinauf. Er ahnte nicht, was Luiſe da unten für Gedanken beherberge. Das Händeſpiel hatte den Guten in eine Wonne verſezt, die er ordentlich nicht mehr ertragen konnte. Der Leſer muß aber bedenken, daß er neuerdings aus des Pfarrers Bibliothek ſich Matthiſſon's, Hölty's, Schiller's Gedichte geholt hat und ſich noch nicht zu faſſen weiß in dem neuen Meer, in welchem ſeine von Aktenſtaub erſtickte Seele ſich badet. „Sie liebt mich, ſie liebt mich“ war der beſtändige Refrain von allerhand Phraſen, die er in die Nacht hinaus liſpelte, als z. B. „melancholiſch noch ein Heimchen zirpt“ oder: „melancholiſch blaß der Mond;“ oder: „Noch in meines Lebens Lenze“ und: „O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen —“. Ja ſein Geiſt faßte den ungeheuern Gedanken, augenblicklich ſelbſt ein Gedicht an den Mond zu machen. Er hatte die Beinkleider ſchon abgelegt, ſezte ſich aber nichts deſtoweniger auf ſeinen hohen, dreibeinigen Schreibſtuhl, legte Papier zurecht, ſpizte die Feder, und fing endlich an:

Blaſſer Mond, o komm', und gieße
Dein Licht auf mich herab in ſüßer Ruh',
Ja, ich liebe dich, Luiſe!
Wie der Mond, ſo biſt auch du.

Die lezte Strophe deklamirte er voll Triumph über ſeinen Fund, mit dem Stuhle ſchaukelnd, der, an ſolche Pferde-Bewegungen nicht gewöhnt, ſamt dem Reiter jählings zu Boden ſtürzte; aber nun war auch die Produktion erſchöpft. Nachdem er lange auf das Papier hingeſtarrt, gab er die Hoffnung auf und legte ſich nieder, um in den Armen des Traums ſchöner zu dichten.

Den Vormittag über wurde geſcheuert, gefegt, gebacken und gebraten aus Leibeskräften, auf den Nachmittag aber ein Spatzirgang beſchloſſen nach dem nächſten Dorfe, um von den Anhöhen deſſelben die Manöuvres zu betrachten. Auch Mütterchen ließ ſich's heute nicht nehmen, mitzugehen, denn ſo etwas hatte ſie Zeit ihres Lebens noch nicht geſehen, und wie freute ſie ſich auf den herrlichen Schrecken, wenn ſie nun das fürchterliche Schießen hören, die Ohren zuhalten, ſich zum Davonlaufen anſtellen, von den Ihrigen aber wieder zurückhalten laſſen werde! Eine gute Portion Schauder war ein Fund, den ſie nicht alle Tage genoß. Felix wirft ſich in ſeinen großen, dunkelgrauen Frack (er iſt nicht modern, er iſt noch von der Confirmation her und auf die Dauer gemacht), während er Schillers „Schlacht“ deklamirt,

mit der geringen Correctur: „Grüße mein Luischen, Freund!“ Endlich, nachdem Alles längſt an der Hausthüre bereit ſtand, die gute Frau aber wohl noch tauſendmal wieder in die Stube getrippelt war, um etwas Vergeſſenes zu berichtigen, ſezte ſich der kleine Zug in Bewegung. Felix trägt Luischens Sonnenſchirmchen neben ſeinem eigenen Regenſchirm (ohne Streifring und Griff, von grauem Zwilch), und weicht keinen Schritt von ihr, wagt es übrigens nicht, ſie unter dem Arme zu faſſen, wenn es auch über eine noch ſo breite Pfütze geht.

Der Weg führte am Pfarrhauſe vorüber, wo die Geſellſchaft ſtehen blieb, um ſich über ein zwar gewohntes, aber ſonderbares Schauſpiel theils zu beluſtigen, theils zu ärgern. Das halbe Dorf war unten verſammelt; oben im Dachfenſter ſtand ein Bauer, der große Säcke voll Aepfel, Birnen, Kartoffeln und anderer Früchte, einen um den andern unter tollem Geſchrei: Holla! He! Achtung da unten! der vor Freuden wiehernden, ſich balgenden Menge auf die Köpfe ausſchüttete. Der Pfarrer ſtand auch im Dachladen mit unmäßigem Gelächter. „Der Schwärmer! der desperate Kopf! der Phantaſte!“ murrte der unwillige Amtſchreiber, „doch nein! corrigirte er ſich,

er iſt ein braver und grundgeſcheidter Mann, wenn er nur in manchen Dingen nicht ſo ſehr unvernünftig wäre. Was Tauſend! wer wird denn auch ſeinen gutverdienten Zehnten ſo ganz ohne Zweck, ja ſkandalös genug zum Fenſter hinauswerfen, und zwar alle Jahre? Thut denn das auch ein denkender, geſezter Mann? Nein, ich werde unmaßgeblich über dieſe Handlungsweiſe immer mehr aufgebracht!“ Er blieb ſtehen, und ſtieß mit dem großen, ſpaniſchen Rohr auf den Boden, während die Seinigen ihn vergeblich fortzuſchieben ſuchten; das kurze Zöpfchen, das er zwar nicht mehr öffentlich tragen, aber auch um keinen Preis der Welt abſchneiden wollte, war naſeweiß aus dem Schlupfwinkel des Rockkragens gehüpft und ſtarrte empor. „Wohin, Herr Amtſchreiber? rief der Pfarrer aus dem Dachladen. Apropos! ein neues Buch zum Leſen! werd's dieſer Tage communiciren!“ — „Gehorſamer Diener, werde ſehr verbunden ſein, antwortete der Amtſchreiber, brummte aber vor ſich hin: wird wieder ſo unnüz Zeug ſein, Comödien, Romane, überſpannte Gedichte u. ſ. w.“

So ſezte ſich denn die Familie wieder in Bewegung. Sie waren ſchon auf einer Höhe angekommen,

wo ſie das ferne Krachen des Geſchützes vernehmen konnten; der Amtſchreiber war mit dem Scribenten etwas voraus, während die Mutter ſtehen geblieben war, in ihrer Taſche ſuchte und Luiſen fragte: „Haſt Du doch den Speiſekammerſchlüſſel nicht ſtecken laſſen? haſt der Magd auch Butter und Schmalz herausgelegt?“ als die Vorderen plötzlich eines Reiters anſichtig wurden, der ſehr langſam den Hohlweg hinaufgeritten kam. Es war ein Offizier, etwas bleich, in den Mantel gehüllt; er ſtrich ſich trotzig blickend den Schweiß aus dem Schnurrbart. Der Amtſchreiber machte eine tiefe Reverenz. „Wie heißt die Lumperei da unten?“ fragte der Krieger, gegen Felix gewandt, nach Grünthal hinunterdeutend, mit vornehmer Légèreté. „Um Vergebung, Grünthal, wenn der Herr erlauben, Grünthal ſchreibt ſich der Ort, ſtotterte Felix, der Name iſt Grünthal.“ — „So!“ ſprach der Reiter, und lächelte als ein Mann, der zum Lächeln zu erhaben iſt; „ich bin zum dortigen Amtſchreiber einquartirt, und muß heute ſchon Gebrauch davon machen, weil mich eine erlittene Quetſchung für's Erſte zum Dienſte unfähig macht.“ Der Amtſchreiber präſentirte ſich ihm nun unter vielen Bücklingen als ſeinem künftigen Gaſte, und ſtellte ihm

Frau und Tochter, und Felix als ſeinen „unmaß-geblichen Scribenten“ vor. Ein leiſes, kaum unter-drücktes: „Ah!“ ſtrich über die bärtige Lippe, als der Leutnant das erröthende, holde Töchterchen ſah, aber deutlicher ſtand auf ſeinem Geſichte zu leſen: gut Quartier. Da die Familie zu langſam war, um auch nur dem ſchreitenden Pferde gleichzukommen, erbot ſich der gute Felix, dem Reiter den Weg zu weiſen und ihn in ſein Quartier einzuführen. Trotz der Quetſchung konnte ſich's der Offizier nicht ver-ſagen, ſein Pferd anzutreiben, daß Felix über Stoppel und Stein neben ihm hertraben mußte. Da ſpringt der Herzgute ſchwitzend und keuchend. Die langen Frackſchöße, in welche die Mutter meh-rere Semmeln und eine gute Portion Schinken ge-ſchoben hat, um ſich im ſchlechten Dorfwirthshauſe beſſer zu erfriſchen, ſchlagen peitſchend auf ſeine mangelhaften Waden. Es iſt der reinen Seele nicht möglich, etwas von Schadenfreude zu ahnen.

Sie traten endlich in des Amtſchreibers Wohnung; Felix wies dem Gaſte ſein Zimmer an. Das Erſte iſt, daß er den Mantel abwirft, ſich vom Bedienten, der indeß nachgekommen, den Mantelſack öffnen, die feinere Uniform auf's Zierlichſte zurichten läßt, dann

ſich umkleidet und mit ungewöhnlichem Fleiße ſeine Toilette macht. Da ſteht er vor dem Spiegel und puzt ſich. Im Hauſe iſt Alles ſo friedlich und mäuschenſtille, nur daß in der entfernten Küche die Magd ein Liedchen ſingt. Was geht den jungen Gott dieſer Geiſt des Friedens an? Er denkt an andere Dinge. „Ja, du haſt mich ſchön geſchaffen, Natur, ſpricht ſein Herz vor dem Spiegel, dieſes blitzende Feuer der Augen, intereſſant gedämpft durch meine jetzige Ermattung, dieſer ſanfte Leidenszug um die blaſſen Wangen, ſeit ich meine Contuſion erhalten habe — Kraft und Anmuth in Einem — ich muß réüſſiren!" Noch ein Blick in den Spiegel, und er klirrt die Treppen hinunter, um die Familie zu begrüßen, welche mit möglichſter Eile zurückgegangen war, den Gaſt jezt erſt würdig zu empfangen. Herrlich, ſiegglänzend ſteht der Held vor Luiſe, welche nach und nach an ihn hinaufzublicken wagt, während Felix voll herzlicher Freude über den vornehmen Gaſt hinter ihm herumtrippelt.

Man ſezte ſich nieder, und erkundigte ſich erſt nach der erlittenen Verletzung des Herrn von Mayenberg, wie der Leutnant ſich nannte, worauf er, wie ein Mann, der dem Tode oft genug in den offenen

Rachen geſehen hat, mit ruhiger, langſamer, gleichgültiger Rede, als wäre es die unbedeutendſte Kleinigkeit, eine gräßliche Schilderung machte. Frau Sabine trug indeß ein Veſperbrod von ſo reicher Fülle und Mannigfaltigkeit auf, daß ſich ſechs Rieſen hätten ſatt freſſen können, indem ſie ſich natürlich nicht oft genug entſchuldigen konnte, daß ihre geringe Küche es nicht beſſer vermöge. Luiſens Augen glänzten, als der Herrliche anfing, von ſeinen Schlachten und Thaten zu erzählen; Felix ſah ihn ſtaunend an, und der Amtſchreiber politiſirte. Aber der Leutnant wußte mehr, als Das, zu ſprechen; er wußte zu ſprechen über Schiller, Jean Paul, Göthe; er wußte zu ſprechen über Philoſophie, Pferde, Hunde, Religion, Jus, Camerale und Medizin, über Maler, Bildhauer, er wußte zu ſprechen über Alles. „Die Plänkler wären vor,“ ſprach er in ſeinem Herzen, indem er anfing zu bemerken, daß der Inhalt ſeiner Monologen kein Publikum mehr fand, trotz allem guten Willen der Zuhörer; er ſchwieg, und legte ſich einige Zeit darauf, blos ein intereſſantes Geſicht zu machen. Als er aber merkte, daß die Leute nicht merken, wie intereſſant es ſei, trat er an's Fenſter, pries Luischens Blumenſtöcke, und nahm ſie, da

ſie zu ihm trat, etwas Weniges beim Kinn. „Ein Grübchen im Kinn? Wie bedürfen Sie, ſüßes Kind, doch noch Eine der ſieben Schönheiten, da Sie ja ſelber die Schönheit ſind.“ Luiſe verſtand es nicht, und mit Recht, denn es hatte ja keinen Sinn; indeſſen ſtrich etwas durch ihre Seele, das verdeutſcht ungefähr ſo heißt: Ach Himmel! der Held, der Apoll, der kecke, vornehme, hochgebildete Herr läßt ſich herunter zu mir ſchüchternem Kinde; es wird ja wohl keine Sünde ſein, wenn ich nicht ſo ſpröde bin. „Sind Sie muſikaliſch?“ fragte der Leutnant. Diesmal ging doch dem Scribenten etwas wie ein Stich durch's Herz, als Luiſe ſchüchtern antwortete: „ein wenig,“ und ſich gar nicht lange nöthigen ließ, ſich an's Clavier zu ſetzen; denn ihm hatte ſie dieſen Gefallen nie gethan. Er hätte es ſo wichtig nicht nehmen ſollen; denn wenn ſie wirklich etwas von Zärtlichkeit gegen ihn empfand, ſo konnte ja gerade in ſeiner Gegenwart die Schüchternheit größer ſein. Aber warum lag ihr denn ſo viel daran, vor dem Offizier nicht als blöde zu erſcheinen, wenn er nicht beim erſten Anlauf ſchon ihr Herz verzaubert hatte? Sei's, wie es will; wer ergründet ein Weiberherz? Auch hätte er ja bedenken können, daß es zweierlei

Liebe gibt, eine ſchüchterne und eine kecke. Uebrigens iſt es ein Bagatell, und nicht werth, daß ſich der Leſer ſo lange dabei aufhält.

Luiſe handthierte nicht wenig auf dem alten Hackbrett herum, ließ ſich auch nicht lange bitten, zu ſingen, ſondern mit anfangs zitternder, dann voller Stimme das Lied hören: „Einſam bin ich, nicht alleine.“ Sodann ihr neueſtes: „Das Schiff ſtreicht durch die Wellen.“ Gutes Gänschen! ſtand auf Mayenbergs Lippen zu leſen.

Indeſſen war der Wundarzt des Dorfes (Grünthal iſt ein anſehnlicher Marktflecken und war ehemals ein Städtchen) von dem Gerüchte, es liege ein tödtlich verwundeter Offizier bei dem Amtſchreiber, herbeigezogen worden. Er raſirte nicht mehr, ſondern war ein Herr geworden, doch pflegt er das Unterſte des Rockärmels noch etwas aufzuſtülpen, und die Arme im eilfertigen, pflichtbewußten Gehen nach hinten zu ſchleudern. Er machte ſeine Bücklinge; ſchon auf der Schwelle ſagte er, daß er einſt Militärarzt geweſen. Wie es doch kommt, daß der Offizier, der ſonſt derlei Leute militäriſch zu behandeln pflegt, ſo ungemein höflich gegen ihn iſt? daß er, ganz gegen ſeine Art, ſich ſogleich mit ihm auf ſein

Zimmer begibt, und die Contuſion unterſuchen läßt. Wir müſſen uns ſchon entſchließen, ein wenig am Schlüſſelloch zu horchen. „In drei Tagen, Herr Ober=Leutnant,“ ſagt der Arzt nach einer langen Pauſe, innerhalb welcher er die wunde Stelle mit Kennerblick betrachtet hat, „in drei Tagen, ich garantire, ſollen Sie hergeſtellt ſein.“ — „Sie ſcheinen die Sache zu unbedeutend zu nehmen, antwortet der Offizier, ich werde immer acht, ja vierzehn Tage bis drei Wochen zu meiner Wiederherſtellung bedürfen.“ „Bei meiner Ehre, bei meinem Männerwort, ſo wahr ich Klöpfer heiße, Sie ſind in drei Tagen wieder geſund, wie der Fiſch im Waſſer,“ ſagt der Chirurg, indem er Pflaſter und Bandage hervorzieht. Er trat dabei ans Fenſter, ſo daß der Offizier jezt erſt ſeine Züge deutlich erblickt. Dieſer fixirt ihn genau, und fragt plözlich: „Wie heißen Sie?“ — „Aufzuwarten: Klöpfer.“ — „So, ſo, Herr Klöpfer,“ ſpricht der Offizier, faßt ihn derb am Arme, dreht ihn herum, blickt ihm wie der ſchreckliche Kriegsgott in die blinzenden Augen, und fährt mit gedämpfter Stimme fort: „Spizbube; bei welchem Regiment haben Sie geſtanden?“ — „Unterarzt beim Küraſſier-Regiment.“ — „So, und meinen Sie, ich wiſſe nicht,

wer vor neun Jahren es war, der mit genauer Noth noch ſeinen Abſchied nahm, ehe es an den Tag kam, daß er jenem Offizier, der ihn wegen ſeiner Unverſchämtheit gehudelt hatte, die Wunde falſch behandelte, ihn auf ein ſchmerzhaftes Krankenlager ſtreckte, und ihm beinahe eine Zeitlebens fließende Wunde zurückließ? Das will ich ausposaunen, will es der Welt verkünden und beweiſen, oder —“ hier flüſtert er leiſe; der zitternde Chirurg ſcheint ſich zu beruhigen, macht freudig bejahende Geberden, und beide ſcheiden als die beſten Freunde von der Welt. „Das wäre im Reinen,“ ſpricht der Leutnant laut mit ſich, nachdem der Chirurg ihn verlaſſen hat. Er meint damit nichts Anderes, als daß er nun, ſo lang es ihm gefällt, in des Amtſchreibers Haus verweilen kann; der Chirurg, den er ſo ganz zur rechten Stunde in ſeine Schlinge gefangen hat, wird das Alles ſchon einzurichten wiſſen.

Indeſſen war unten im Wohnzimmer Luiſe gegen Felix ungewöhnlich freundlich geweſen, und hatte auf den ſchüchternen Vorwurf, daß ſie ja ihm niemals geſpielt und geſungen habe, unaufgefodert mit einem Handſchlag verſprochen, in Zukunft ihm zu willfahren. Der Leſer verſteht das ſchon — ſie

gibt Satiſsfaction ſich ſelbſt. Sie wußte ja auch nicht, ob nicht Felix es bemerkt hatte, wie ſie dem Offizier ihr Kinn ließ zum Magnetiſiren.

Der Pfarrer trat in's Zimmer und ſeine friedlich klaren Züge unterdrückten eine Rede über den Zehnten-Unfug, die ſogleich dem Amtſchreiber auf die Lippen trat. „Da hab' ich das Buch," ſagte er, und zog Dr. Kerner's „Seherin von Prevorſt" heraus. Der Amtſchreiber las den Titel und ſagte: „Seherin? Seherin? Prevorſt? Wo liegt das? In Schottland?" „In unſerm guten Schwaben, lieber Herr Amtſchreiber," war die Antwort; dem Amtſchreiber war es ſchon grün und gelb vor den Augen. Wieder überſpanntes Zeug, dachte er, indem er ſeinem Staaren eine Fliege fing. Felix fiel nun neugierig über das Buch her, und freute ſich nicht wenig auf die, in die unſrige hereinragende, Geiſterwelt; er dachte nämlich, ſeiner neueſten Tendenz zufolge, hiebei nicht an Geſpenſter, ſondern an Ideale, Genien, zitternden Mondſchein und dergleichen. Der Offizier kam nun die Treppe herab und trat herein, (er pflegt die Thüre weit zu öffnen, und eine kleine Zeit auf der Schwelle zu verweilen, wie der Gott, wenn er aus Wolken tritt) und brachte in Kurzem

vor, der Chirurg habe ihm eröffnet, die Curzeit werde, da ein Brand zu ſeiner Quetſchung zu treten drohe (wobei er witzig lächelte), ſich verlängern, und ihn nöthigen, die Gaſtfreundſchaft eines werthen Herrn Amtſchreibers länger in Anſpruch zu nehmen, als ſein, übrigens auf wirklichen Dank ſinnendes, Zartgefühl und ſeine Pflicht ihm ſonſt erlauben würden. Der Pfarrer ſtreichelte gerade, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, eine Katze, und hatte eine Erörterung begonnen, wie er doch die Katzen wegen des behaglichen, ſchmiegſamen, außerordentlich weichen Weſens liebe, wie ſelbſt die Beobachtung ihrer Falſchheit einen heiteren und pikanten Genuß gewähre u. ſ. w.; er drehte ſich um nach der fremden Stimme, und ſein Geſicht ſah, als er den Kriegsmann erblickte, nicht anders aus, als wie das Geſicht eines Mannes, den mitten in einer feinen Geſellſchaft die Froſtbeulen oder Leichdornen bis zur Verzweiflung quälen, und der doch nichts merken laſſen darf. Es iſt eigentlich eine große Schwäche an dem Manne, daß er keinen Offizier ausſtehen kann; denn welcher Denkende wird einen ganzen Stand verdammen? Uebrigens iſt er ein feiner Phyſiognomiker, hat ein Auge wie ein Falk, und hat den Codex des Mayenbergſchen

Geſichts vielleicht ſchon ſtudirt, ehe er noch über die Schwelle war. Dem Amtſchreiber und ſeiner Behaglichkeit war es eben keine beſondere Ehre, den Gaſt ſo lange im Hauſe behalten zu ſollen, aber ſeine ächte Höflichkeit ließ keinen Aerger aufkommen; zudem richtete ihn der Gedanke auf, wie er jezt ein gut Stück mit dem Vielbewanderten wegpolitiſiren wolle. Frau Sabine iſt bekanntlich eine gute Seele; ſie hat ſchon geſehen, wie gut es der vornehme Herr mit ihrem Töchterlein meint, und ſieht ſie im Geiſte ſchon als Frau Generalin.

Es ward nun beſchloſſen, daß man die nächſten Abende mit Vorleſen aus der Seherin zubringen wolle, und ſogleich dieſen Abend begannen der Pfarrer, der Leutnant, Felix und der Wundarzt abwechſelnd mit Vorleſen; bisweilen, aber ungerne, läßt ſich auch der Amtſchreiber dazu bereden. Bemerkungen, Scrupel, Einwendungen, die ſich ſogleich laut machen wollen, ſchlägt der Pfarrer nieder und ſchiebt dies Alles auf eine weitläufigere Beſprechung nach vollendeter Lektüre hinaus. Der Amtſchreiber ſchüttelt den Kopf gar häufig, je tiefer man in die Geſchichte hineinkömmt, und brummelt leiſe. Frau Sabine, anfangs ſchläfrig, ſperrt Mund und Naſe

weit auf; Felix wird bisweilen todesbleich, eine Gänſehaut rieſelt ihm an den Beinen hinunter bis in die Zehen, und jene Thränen ſtehen ihm in den Augen, die Jeder kennen muß, der den Schauder ſchon gekoſtet hat, mit welchem uns Wunder- und Geiſter-Geſchichten übergießen. Der Offizier lächelte, und der Pfarrer ſieht bisweilen mistrauiſch nach ihm hin, als dächte er: ſage nur, was du denkſt, ſo will ich dich kurz abfertigen. Warum, um's Himmelswillen, ſoll denn aber der Offizier nicht lächeln, da er doch Zweierlei ganz gewiß weiß; erſtens, daß das Dummheiten ſind; zweitens, daß eine Somnambüle neben ihm ſizt, die ihm unter dem Tiſchtuche ruhig ihre Fingerlein zum Streichen in verſchiedenen Methoden überläßt, und zum Glück keine Seherin iſt?

Nachdem die Geſellſchaft ſich getrennt hatte, begab ſich Felix auf ſein Kämmerlein, um ruhig in ſtiller Nacht ſeinen lieben Gedanken nachzuhängen. Aber er wußte nicht, der Mondſchein kam ihm heute nicht mehr ſo ſüß melancholiſch vor; der Vorſatz ſchon, das begonnene Gedicht weiter zu führen, war ihm widerlich. Er war zum erſtenmal in ſeinem Leben unzufrieden, er verſtand, was das Wörtlein Unruhe bedeuten wolle. Er hätte blind ſein müſſen, hätte

er nicht bemerkt, wie viele Schanzen um Luiſens Herzchen der junge Kriegsgott ſchon im erſten Anlaufe genommen habe; er wußte es, aber er ſagte es ſich nicht mit der Deutlichkeit der Reflexion; er verſtand es nicht, er ahnte die Sache nur in dunklem Gefühle, in einer ſtechenden, unbeſchreiblichen Angſt. Es iſt aber noch ein Ruheſtörer in ihm aufgeſtanden: der Stolz. Grob war der Offizier eben nicht gegen ihn geweſen, nur hatte er ein paarmal auf eine naive Frage ihm eine Antwort gegeben, welche, in gutes Deutſch überſezt, hieß: Einfaltspinſel! Zudem hatte der Offizier eine ungewöhnliche Gabe, aus einer, an ſich vernünftigen, aber nachläßig ausgedrückten Bemerkung, die etwa im Scherze hingeworfen abſichtlich manche Denkgeſetze hintanſezte, das Dummlichte herauszukehren. Der Leſer ſieht ſchon, er iſt nicht ohne Verſtand. Einmal redete er den guten Scribenten franzöſiſch an. Diesmal war Felix wirklich ſehr dumm. Die Ueberraſchung raubte ihm ſo ſehr die Sinne, daß er, weit entfernt, einen Spaß machen zu wollen, im Duſel ſagte: „Kannitverſtan." Er hatte das irgendwo geleſen, und meinte in der Eile, weil es nicht ſo recht deutſch ſei, ſo ſei es ſchon eher ein bischen franzöſiſch. Der Offizier

grinſte, wie ein Satan, und fing ſtatt aller Strafe nur an, ihm aus ſeinen Feldzügen Münchhauſenſche Geſchichten vorzulügen. So erzählte er ihm unter Anderem, einem Artilleriſten ſei, da er gerade ſeine Kanone laden wollte, der Kopf abgeſchoſſen worden. Der brave Soldat habe aber denſelben alsbald erwiſcht und ihn ſtatt der Kugel in die Kanone geladen, worauf er erſt todt niedergeſunken ſei. Felix hatte anfangs gutwillig zugehört, da es aber ſo handgreiflich kam, wurde er purpurroth; das Gefühl: er hat mich zum Beſten, er lügt mich an, wie einen Gimpel, fuhr wie ein Meſſer durch ſeine Bruſt. Aber dem Leutnant ein einziges böſes Wörtchen zu ſagen, das war ihm durchaus nicht möglich. Nur den Muth hatte er, dem Offizier ſchnell den Rücken zu kehren und wegzugehen. Er trat zu Luiſe hin, und ſprach, wie von einem dunklen Trieb der Rache getrieben, vertrauliche Worte zu ihr über Verwandte, über ein paar Familienanekdoten, die dem Offizier unbekannt waren. Er muß doch fühlen, ſo mochte Felix bei ſich denken, daß ich hier ältere Rechte habe. Wenn nur bei der ſchrecklichen Rache nicht zwei ſo fatale Umſtände geweſen wären! Einmal der, daß ihm Luiſe faſt keine Antwort gab, ſondern mit einem

Blicke nach dem Ritter ſah, der zu fragen ſchien, ob er es denn erlaube, daß ſie mit dem guten, aber blöden Scribenten auch ein Wörtlein ſpreche; ferner, daß der Offizier dieſem Blicke mit einem anderen Blick entgegenkam, und mit einem Lächeln, das da ſagte: nicht wahr, liebes Herzchen, den hab' ich ſchon weggeſtochen? Felix bemerkte dies ſo deutlich nicht, wie er denn überhaupt ein recht erbärmlicher Beobachter war. Konnte er doch wahrhaftig Jahrelang mit einem ſchielenden Menſchen zuſammenleben, ohne dieſen Fehler zu merken; konnt' er doch einem Manne begegnen, der krummer gewachſen war, als ein lateiniſches S, und er hätte ſein Ehrenwort darauf gegeben, daß er kerzengerade ſei; geſchweige, daß ihm ein ſchief getretener Schuh, ein klein Bärtchen um eines Frauenzimmers Lippen jemals bemerklich geweſen wäre. So merkt' er denn auch alle jene fatalen Umſtände nur, wie die Hühner in dunkler Nacht die Nähe des Marders wittern. Ein Charakter, wie Mayenbergs, war ihm überhaupt zu ferne und unverſtändlich, als daß ſein Stolz zu einem ſich ſelbſt bewußten Widerſtand ſo ſchnell hätte aufgereizt werden können. Verſtändlicher aber war ihm etwas Anderes, das aus Luischens Betragen neuerdings

hervorblickte, etwas, das kein Mann ertragen kann, — das Mitleiden. Heute hatt' er's noch nicht ſo empfunden, aber, armer Felix, es kamen böſe Tage für dich. Der Leſer kann ſich unter Anderem von ſelbſt vorſtellen, wie viel der Offizier in Luiſens Herzen durch ſeine Reitkunſt ausrichtet; denn die leichte Quetſchung war bald geheilt, und den Widerſpruch ſeines verlängerten Aufenthalts mit dieſer Heilung wußte er leicht zu bemänteln. Springt ſie nicht jedesmal, wenn ſein Pferd vorgeführt wird, vom dringendſten Geſchäfte weg nach einem oberen Fenſterlein, und ſieht den jungen Gott auf dem ſtolzen Rappen fortfliegen? Der junge Gott läßt natürlich allemal das Thier recht ſchön ſich bäumen und ausſchlagen; ja er verſteht die Kunſt, beide Bewegungen dem Pferde an Einem Stück abzunöthigen. Und wenn er dann an der Ecke noch einmal ſo ſüß heraufläche lt, wer ſollte da ein ſaures Geſicht machen? Weiter, wenn er es wagt, noch ein Kußhändchen aus der Ferne heraufzuwerfen, wer ſollte ſo grob ſein, und es nicht endlich einmal erwiedern? Da kam einſt Mayenberg auf den, für ſeine Zwecke offenbar trefflichen, Gedanken, dem Scribenten ſein Pferd zu einem Spazirritt höflich anzubieten. Felix

konnt' es nicht abſchlagen. „Sie ziehen doch den grauen Frack dazu an?“ fragte der Leutnant, und lächelte dabei bewußt nach Luiſen hinüber. Das ſieht der Felix. Ach, du ſchöner Traum, der Frack ſei ein Wunder von einem Kleide, da liegſt du zertrümmert! Der Rappe wurde vorgeführt. Ich will ſchon mit dem Thiere fertig werden, log ſich Felix an, denn er war einmal auf einer alten Mähre eine ganze Stunde lang im ſtarken Schritte geritten; ſein Herz pochte, wie ein Hammer, er ließ ſich's aber nicht merken, ging liſtig um das Pferd herum, und ſezte den linken Fuß in den Steigbügel zur rechten Seite des Thiers. Der Leutnant brach jezt in ein ſchallendes, raſendes Gelächter aus; eine ſolche Ignoranz in allen höheren Wiſſenſchaften hatte er ſich wirklich nie träumen laſſen. Er kömmt herbei, und nimmt den unglücklichen Ritter am vorderen Zipfel des Rockkragens, um ihn auf die linke Seite des Pferds herumzuführen. Das war doch zu viel. Felix reißt ſich glühend los und tritt weg; zum erſtenmal in ſeinem Leben ſaß ihm eine Grobheit auf der Zunge. Aber das Herz iſt zu gut, die Zunge kann nicht zum Schuſſe kommen. Ja er läßt ſich beſänftigen, und ſteigt unter Anleitung des Offiziers

ordentlich auf, wie und wo es ſich gehört. Er ſizt recht keck, ſtreckt die Fußſpitzen herzhaft weit hinaus, und blickt gar nicht ohne Stolz auf Luiſen, die unter der Hausthüre ſteht. Indeſſen ſchleicht Mayenberg hinterher und gibt dem Rappen mit der Gerte einen ſtarken Schlag, daß er ſich hoch bäumt und ausſchlägt. Felix liegt im Staube. Trotz der ſchmerzhaften Erſchütterung des ſtarken Falls fährt er auf, wie ein Pfeil, rennt in ſeine Stube, wirft ſich in einen Seſſel und weint wie ein Kind. Luiſe hatte während dieſes ganzen Auftritts nicht gelacht, ſondern war wirklich böſe auf den Offizier, inſofern ſie es ſein konnte. Nun tritt ſie mit der Bürſte zu Felix herein, und will den über und über Beſchmuzten ſäubern. Wahrhaftig, es wär' ihm nicht ſo ſchmerzlich geweſen, hätte ſie ihn ausgelacht. „Nein! Nein! Nein!" ſonſt konnte er nichts rufen, und riß ihr die Bürſte aus der Hand. Luiſe ſtand auf der Schwelle, ſah lange zu Boden, und ging langſam, bedenklich die Treppe hinunter. Da ſaß nun der Adonis wieder ſelbſt zu Pferde: wie ſollte ſie noch Zeit haben zu Grillen?

Ein Mann ſoll niemals lange bereuen, ſondern die Reue ſoll ſogleich den Entſchluß erzeugen. Felix

fühlie eine doppelte Reue, und daraus ward ein doppelter Entſchluß. Erſtens die Reue, daß er ſolch ein Gimpel geweſen ſei; daraus der erhabene Vorſatz, ſeine Sparbüchſe anzugreifen zu einem neuen Rock. Zweitens die Reue darüber, daß er Luiſen ſo barſch angelaſſen, und noch mehr, daß er den Moment nicht beſſer benüzt habe, da er ſie nachdenklich ſah; überhaupt aber darüber, daß er den Offizier ſo walten laſſe; daraus ward nicht ſogleich, aber keimte ein Entſchluß. Eine rechte Narrheit wär's aber, dieſen zweiten dem Leſer nur ſo geſchwind auszukramen; war ſich doch Felix ſelbſt noch nicht recht klar darüber, und wird ſeiner Zeit ſchon Alles an's Licht kommen. Ferner iſt noch unbekannt, warum der Offizier neuerdings mit dem Chirurgen wieder heimliche Unterredungen hat, beſonders Einmal eine lange, nachdem er bemerkt, wie Luiſe vor Bettgehen dem Scribenten einen Handſchlag gegeben und geſagt hatte: „gute Nacht, lieber, guter Felix!" Denn ſeit dem Reiterſtückchen war ſie ein wenig anders geworden, ſpröder gegen den Leutnant und zärtlicher gegen Felix. Damit hängt es vielleicht zuſammen — wie? — das weiß der gute Himmel —, daß Felix neuerer Zeit viel zu gehen und zu rennen hat,

beſonders nach dem Dorfe Feldheim, eine Stunde von Grünthal entfernt. Er ſagt, er beſuche ſeine Mutter, welche daſelbſt als Wittwe lebte, (ihr ſeliger Mann war Schulmeiſter in Feldheim geweſen). Wär' er lieber zu Hauſe geblieben, dann hätt' ihn auch der Oberamtmann, als er einſtens in die Oberamtsſtadt ging, nicht in die Wade gebiſſen. Das ging ſo zu. Er hatte ſeine Gründe, dem Oberamtmann eine Aufwartung zu machen. Dieſer war ein fetter, mürriſcher Mann mit ſchwarzem Haar, dicken, ſchwarzen Augbraunen, grauer Geſichtsfarbe, hängenden Backen, kurz der ächte Bullenbeißer. Felix ward verdrießlich empfangen und zweifelhaft entlaſſen. „Bitte recht ſehr, der Herr Oberamtmann ſind gar zu gütig, bitte, bitte, bemühen Sie ſich nicht,“ ſagte Felix, ohne ſich umzuwenden, indem er die dunklen Treppen hinabſtieg; denn es polterte hinter ihm etwas herunter, was offenbar Niemand anders ſein konnte, als der Oberamtmann. Da ſich der Begleiter dieſe, verglichen mit ſeinem ſonſtigen Weſen unbegreifliche, Höflichkeit nicht nehmen läßt, fängt Felix an, ſchneller hinabzuhüpfen; aber der Begleiter (es war des Oberamtmanns Kettenhund) fuhr ihm an die Wade und that einen guten Biß hinein. Felix

ſieht nicht mehr um ſich, ſondern ſpringt in tollen Sätzen athemlos aus dem Hauſe. Man muß auch nicht vergeſſen, daß die Vorleſungen aus der Seherin fortdauern, wenn man ſich etwa wundern wollte, daß Felix auf ſeinem Glauben blieb. Felix hätte aber aus noch einem Grunde zu Hauſe bleiben ſollen, denn je öfter er ausgeht, deſto mehr wird der Offizier wieder Herr in Luiſens Herzen; übrigens plagt er den Felix wenig mehr, und ſieht ihn oft ärgerlich an, denn ein paar Tage lang nach der Cavalcade hatt' es doch gedauert, daß ihm der Scribent das Terrain verſperrte.

Der Amtſchreiber mit Familie, der Leutnant, der Pfarrer, der Chirurg und Felix ſitzen vertraulich zuſammengerückt nach dem Abendeſſen um den Tiſch. Die Seherin von Prevorſt iſt zu Ende geleſen, und nun ſind Jedem ſeine Bemerkungen erlaubt.

„Ach du Himmel, wie ſchauerlich! rief Luiſe, nein! jezt geh' ich des Nachts nicht mehr allein aus dem Zimmer, denn jezt muß man glauben, daß es Geiſter gibt.“ — „Und alle die Prophezeihungen und die Maſchinen und fremden Sprachen und Zeichen — ich kann wahrhaftig nicht mehr ſchlafen!“ fiel Frau Sabine ein. Felix war ſtumm; das

Mitleiden mit der armen, unſäglich leidenden Frau zerriß ihm das Herz; überdies dacht' er an den beiſſenden Oberamtmann; und endlich hatt' er zu träumen, wie er einſt mit Luiſen als ein ſeliger Geiſt in einer beſſeren Welt ſchwimmen werde.

„Ich ſage unmaßgeblich, mein Grundſatz hierüber iſt der, plazte der Amtſchreiber unter ſeiner Zipfelkappe hervor, daß das überhirniges, überſpanntes, phantaſtiſches und rabiates Zeug ſei. So was iſt mir in meiner ganzen Praxis noch nie vorgekommen.“ — „Sie haben ganz Recht, lieber Herr Amtſchreiber, ſezte der Offizier bei, es ſind unglaubliche Sachen; die Seherin iſt eine ſchlaue Betrügerin, ſei es auch nur aus Eitelkeit, und der Arzt will wenigſtens Aufſehen machen. Dabei ſollte man erwarten, daß die Mährchen beſſer erſonnen wären. Die Geiſter (ich will davon abſehen, daß ich überhaupt keine glaube), was für dummes, kindiſches, abgeſchmacktes Zeug begehen ſie? Heben eine Frau ſamt dem Stuhl in die Höhe, werfen einer Andern die Kleider hin und her, reißen der Frau Hauffe die Stiefelchen vom Fuße! Nein! es iſt zu dumm, ich ſchäme mich, es nachzuſagen! Die Möglichkeit ſolcher Fiktionen kann ich mir nur daraus erklären, daß

man nach und nach in die Lüge hineinwächſt, und ſich ſelbſt anlügt, was man nur will. Geiſter aber, liſpelte er darauf ſeiner Nachbarin Luiſe in's Ohr, glaube ich deswegen nicht, und kann es keine geben, weil es keine Unſterblichkeit gibt. Das iſt eine Vorſtellung für Schuſter und Schneider.“ Der Witz iſt geſtohlen aus Voltaire; aber liſtig genug greift er's an, daß er Luiſen manchmal ſolche Sächelchen vertraut, denn er hat viel gewonnen, wenn ſie mit Schauder an ihm hinaufſieht, wie Gretchen an Fauſt. „Ach was! ſchrie jezt der Wundarzt mit ſeiner Froſchſtimme, ſchröpfen, ſchröpfen ſollte man ſie, denn ſie ſind alle miteinander wahnſinnig geweſen. Ich will nicht glauben, daß ſie gelogen und betrogen haben, aber Eins hat das Andere mit der Dummheit und Tollheit angeſteckt und um den geſunden Verſtand gebracht.“

„Mit keinem von dieſen Urtheilen ſtimme ich überein, ſagte der Pfarrer, in gelaſſener Rede vor ſich blickend. Von Wahnſinn, um mit der lezten Bemerkung anzufangen, kann nicht die Rede ſein, wo ſo viel Sinn iſt; es iſt ein verhüllter, aber ein tiefer Sinn, und ich verſichere Sie, Herr Wundarzt, Sie denken in Einem tollen Traume mehr Vernünftiges,

als wachend in acht Tagen. Aber Sie, Herr Leutnant, ſollten Sie wirklich ſo wenig Menſchenkenntniß beſitzen, daß Sie darum dieſe Geiſtergeſchichten verwerfen, weil die Geiſter dumme und kindiſche Streiche ausüben? Die Geiſter, welche ſich ſo lächerlich gebärden, ſind nach dem Syſtem der Frau Hauffe unſelige Geiſter, die ihrem unmächtigen Ingrimm durch derlei Kinderſtreiche Luft machen wollen. Haben Sie denn noch nie erlebt, wie niederträchtige Menſchen, ſeien ſie ſonſt noch ſo klug, im Ingrimme dergleichen Dinge begehen? Wie z. B. ein Bedienter, der es nicht wagt, gegen ſeinen ſtrengen Herrn aufzutreten, in dummer Bosheit ihm täglich die Stiefel an einen falſchen Ort ſtellt, und dergleichen Kindereien mehr? Dieſe lächerlichen Streiche der Geiſter ſind eine der treffendſten Züge in unſerm Buche, ſo richtig gezeichnet, ſo tief pſychologiſch, daß ich im Gegentheil allen Schreiern zum Trotz mich dadurch am eheſten verführen laſſen möchte, an jene Geiſter zu glauben. Von Betrug aber zu ſprechen, mein Herr, ich weiß nicht, verräth das mehr Blindheit gegen den ganzen Geiſt, der in dem Buche weht, oder mehr übeln Willen." Der Pfarrer wird grob; es iſt ſonſt nicht ſeine Weiſe. Der Leutnant ſtreicht ſich die

Haare in die Höhe, wirft die Lippen auf, und beſinnt ſich nur noch, welche Antwort großartig genug ſein werde. Der Pfarrer blickt ihn feſt an, und ſpricht ruhig weiter: „Deswegen ſtimme ich aber doch mit dem Glauben unſerer Frauenzimmer nicht überein, denn auch ich halte die Geiſter der Frau Hauffe für keine wirklichen Geiſter; und doch, Herr Amtſchreiber, glaube ich, daß es ganz richtige, wahre Erſcheinungen ſind.“ Jezt rächt ſich der Leutnant: „Welcher Widerſpruch, ruft er, alſo Sie ſagen: es gibt Geiſter, und ſagen: es gibt keine Geiſter!“ und lachte, daß es gellte. „Wenn Sie wollen,“ antwortet der Pfarrer, und nimmt das Lachen nicht übel. Er kennt das. „Ich will einmal ſehen, fährt er fort, daß ich mich deutlicher ausſpreche. Vor Allem aber will ich erklären, warum ich keine Geiſter-Erſcheinungen glaube.“

„Erklären? fiel hier Felix ein. Hier läßt ſich nichts erklären, hier muß man mit dem Gemüthe glauben, und den kalten Verſtand gefangen nehmen. Der Verfaſſer klagt ja auch — und das hat mir eben ſo gefallen — wie es doch ein Unglück ſei, daß der vom Glauben abgefallene, weltliche Verſtand ſo ſehr Meiſter werde, und die Innigkeit, den Sinn für die

Welt der Wunder und Geiſter ſo erſticke, daß uns nur bei einem großen Verluſte, nur ſelten traumweiſe Kunde werde von jener unſichtbaren Welt.“

Wie iſt doch der Felix ſo keck und beredt geworden! Er ſizt auch ganz ſtolz und aufrecht da, und erröthet nicht, wie ſonſt, da er ſich länger ſprechen hört. Woher hätte er vor einer Woche noch den Muth dazu gebracht, woher nur die Ausdrücke? Seine Keckheit rührt aber namentlich daher, weil er morgen früh einen neuen Rock vom Schneider erwartet. Ein zweiter Grund iſt, daß er mit dieſem neuen Rocke zugleich einen neuen Menſchen anziehen wird. Er hat auch etwas Großes, Großes beſchloſſen, und will es theils heute, theils den kommenden Morgen unwiderruflich ausführen.

Der Pfarrer erwiederte mit wohlwollendem Blicke: „Ein gutes Herz, lieber Felix, braucht den Verſtand nicht zu fürchten; er iſt ſo böſe nicht. Wer iſt dummer, als der Teufel? Nichts trefflicher, als der Verſtand im Dienſte der Wahrheit, nichts unentbehrlicher. Sagt mir Einer: das läßt ſich eben blos fühlen — je nun, ſo hätte er ganz ſchweigen ſollen. Nur zu, nur zu mit dem ſtrengen Verſtande! Nur nicht auf halbem Wege ſtehen geblieben! Iſt die

Rechnung geſchloſſen, ſo wette ich, der fromme Kinderglaube ſelbſt wird ſagen müſſen: ach, du lieber Gott, das meinte ich ja eben auch. Kerner hätte daher freilich im Einzelnen mit mehr Zweifel an die Sache gehen ſollen; gewiß, der Zweifel hätte ſeiner Sache kein Leid gethan, der Zweifel iſt noch ein ganz anderer Mann, als der Doktor Paulus in Heidelberg. Hätte er es mit den Begriffen etwas ſtrenger genommen, ſo wäre vielleicht auch der Titel des Buchs anders ausgefallen, denn mit dem „„Hereinragen““ haben Geiſterwelten nichts zu ſchaffen. Im höchſten Grade unphiloſophiſch!“

„Ei was, philoſophiſch und wieder philoſophiſch! fiel hier der Amtſchreiber ein, nicht wahr, das iſt unmaßgeblich auch philoſophiſch, wenn man den Zehnten aus dem Dachfenſter auf das Volk herunterſchüttet?“

Der Pfarrer lachte herzlich, und fuhr fort: „Um nun endlich auf meinen Gegenſtand zurückzukommen, ſo will ich Alles mit Einem Worte ſagen: ein Geiſt iſt ein ſilberner Zinnteller; d. h. die Vorſtellung von Geiſtererſcheinungen enthält ſolche Widerſprüche, daß ſie ſich ſelbſt aufhebt. Nicht, als ob ich meinte, ein Geiſt dürfe keinen Körper haben.

Behüte Gott! Wenn alle die guten Leute, die im Himmel ſind, kein verſchiedenes Temperament haben (und das ſizt ja doch im Blute), da wären ja alle einander ſo langweilig ähnlich, daß ſie vor lauter Wonne mit ihrem Kiefer aus Geiſt einander nur angähnen könnten. Oder ſie ſollen zwar für gewöhnlich keinen Leib haben, aber nach Belieben bei Gelegenheit ſich in ein himmliſches Garderobeſtück werfen? Gewiß nicht. Laſſen wir ihnen alſo den feinen Körper aus Nervenäther, den ſie nach Frau Hauffe im Tode mitnehmen. Nun frage ich: kann man auch einen Frack oder lederne Hoſen aus Nervengeiſt haben? Kann man ſprechen und ſtöhnen mit einer Gurgel aus Nervengeiſt? Kann man an eine Thür pochen ohne einen Finger aus Fleiſch und Bein?“

„Ei, nahm Felix das Wort, können ja doch die Menſchen ſolche Töne und Bilder durch andere Apparate nachahmen. Der liebe Gott kann ja das den Geiſtern auf irgend eine Weiſe möglich gemacht haben.“

„Solchen Apparat haben die Geiſter nicht, ſagte der Pfarrer; wie der liebe Gott ſie geſchaffen hat, ſo hat er ſie geſchaffen, und iſt ſchwerlich aufgelegt, ihnen um gewiſſer Zwecke willen, deren Vernünftigkeit

ſehr in Zweifel ſteht, Taſchenſpielerei zu erlauben. Freilich, ich kenne Leute, die jenes Aechzen und Stöhnen hörten, die nachher vom Geiſterglauben abfielen, und doch auch jezt nicht läugnen konnten, ſie haben es gehört. Aber ich will lieber glauben, daß das Wirkliche einen kaum denkbaren Grund habe, als daß das Undenkbare wirklich ſei.“

„Ja, du barmherziger Gott, das verſtehe ich Alles nicht, ſagte Frau Sabine. Was ſind denn dann das für Dinger, die zu der Frau Seherin gekommen ſind?“ Sie fuhr dabei mit der Hand über Stirne und Geſicht, gleichſam um ſich die Kopfnerven zu ſtärken, die durch das bisherige Geſpräch ganz confus geworden.

„Traumbilder ſind es, erwiederte der Pfarrer. Ich will mich näher erklären, ſobald wir uns das Weſen des Traums ein wenig vergegenwärtigt haben. Im Traume wird nichts blos gedacht. Im Traume hat Alles Fleiſch und Bein. Der Träumende legt ſeine eigenen Gedanken in den Mund fremder Geſtalten, und wundert ſich dann, als hätt' er von dieſen eine Neuigkeit erfahren. Er ſpielt Theater, und weiß nicht, daß er ſelber hinter den Couliſſen ſteht, ſeine lebendigen Puppen an unſichtbaren Fäden leitet

und für ſie ſpricht. Z. B. ich träume, mir gebe Jemand ein Räthſel auf. Ich bemühe mich vergeblich, es zu errathen; ja ich ärgere mich, daß der Andere ſo klug ſei und ich ſo einfältig. Wer hat denn aber das Räthſel gemacht? Bin denn nicht ich es, der da träumte? Freilich dieſe Unterſcheidung zwiſchen meinem Ich und der Welt iſt hier nicht ganz am Orte. Ich ſtehe im Traume nicht mehr ſo außer und neben den Dingen, um mir über dieſelben meine beliebigen Gedanken zu machen. Nicht ich bin es, der ſich rühmen dürfte, er habe einen herrlichen, tiefwahren Traum gedichtet. Die Dinge ſchauen ſich ſelbſt in mir an. So erkennt Gott die Dinge, weil ſein eigenes Weſen durch ſie ſtrömt."

Der Offizier lächelte hier ſarkaſtiſch, der Chirurg ſah ſehr dumm aus, der Amtſchreiber brummelte wieder etwas von genialſeinſollendem Zeug zwiſchen den Zähnen.

„Ich frage z. B., nahm der Sprecher wieder das Wort, hat je ein Menſch im wachenden Zuſtand ein ſo wahres, herrliches Bild der Liebe in ſich erzeugen können, wie wir in ſeligen Träumen ſie oft anſchauen, in Träumen, wo wir im Auge der Geliebten das unergründliche Meer der ewigen Liebe ſehen,

wo wir Engel Worte der ewigen Liebe flüſtern hören, und eine unendliche Wonne, — wir wiſſen nicht mehr, woher ſie entſtanden iſt, — noch lange, nachdem wir erwacht den Alltagsgeſchäften wieder nachgehen, in uns nachzittert?“

„O das iſt herrlich, ja das iſt wahr und herrlich!“ rief Felix mit leuchtendem Antlitz. Des Offiziers Geſicht, ſonſt wirklich hübſch zu nennen, nahm ſo etwas von einem Bock an. Mit einem Blick auf ihn ſezte der Pfarrer hinzu: „Hat aber auch je ein Sittenlehrer die Schändlichkeit der Wolluſt ſo treffend geſchildert, wie ſie im Traume durch unbeſchreiblich widerliche Bilder ſich ſelber malt und verdammt? Aber auch ein tiefer Denker iſt der Traum. Die ſchwierigſten Fragen löſ't er; aber wenn wir erwachen, haben wir das Wort vergeſſen. Einmal erging mir's beſſer. Ich lag im Graſe und ſchlummerte ein. Nicht entfernt hatte ich vor dem Einſchlummern an tiefſinnige Grübeleien gedacht. Auf einmal erwachte ich mit dem Gedanken: Die Welt iſt ein durchſtrichenes Fragzeichen. Ich rühme mich nicht, denn nicht ich habe es gedacht, ſondern der Traumgott; aber es ſteckt viel Sinn in dieſem Bilde.“

„Pah! rief der Amtſchreiber, ich träume keine ſolche wunderlichen, überſchwenglichen Dinge. Ich fertige eine Rechnung aus, oder beſorge ein ander Geſchäft, das ich den Tag über liegen ließ, oder ich gehe mit meinem Mops ſpaziren in aller Ordnung. Oder ja, manchmal träumt mir etwas recht Dummes. Par exemple hatte ich kürzlich einen gar ärgerlich tollen Traum. Ich ſchlief in einem Elſterneſt oben auf einer Pappel. Es regnete leiſe. Die Pappel ſchwankte ſanft im Winde. Es war angenehm; aber wie zwecklos!“ — „Und mir träumte dieſer Tage, ſagte Felix, nachdem ich Tags zuvor — — — richtig! es träumte mir, ich ſah den Herrn Oberamtmann über die Straße gehn. Ich ſtellte mich vor ihn, machte ein tief Compliment und ſprach: O Herr Oberamtmann, man weiß recht wohl, daß Sie dahier im Wirthshauſe zur Krone zehn Jahre lang Kettenhund geweſen, zum Lohne für Ihre getreuen Dienſte ſofort zum Hausknecht, nach und nach aber zum Oberamtmann avancirt ſind!“

„Der leztere Tranm beſonders, meinte der Pfarrer, mag ſo dumm nicht ſein. Ueberhaupt möchte ich den Traum um ſeines Humors willen noch beſonders preiſen. Uebrigens hüten wir uns allerdings,

den Werth des Traumlebens zu hoch zu ſtellen! Der Menſch hat andere Dinge zu thun, als zu träumen. Das geſteigerte Traumleben iſt Krankheit. Dies führt mich wieder zu unſrer Seherin. Auf ſeiner höchſten und reinſten Stufe wird der Traum zum Hellſehen. Die Hellſehende blickt in's Herz der Welt, in die verborgene Werkſtätte des Lebens. Mauern und Wände öffnen ſich, ferne Strecken liegen vor ihrem Auge. Vergangenheit und Zukunft reißt ihren Schleier vor den Blicken der Unglückſeligen. Geſtalten zukünftiger und verſtorbener Menſchen treten vor die Staunende. Aus dem Munde dieſer kommt ihr die Kunde längſt vergangener Begebenheiten, guter und ſchlimmer Handlungen. Viſionen alſo ſind es, aber wahre; es iſt ihr Schauen, aber ihr Schauen iſt kein Spiel, kein verworrener Wahnſinn, ſondern die Wahrheit ſelbſt. Jene Züge kindiſchen Grimmes, die Frau Hauffe von ihren Geiſtern erzählt, erkennen wir nun als den treffenden Witz des Traumes, unter deſſen Zauberſtabe die Schatten den verkehrten Aberwitz ihres Lebens enthüllen müſſen. Der Betrüger ſpielt die Geſchichte ſeines Betrugs noch einmal auf den zauberhaften Bretern, der Geizige, der Wollüſtling geſteht ſein Verbrechen, ſo wie die Pflanze

ihre heimlichen Kräfte vor dem Seherauge bekennen muß. Mag hier noch viel Unerklärtes bleiben (wozu ich aber dieſes Fernſehen in Zeit und Raum nicht rechne); ich bleibe auf meiner Ueberzeugung: jene Geiſter ſind innerlich wahre Viſionen, die der ſeltſame Schattenſpieler, der Traum, den Somnambülen vorüberführt, aber keine äußerlich wirkliche Weſen. Mit dieſem Widerſpruch, meine ich, ſollte der Verfaſſer unſeres Buches nicht ganz unzufrieden ſein, denn die Heiligkeit der Sache bleibt dabei ganz unangetaſtet."

Manche Einwendungen erhoben ſich; die Frauen beſonders wollten ſich nicht zufrieden geben. Der Pfarrer vertiefte ſich in der Widerlegung immer mehr, und das Geſpräch zog ſich bis gegen Mitternacht. Als die Thurmuhr ihre klagenden Zwölfe predigte, ſtand er auf und blickte lächelnd nach dem Amtſchreiber, der für gut gehalten hatte, die Behauptungen des Pfarrers über das Weſen des Traums ſogleich in der Wirklichkeit zu erproben; was wir ihm um ſo weniger übel nehmen wollen, da der Pfarrer ſich ſelbſt geſtehen mußte, daß er für ſein Publikum viel zu gelehrt geſprochen habe, worüber er ſich übrigens mit der Erfahrung tröſtete, daß auch

unwiſſenſchaftliche Menſchen vermöge eines gewiſſen Erkenntnißinſtinktes unverſtandenen Worten den Sinn abzulauſchen wiſſen. Wenn der Leſer indeſſen nicht ähnliche Verſuche wie der Amtſchreiber angeſtellt hat, ſo wird er gebeten, noch einen Blick nach dem Chirurgen Klöpfer zu werfen. Der gute Mann iſt ganz ſcharlachroth und offenbar beſoffen. Die Hiſtoriker haben noch nicht ermittelt, ob es mehr Zufall oder Plan war, daß er ganz nahe zum Weinkrug zu ſitzen kam; das Licht reichte nicht bis zu der Ecke, an der er ſaß, und der zinnerne Deckel des Kruges ließ ſich mit einiger Behutſamkeit ohne alles Geräuſch öffnen und ſchließen. Felix hat Achtung gegeben, und verſtanden, was er vermochte. Wie kühn und aufgeweckt er heute iſt, haben wir ſchon geſehen. Da das Geſpräch geendet hat, pocht ihm das Herz gewaltig; er denkt an ſein Vorhaben. Frau Sabine denkt nichts. Am wohlſten iſt es eigentlich dem Mops unter dem Ofen; man hat heute wegen der Herbſtlnft und des armen, leidenden Offiziers etwas eingeheizt; er ſieht aber nicht danach aus, als wolle er Probleme von Geiſtergeſchichten löſen. Der Amtſchreiber ſchrickt auf bei der plötzlichen Pauſe, und lallt: „Richtig, ja, ja,

unmaßgeblich haben Sie Recht, Herr Pfarrer, die Rechnung iſt aber noch nicht ganz ausgearbeitet; und ich will den Henker auch wiſſen, was der Herr Leutnant und meine Tochter ...“

Als hätte der zuckende Blitz in die Glieder des Offiziers geſchlagen, ſo riß er ſeinen Arm an ſich, den er unbemerkt um Luiſe geſchlungen hatte. Der Schrecken wäre nicht nöthig geweſen; man hatte die ſchlaftrunkenen Worte kaum gehört, und ſie gingen nicht, wie zu befürchten ſcheint, aus einer aufmerkſamen Beobachtung hervor. Nur ſo bisweilen hatte der Amtſchreiber etwas gewittert, es war ihm aber nicht ſo recht zum Bewußtſein gekommen; im Traume nun mochte das Halbbemerkte zu einem undeutlichen Bilde geworden ſein, das er aber eben ſo ſchnell wieder vergeſſen hatte, als ſeine ſchlaftrunkenen Lippen es ausgeſprochen. Der Leutnant meint aber von nun an, der Amtſchreiber habe wahre Luchsaugen; auch ſteht zu befürchten, Luiſe werde von Stund' an zum Nachdenken über ihr Verhältniß kommen. Wir wollen ſehen.

Der Amtſchreiber hatte ſich indeß die Augen etwas gerieben, und faßte das Reſultat des ganzen Geſpräches ſo zuſammen: „Summa, Alles iſt dummes

Zeug, rabiates, desperates und überſpanntes Weſen, ſage ich unmaßgeblich, wovon man zur Zeit meiner Jugend nichts gewußt.“ Er wollte noch Weiteres in dieſer Manier ſagen, aber der Pfarrer brach auf. Daher ward Luiſe beordert, ein Laternchen oben von der Kammer zu holen. Sie zündete ein Licht an, dem Befehle nachzukommen; der Vater fuhr aber auf, und verlangte, ſie ſollte die Laterne oben im Finſtern ſuchen bei Strafe ſeiner Ungnade. Luiſe zitterte und bebte; die Mutter ſchüzte ſie, und der Amtſchreiber, um ſeine Bravour zu zeigen, verließ nun ſelbſt das Zimmer und ging hinauf in die dunkle Kammer. Der Leſer muß wiſſen, daß es in dieſer Kammer ſpucken ſoll. Nach wenigen Minuten kehrt der Amtſchreiber zurück, aber ohne Laterne, bleich wie der Tod, die Augen weit aufgeriſſen, die Hände zitternd, übrigens mit feſten, feierlichen Schritten. „Um Gotteswillen! was hat's gegeben?“ ruft Frau Sabine. „Nichts!“ antwortet der Amtſchreiber langſam und dumpf, und ſpricht außer dieſem Worte kein einziges mehr, er bietet nicht einmal dem Pfarrer und Chirurgen gute Nacht. Man hörte ihn auf ſeinem Arbeitszimmer noch lange nach Mitternacht mit großen Schritten auf und niedergehen.

Vielleicht eine unruhigere Nacht, als er, brachte der gute Felix zu; er thut aber frühe Morgens einen entſchloſſenen Sprung aus dem Bette, macht mit Sorgfalt ſeine Toilette, und da ſie vollendet iſt, ſteht, wie gerufen, der Bote da mit dem neuen Rock, den nicht der Dorfſchneider, ſondern der beſte Kleidermachermeiſter im Städtchen ausgefertigt. Er iſt modern, liegt recht gut an, und Felix bemerkt zum erſtenmale mit Wohlgefallen ſeinen ſchlanken Wuchs. Erſt nach der Rockmuſterung öffnete er ein Briefchen, von dem der Bote geſagt hatte, daß er es in Feldheim übernommen habe. Mit zitternder Hand war darin geſchrieben:

Lieber Felix!

Komm doch zu mir, ich bin recht ſehr krank. Ich habe ſo ein heftiges Kadarrfieber. Ich bin ſo matt. Und wann der liebe Gott mich abrufen däte, daß ich den Troſt noch habe, und in meines lieben Sohnes Armen ſterbe. Und ſtehe mir bei in meinen Aengſten und Mattigkeit. Deine bis in den Tod getreue

Mutter

Chriſtine Wagnerin.

Der Schrecken, der ihn bei dieſer Nachricht ergriff, hätte tiefer und ſchmerzlicher gewirkt, wäre er nicht auf einen, durch die neuen Erfahrungen aufgerüttelten, und durch einen Entſchluß geſtärkten Willen geſtoßen, und hätte Felix nicht die übertriebene Aengſtlichkeit ſeiner Mutter gekannt, welche ſie auch bei unbedeutenden Anfällen ſogleich das Aeußerſte befürchten ließ. Doch zitterte er heftig und Thränen kindlichen Mitleids rannen über ſeine Wangen. Wir müſſen übrigens jezt ſchon geſtehen, was für ein Entſchluß es war, den er gefaßt hatte. In den paar Wochen, die er in des Nebenbuhlers Nähe zugebracht, hatte er erſt angefangen, zu empfinden, daß er ein tüchtiger Geſchäftsmann ſei und in einem Alter ſtehe, das ihn zu Anſprüchen berechtige. Daß aus dieſem neuen Bewußtſein alsbald eine Handlung wurde, das verurſachte die Angſt um Luiſe, und die Gelegenheit. Es war in Feldheim die Schultheißenſtelle erledigt; er wußte, daß die Gemeinde günſtig für ihn geſtimmt ſei, und ſeine Mutter beſonders hatte ihn dringend aufgemuntert, ſich zu bewerben. Die Stelle war anſehnlich, mit dem Geſchäft und Gehalte eines Rathſchreibers verbunden, und er konnte immerhin ein „Herrenſchultheiß" werden. Vor wenigen Wochen

hätte er's freilich nicht für möglich gehalten, ein ſol- ches Wagniß auf ſich zu nehmen. Mit dem Offizier aber waren bekanntlich neue Gäſte bei ihm eingezo- gen: Zorn, Selbſtgefühl, Muth; und ſo hatte er friſch und kühn das Ungeheure gewagt. Das waren die geheimnißvollen Gänge, die er ſeit einigen Tagen unternahm; darum war er zum Oberamtmann ge- ſtiegen. Hab' ich dann erſt die Schultheißenſtelle, dachte er, oder die gewiſſe Anwartſchaft dazu, ſo — werbe ich um Luiſe. Sage nun noch Einer, daß aus dem ſchüchternen Felix nicht in kurzer Zeit ein Held geworden ſei! Aber der Brief? Wenn er nun wochenlange ſeine kranke Mutter pflegen wird, was wird der Leutnant einſtweilen in Luiſens Herzen für Fortſchritte machen! Darum ſchnelle zum Amt- ſchreiber, und nicht nur, wie dieß noch geſtern ſein Vorhaben geweſen, ihm ſeine Bemühungen um die Schultheißenſtelle mit leiſer Berührung der ſchöneren Hoffnungen, die er daran knüpfte, mitgetheilt, ſon- dern geradewegs um Luiſe geworben! So unver- ſchämt wird doch der Leutnant nicht ſein, nach einer Blume zu ſtreben, auf welche ein Anderer ſchon die Hand gedeckt hat?

Da geht er nun über das Eſtrich hin im neuen

Rocke, anfangs mit feſten, entſchloſſenen, dann aber je näher er des Vaters Thüre kommt, mit zweifelhaften, wankenden Schritten. Die erſte That in ſeinem Leben! Armer Felix! dein Herz pocht hörbar; dichter Schweiß liegt auf deiner Stirne. Er hat's gewagt und hat an die Thüre gepocht. „Herein!" tönt es dumpf und feierlich. Der Amtſchreiber ſteht vor ihm in der Nachtmütze und im Schlafrocke. Er ſcheint größer, als ſonſt, ſein Geſicht angeſpannt, die Augen weit offen. Er ſieht den Scribenten lange ernſt an. „Herr Amtſchreiber, beginnt dieſer, können Sie mir auf acht Tage oder länger Urlaub geben?" „Urlaub?" ſagt der Amtſchreiber lang gedehnt, als beſinne er ſich auf den Sinn des Wortes. „Ich muß meine kranke Mutter beſuchen," fährt Felix fort. „Iſt ſie krank? fragt der Alte feierlich, wird ſie ſterben? Weihekuß in dunkler Mitternacht? Todesengel? Wer verachtet die Geiſter? Es hat ſich viel in mir verändert, junger Menſch! Der Zweifler Thomas hat die Finger in die Wunden ſeines Herrn und Heilands gelegt." Er wollte hier eine Priſe nehmen. Plötzlich ſchleuderte er die Doſe weit von ſich und rief: „und ich athme noch? und ich ſchnupfe noch? unmittelbar über dem Munde, den das Geiſter-

reich — war es eine Mahnung zur Beſſerung? war es ein Zeichen nahen Todes? über dieſem Munde, in der Nähe dieſer Wangen, ſoll ſich eine ſchnupfende Naſe aufhalten? Wie ſo? Geiſter ſchnupfen nicht!“

Was aber um's Himmelswillen iſt aus dem ſonſt ſo vernünftigen Manne geworden, der, mit Tieck zu ſprechen, ſo lange gehalten hat? Muß der graue Amtſchreiber in ſeinem Alter noch ein Träumer und Schwärmer werden! Felix blickt faſt ſo, als kennte er ein wenig den Grund dieſer Veränderung; denn nicht Staunen iſt es, was bei dieſer Rede ihn ergreift, ſondern eine verzweifelte Verlegenheit; er krabbelt am Halstuche, arbeitet in den Haaren (die er neuerdings um die Stirne nicht mehr ſchlicht hängen läßt, ſondern in die Höhe ſtreicht), er ſchwizt, wie ein Candidat im Examen; er will etwas hervorſtottern, aber es erſtirbt auf ſeinen Lippen. Nein! noch iſt's nicht Zeit, ſo überlegt er, faßt ſich ein Herz und kömmt zur Sache. „Herr Amtſchreiber! beginnt er, ich — ich — ich muß geſtehen, daß ich ſo frei ſein wollte, Ihnen noch Etwas vorzutragen. Ich habe mich um die Schultheißenſtelle in Feldheim beworben; ich habe gute Hoffnung, ſie zu bekommen, nur über den günſtigen Einfluß des Herrn Oberamt-

manns auf meine Wahl bin ich noch ungewiß, denn — es iſt ſeltſam und mir unbegreiflich — denn, da ich ihm meine Aufwartung machte, hat er mich in die Wade gebiſſen!“ „Hat er das? fiel der Amtſchreiber mit freudigem Geſichte ſchnelle ein, und ſeltſam nennſt du es? Nichts natürlicher. Eine wahre Kleinigkeit. Ich war ſelber nicht beſſer, als mein Mops. Der leichte, ſchwebende Geiſt jedoch löſete mit ſeinen Lippen das ſiebenfache Mopsſiegel. Ja, Felix, Geiſter exiſtiren. Geiſter finden im höchſten Grade Statt. Selbſt in Rumpelkammern halten ſich welche auf. Was ich weiß, das weiß ich. Glaube einem alten, verklärten Amtſchreiber!“

In ſeiner Herzensangſt wußte Felix jezt nicht, ob er ſeine Hauptbitte anbringen ſolle. Aber von der einen Seite ermuthigte ihn die Anrede: „Sohn“, von der andern erinnerte ihn ein gellendes Gelächter des Leutnant's, das in dieſem Augenblicke aus dem unteren Wohnzimmer heraufdrang, daß es hohe Zeit ſei, ſich auszuſprechen. „Herr Amtſchreiber, fing er an, ich geſtehe, daß ich mit der Hoffnung auf die Schultheißenſtelle noch eine andere verbinde. Darf ich — ich will — ich möchte Sie fragen — ich wäre eigentlich ſo frei, Ihnen vorzulegen, vorzutragen,

ob — ob —" Hätteſt du dich doch nur beſſer vorbereitet, guter Felix! Hatte ihm denn auch jemals eine Menſchenſeele geſagt, wie ein Freiwerber ſeine Sache vortragen müſſe? Iſt es nicht, mit ſeinem früheren Weſen verglichen, Fortſchritts genug, daß er neuerdings ordentlich Acht gegeben und gelernt hat z. B., was man antworte, wenn uns Jemand ſagt: es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen? — daß er recht ordentlich ſich einzuführen weiß, wenn er zu einem Mahle eingeladen in ein Zimmer tritt? Und weiß er nicht auf eine Einladung mit ſeltenem Anſtand zu ſagen: Sie ſind ſehr gütig, ich werde ſo frei ſein, von Ihrer Güte dankbaren Gebrauch zu machen? Hatte ſonſt Jemand zu ihm geſagt: ich bedaure ungemein, es thut mir ungemein leid, Sie nicht getroffen zu haben, Ihnen nicht dienen zu können u. ſ. w., ſo hatte er das immer in allem Ernſte geglaubt, herzliches Bedauern mit dem Bedauern gehabt, und zur Antwort nur einen ſeltſamen, unarticulirten Ton von ſich gegeben. Nun iſt er bereits liederlich genug geworden, dieſe Redensart ohne allen Schmerz anzuhören und mit einem ditto zu beantworten. War es ferner neulich nicht ewig Schade, daß es nur die Beſtie von Bullenbeißer hörte, wie er

ſo höflich zu ſagen wußte: Bitte, bitte, bemühen Sie ſich nicht? Ja ſo weit hat er's gebracht, daß er, wenn er einen Gaſt bitten ſoll, in eine Paſtete einzuſchneiden, oder ſich Wein einzuſchenken, nicht mehr ſagt: Sein Sie ſo gütig und verſehen Sie ſich doch! ſondern: bedienen Sie ſich! Aber eine Werbeformel, die er nicht einmal vorher ſchriftlich zu concipiren Muße hatte — das iſt noch zu viel für unſern Felix. Er ſtottert alſo noch Verſchiedenes, wird endlich zornig über ſeine eigene Dummheit, und ſagt in der Deſperation: „ich möchte gerne die Güte haben, Ihre Jungfer Tochter zu heirathen." Es iſt heraus; tauſend Centner ſind ihm vom Herzen. Der Amtſchreiber ſieht ihn mit zuſammengefältelten Augenliedern blinzend halb von der Seite an; das ſchnelle Wort ſcheint zu gleicher Zeit verſchiedenartige Eindrücke auf ihn gemacht zu haben; von der einen Seite, ſofern er noch der alte Amtſchreiber war, großes Staunen über einen Schritt, den er ſo gar nicht vermuthet hatte; denn ein ſchneller Blick war nicht ſeine ſtarke Seite, — wie hätte ihm Felixens ſtille Liebe bemerklich werden ſollen? Von der anderen Seite aber war er ſeit dieſer Nacht offenbar zu erhaben zur Verwunderung über dergleichen weltliche Wünſche; ja es lag in dieſer

Beziehung etwas Verächtliches in ſeinem Blicke. Dieſer Eindruck behielt auch die Oberhand. „Du wagſt es, ſprach er, irdiſche Wünſche vorzulegen einem Manne, den eben erſt das Jenſeits mit ſeinen Zauberſchwingen berührt hat? Dein Umgang ſeien Weſen einer andern Welt. Die Kinder dieſer Welt freien und laſſen ſich freien. In der Auferſtehung werden ſie weder freien, noch ſich freien laſſen. Ich erlaube dir — (er duzt jezt Jedermann) —, zu deiner kranken Mutter zu gehen, ich empfehle dir, ſie magnetiſiren zu laſſen, und mir genaue Nachricht über den Erfolg zu geben. Aber verſchone mich mit deinen weltlichen Wünſchen. Leb wohl!“ Als aber Felix ſchon das Zimmer verlaſſen und die erſten Treppen zurückgelegt hatte, rief er ihm nach: „Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter gehorſamſt, und ich laſſe ihr von Herzen gute Beſſeruug wünſchen!“ Doch wieder ein vernünftiges Wort! Aber ſein „unmaßgeblich“ hat er weggelaſſen; kein gutes Zeichen. Wollte Gott, daß er in der Geneſung fortführe!

Felix nimmt unten im Wohnzimmer mit gebrochener Stimme Abſchied. Luischen erſchrickt ſehr über die ſchnelle Abreiſe. Ein Schrecken, der wohl ſehr zuſammengeſezter Natur war; ein Schrecken über

die Krankheit der Mutter des Scribenten; ein Schrekken darüber, daß er vielleicht lange weg ſein werde; und dieſer wieder ein doppelter und dreifacher. Denn hatte ſie ihn nicht von Herzen lieb und vermißte ihn bitter ungerne? Wenn ſie ihn aber aus Gründen dennoch gerne vermißte, mußte ſie nicht über ſich erſchrecken wegen des gerne Vermiſſens? Und ging ihr nun nicht die beſte Gelegenheit ab, Bußwerke zu thun, da ſie dem armen Scribenten nicht mehr da und dort eine unvermuthete Zärtlichkeit zuwenden konnte? Als Felix die Krankheit ſeiner Mutter als Grund der Abreiſe angab, trommelte der Offizier den Zapfenſtreich an's Fenſter, es wollte aber nicht recht gelingen. Er nahm Abſchied, von dem Lezteren mit ſteifer Höflichkeit, von Luiſe zweimal: einmal im Zimmer, dann noch einmal unter der Hausthüre, wobei ſie ihm ſonderbar in die Augen ſah.

Felix eilte vor ſeiner Abreiſe noch zum Pfarrer und ſchüttete ihm ſein ganzes Herz aus, beſonders geſtand er ihm jenes Geheimniß, das er dem Amtſchreiber faſt geſtanden hätte, als er ihn in ſeinem neuen Zuſtande ſah, bat ihn auch, dem Amtſchreiber, da er ſelbſt zu furchtſam geweſen, die Augen zu öffnen. Der Pfarrer war aber anderer Meinung und

ſagte, der Amtſchreiber müſſe ihm noch eine gute Weile zappeln. Im Uebrigen zeigte er die herzlichſte Theilnahme, und wiegte, als Felix ſeine Furcht wegen des Nebenbuhlers andeutete, bedenklich den Kopf, als wollt' er ſagen: ich weiß es ja ſchon lange und beſinne mich, was thun. Beim Abſchied legte er ihm die Hand auf die Schulter, und ſprach: „Felix, nehmen Sie meinen Segen mit, ich hoffe, wir ſehen uns fröhlich wieder.“

Felix traf ſeine Mutter ſehr angſtvoll und hielt die Krankheit für gefährlicher, als ſie war. Der Chirurg Klöpfer, mit dem der Oberamtsarzt Nachſicht hatte, wenn er in der Umgegend bisweilen medicaſtrirte, ſaß am Bette, und ſagte immer: „gefährlich iſt die Krankheit nicht, nein gewiß nicht, aber bedenklich, ja bedenklich“; er ſchärfte Felix wiederholt ein, ſo lange als möglich bei ſeiner Mutter zu bleiben, weil ſeine beruhigende Gegenwart vor Allem heilſam wirken müſſe. Felix ſaß nun ganze Nächte lang bei der ſchlafloſen Frau, heizte ein, ſchwazte mit ihr von Vettern und Baſen, hob und legte ſie, las ihr aus der Bibel vor, und dachte, wenn ſie im halben Schlummer lag, und nur der unruhige Athem der Kranken, oder das Summen einer Fliege an der

Decke des Zimmers, oder der Ruf des Nachtwächters die tiefe Stille unterbrach, an ſeine geliebte Luiſe. Seine Empfindungen in ſolchen Stunden waren nicht mehr ſo aus Mondſchein gewoben, wie früher. Er hatte auch früher an den Offizier öfters lange, wohlgeſezte, heroiſche Reden über ſeine Grobheit und Frivolität gehalten, wenn nämlich der Offizier ausgeritten und er allein auf ſeinem Zimmer war. Jezt trat an die Stelle ſolcher Reden eine größtmögliche Thätigkeit in der Schultheißenſache. Wirklich ging hier Alles den beſten Gang; er hatte die meiſten Stimmen gewiß, und machte ein paar Tage vor der Wahl noch einen Beſuch bei dem Oberamtmann, wo er denn auch die wahre Urſache ſeiner Wadenwunde entdeckte, und nicht begriff, wie er doch damals ſo heillos dumm geweſen ſei, im Uebrigen äußerſt gnädig empfangen wurde.

Während Felix von dieſem Gange in's nahe Städtchen noch nicht zurück war, kam plözlich der Pfarrer von Grünthal athemlos zu der kranken Frau gerannt, bei welcher gerade der Chirurg ſaß. Er grüßte kaum, ging auf und nieder, bis er zu Athem gekommen war, und ſezte ſich dann an den oberen Theil des Bettes, ſo daß er den Chirurgen recht im

Auge hatte. Er griff den Puls der Kranken, und fragte, womit ihre Krankheit begonnen habe? Ein Schnupfen, war die Antwort, deſſen Anfang mit einem Fieber verbunden war. Sie habe ſich ſogleich an den Chirurgen gewandt, der gerade im Dorfe geweſen ſei. Der Pfarrer entwickelte nun mediciniſche Kenntniſſe, die der Chirurg nicht bei ihm geſucht hätte; denn er begann, zu fragen, und immer gründlicher zu fragen über die Mittel, die er angewandt habe. Der Chirurg verwickelte ſich, und fing an, ſich zu widerſprechen, indem er unter anderen entgegengeſezten Mitteln auch ſolche nannte, welche die Fieberhitze der Frau gerade noch verſtärken mußten; er lenkte jedoch jedesmal wieder ein, und ſuchte den Pfarrer durch eine unendliche Anhäufung techniſcher Ausdrücke zu verwirren. „Und warum haben Sie denn befohlen, immer ſo ſtark, als möglich, zu heitzen? Die Arznei her!“ rief der Pfarrer, nahm den Kolben, ſchüttelte, roch daran, beſah ſich den Inhalt am Fenſter, blickte den Chirurgen lange an, und warf plötzlich das Glas an den Ofen, daß die Scherben weit umher fielen. „Schurke! rief er und packte ihn am Arme, Er hat das Fieber **genährt**, Er hat die Frau krank **gemacht**, hat ſie krank **erhalten**, und ich

weiß, warum — Schweig' Er, ſag' ich, widerſprech' Er nicht!" Der Pfarrer wandte ſich jezt zu der Kranken, beruhigte ihren Schrecken, verſicherte ſie einer leichten und baldigen Geneſung, und ließ dann den Chirurgen unter ſeinen Augen zweckmäßige Mittel verordnen. Da derſelbe hierauf in aller Eile Reißaus nehmen wollte, ſagte er, ſo ſei es nicht gemeint, erbat ſich den Schlüſſel zum Ofenloch, und ſperrte den Widerſtrebenden mit überlegener Leibeskraft in den noch ziemlich warmen Ofen. Die arme Frau meinte nicht anders, als ſie ſei vergiftet, und nur mühſam konnte ſie der Pfarrer, der die Heftigkeit, womit er ſie zu einem Zeugen ſeiner Entdeckung gemacht hatte, zu ſpät bereute, tröſten, da er ihr den eigentlichen Grund des Schurkenſtreiches nicht, wenigſtens jezt noch nicht, entdecken konnte. Er mußte einſtweilen die Sache ſo drehen, als habe der Chirurg hier Gelegenheit nehmen wollen, eine neue Cur zu verſuchen und glänzende Kenntniſſe zu zeigen, da er doch ſeine eigene Ignoranz einſehen ſollte. Er blieb am Bette der Frau ſitzen, bis Felix mit einem gar hoffnungsvollen Geſichte eintrat, ſeine gute Aufnahme bei'm Oberamtmann erzählte und nicht wenig verwundert war, den Pfarrer hier zu treffen. Sein

Erſtaunen ſtieg, als er im Ofen leiſe wimmern hörte, und deutlich die Worte vernahm: „wenn doch nur ſchon den Leutnant — — —" „Sein Sie ganz ruhig, ſprach der Pfarrer, es iſt kein Geiſt, wir wollen ihn herausziehen." Mit Aſche und Ruß bedeckt erſchien der Chirurg, auf welchen die Erſcheinung des guten Felix wie ein kaltes Bad nach dem heißen wirkte. „Sieht Er, ſagte der Pfarrer, ich hätt' Ihn eigentlich einſperren ſollen, bis Er, ſtellenweiſe wenigſtens, gebraten und geröſtet geweſen wäre, ich habe aber Mitleiden gefühlt, da ich Ihn wimmern hörte. Ich will gnädig ſein, und Ihm weiter keine Strafe zufügen, als daß ich dafür ſorge, daß Ihm für die Zukunft das Medicaſtriren niedergelegt wird. Aber Eins ſag' ich ihm, wenn Er mir vor zwei Tagen Grünthal wieder betritt, ſo zeig' ich Seine ganze Schändlichkeit der Polizei an." Der Chirurg ſchwur, was er vermochte, ſchüttelte ſich, und flog die Treppen in, pſychologiſch und naturgeſchichtlich merkwürdigen, Sprüngen hinunter.

Der Pfarrer wollte durchaus Felix noch dieſen Abend mit ſich nach Grünthal nehmen, aber dieſer konnte ſich nicht entſchließen, von ſeiner Mutter zu weichen, bis er ſich von ihrer Geneſung überzeugt habe,

und zudem war morgen die Schulzenwahl. So mußte er denn verſprechen, ſo bald er das Reſultat wiſſe, nach Grünthal zu eilen und zwar zuerſt in's Pfarrhaus.

In des Amtſchreibers Hauſe war es die acht bis zehn Tage her, ſeit Felix entfernt war, etwas unheimlich zugegangen. Der Amtſchreiber war ſtumm, wie ein Fiſch. Sprach er etwas, ſo waren es ſonderbare Behauptungen, wie z. B., er höre gegenwärtig die Zeit gehen: es ſei nicht anders, als wie wenn man das Ohr an ein langes, blechernes Rohr halte. Ein beſonders bedenklicher Umſtand war, daß er nie mehr ſagte: unmaßgeblich. Er kam viel mit einem alten Schäfer zuſammen, der ihm Unterricht in der Sympathie und Magie gab, und ihm Jacob Böhme's und Swedenborg's Schriften lieh. Daneben las er in der Offenbarung Johannis. Frau Sabine hatte das fortwährende Entſetzen über ihres Mannes unglaubliche Veränderung ganz zu Boden geſchmettert. Im Trüben iſt gut fiſchen, dachte der Offizier, und brachte durch alle Mittel eines gewandten Abentheurers das gute Luischen auf jenen Punkt von Verwirrung und Verzauberung, wo es zweifelhaft iſt, ob Erziehung und kindliche Liebe eine

ausdauernde Schutzwehr gewähren werden. Mehr Kraft und Sicherheit, als dieſe Bande und Rückſichten gab ihr der Gedanke an Felix.

Der Pfarrer hatte eine Bemerkungsgabe, wie Wenige, indem ſich mit einem ſcharfen Auge die ſchnellſte, bis an's Prophetiſche gränzende Combination verband. Man war von ihm beobachtet, wenn man es gar nicht für möglich hielt; las er doch während der eifrigſten Predigt, mitten im höchſten Pathos, in dem Geſichte eines Bauern, der im äußerſten Winkel der Kirche ſaß, deutlich genug, ob er ſchläfrig, gleichgültig oder andächtig ſei. Aehnlichkeiten in Geſichtern waren ſein Lieblingsſtudium; beim erſten Anblick eines ganz Unbekannten konnt' er mit Zuverläßigkeit ſagen: das iſt ein Bruder oder eine Schweſter von Dem oder Jenem, der dort und dort lebt, und es traf oft genug ein. Ja, ſah er nicht vielen Leuten ihren Taufnamen im Geſichte an? Hat er nicht bisweilen ſchon den Geſchlechtsnamen ſogar errathen? Am wenigſten konnten Eitle, Verlegene, Verliebte ſeinem Blicke entgehen, wenn er nämlich beobachten wollte, denn namentlich auf Beobachtung der leztgenannten Leidenſchaft pflegte er ſich gar nicht zu legen, da ihm der ſchlechte Witz, der Verliebte

aufſpürt und foppt, unerträglich war. So hatte er denn auch dem Offizier und dem Mädchen längſt in die Karten geſehen. Es lag aber nicht in ſeiner Art, ſich ohne Noth mit Warnungen und guten Lehren einzumiſchen; er hätte vielleicht noch lange zugewartet, wäre er nicht zufällig zu einer neuen Entdeckung gelangt.

Er ſaß eines Morgens in ſeinem Garten hinter dem Dorfe und las. Dieſer Garten iſt eine völlige Wildniß; ſeit der Pfarrer ihn beſitzt, iſt keines Gärtners Hand darüber gekommen. Der Pfarrer iſt ſchwach genug, aus Grundſatz es ſo zu halten, und noch eitel darauf zu ſein. Beſuchte ihn eine landpfarrerliche Geſellſchaft, ſo pflegte er ſich einen ſeltenen Genuß zu bereiten. Da er nämlich ſchlechterdings kein intereſſantes Geſpräch zu führen wußte, wie z. B. über Zehnten, Fruchtpreiſe, politiſche Neuigkeiten, ſo fühlte die Geſellſchaft bald lange Weile, und verlangte, den Garten zu ſehen, die Blumen, den Kohl, die Kreſſe zu bewundern. „Ja wohl, ja recht wohl," pflegte er dann zu ſagen, holte einen rieſenmäßigen Schlüſſel, ſchritt feierlich der Caravane voran, drehte lang den Schlüſſel im Schloſſe, riß dann plötzlich die Thüre weit auf und machte ein ſataniſches Geſicht. Er

hatte auf dieſe Weiſe bereis die gerechte Verachtung aller Pfarrhäuſer in der Umgegend ſich zugezogen. — In dieſem Garten alſo ſaß er, da ging der Chirurg am Zaune vorüber. Die Sonne brannte ihm blendend auf den abgefärbten Rücken ſeines grasgrünen Biberrocks. Das geht wieder zum Leutnant, dachte er: was wohl die Kerle mit einander haben? Indem kam der Offizier vorübergeritten und hielt an, da er den Wundarzt ſah. „Geht's gut?" fragte der Chirurg mit ſeiner widerwärtigen Vertraulichkeit. „Geht's gut? fragte der Leutnant zur Antwort, und ſezte hinzu: er darf ſo bald noch nicht zurück." Der Chirurg beſann ſich, und ſagte: „ich will ſehen, wie ich's einrichte, aber lange kann ich's nicht mehr treiben; ich fürchte, ſie möchte mir —". Die folgenden Worte verſtand der Pfarrer nicht mehr. Er ſprang auf, als hätte ihn die Tarantel geſtochen. Denn er warf nun mit Einem Male einen ganz neuen Blick in die Gefahr, worin Luiſe ſchwebte. Er hatte bis jezt gemeint, der Offizier treibe blos aus langer Weile eine planloſe Spielerei mit Luiſen; nun ſah er plözlich einen argliſtigen Plan und ſchändliche Mittel zur Erreichung deſſelben. Er kannte zwar Luiſe als ein gutes Mädchen, die unter ihrer ſchüchternen

Schalkheit einen braven Sinn verberge. Aber er erinnerte ſich zugleich an eine andere Bemerkung, die er in dieſen Tagen gemacht hatte. Mayenberg hatte nämlich mit ſeinem Bedienten immer etwas zu munkeln gehabt, was dem Pfarrer verdächtig ſchien; dann hatte er den Bedienten fortgeſchickt, und er war noch nicht zurück. Wenn das auf eine Entführung abgeſehen wäre? dachte er; wenn er die Abweſenheit des Scribenten deßwegen veranſtaltet hätte und dazu benützen wollte, das unerfahrene Kind, deſſen Charakter er feſter findet, als er glaubte, unter dem Vorwande ſolider Abſichten zur Flucht zu bereden? Die Mutter warnt Luiſen nicht; der Vater iſt neuerdings ſo viel, als keiner. Doch, ſollte Luiſe denn wirklich ſo ſchwach ſein? Zwar: Gebrechlichkeit, dein Nam' iſt Weib. Sollte ſie aber wirklich die Erbärmlichkeit des Offiziers nicht einſehen? Nun, es iſt nur zu bekannt, daß die Leidenſchaft von der ſittlichen Beurtheilung unabhängig iſt. Sei es, wie es wolle, und wäre auch gar keine Gefahr da, dieſes leichtſinnige Spiel muß aufhören, und der Schurkenſtreich an den Tag. Der Pfarrer ſprang auf, und eilte nach Feldheim, wo er denn Alles fand, wie er es vermuthet hatte. Der Offizier hatte angefangen,

ſeinen Nebenbuhler zu fürchten, da Luiſe offenbar dem Felix zu liebe und im inneren Kampfe mit zwei verſchiedenartigen Leidenſchaften ihm jene kleinen Liebkoſungen ganze Tage lang wieder verweigerte, die ſie kaum zuvor noch erwiedert hatte. Zudem mußte er, je mehr er den Verliebten ſpielte, deſto mehr erfahren, daß auch die ſchüchterne Luiſe in kurzer Zeit jenes Organ der Weiberliſt, jene Kunſt, mit Herzen zu ſpielen, in ſich entwickelt hatte, und an ihm übte. Wir wollen ſie deßwegen nicht zu den Schlimmen zählen; auch das iſt nur eine Buße, die ſie ſich ſelbſt auflegt, daß ſie Eigenſchaften, deren ſie ſich wohl als unſchöner bewußt iſt, an einem Manne übt, der ſie durch ſeinen Glanz angezogen hatte und den ſie doch nicht achten konnte. Gegen Felix hätte ſie, das fühlte ſie wohl, ſolche Kunſt niemals in Anwendung bringen mögen. So konnte alſo unſer Heros nicht agiren. Er war ein erklärter Feind des Stabilitätsſyſtems. Das muß anders werden, dachte er; der Scribent muß fort, die Gegenwart thut Alles. Wer war geſchickter, als der Chirurg, den er ganz am Faden hatte? So mußte denn die gute, alte Frau krank werden und ihr Söhnchen zu Troſt und Pflege bedürfen.

Den Morgen nach dieſer Entdeckung und Entlarvung des Chirurgen ging der Pfarrer in ſeinem Studierſtübchen auf und nieder, und rauchte wacker. Er beſann ſich lange, wie er in der mißlichen Sache weiter handeln ſolle, und konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Endlich öffnete er ein Fenſter und ſah in den friſchen Herbſtmorgen hinaus. Ein kräftiger Duft wehte ihm entgegen, der Nebel war eben geſunken. Ferne hörte man den Schlag der Dreſcher. Es ward ihm friedlich und wehmüthig um die Bruſt. Er ſezte ſich an den Tiſch und ſchrieb folgendes Billet an den Amtſchreiber:

Herzlieber Freund!

Wenn Seine Tochter Luiſe ein Stündchen übrig hätte, ſo wäre mir gar lieb, ſie bei mir zu ſehen. Hab' ihr etwas zu ſagen.

Sein

Diener und Freund ꝛc.

Er ſprach nämlich mit dem Amtſchreiber im Spaß immer nur per: Hör' Er, und konnt' es auch im Ernſte nicht laſſen. Das Billet erregte im Hauſe kein Aufſehen, denn der Pfarrer hatte mit Luiſen ſeit ihren Kinderjahren einen beſtändigen Verkehr im Spaß und Ernſt unterhalten. Nur ſeit der Offizier

da war, war derſelbe in's Stocken gekommen; ſie beſuchte ihn nicht mehr, um wie ſonſt mit dem heiteren Manne ſich unter tauſend Scherzen über die Verwilderung ſeines Gartens und dergleichen herumzuzanken, oder ſich Bücher von ihm geben zu laſſen, und die geleſenen mit ihm zu beſprechen, oder ernſte, belehrende Worte von ihm anzuhören. Sie wußte wohl, warum ſie es unterlaſſen hatte, ſagte ſich's aber zum erſtenmale deutlich, als ſie das Billet las. Gegen Abend erſt entſchloß ſie ſich, und zog mit Herzklopfen die Klinke am Pfarrhauſe; ein Gefühl, wie Wehmuth, überlief ſie, als auf der Treppe die beiden jungen Kätzchen des Pfarrers, wie ſonſt, ſchmeichelnd zu ihr hüpften und mit ihr ſpielen wollten. Der Pfarrer ſaß, nicht, wie er pflegte, im bequemen Schlafrock, ſondern ſchwarz angethan im Lehnſeſſel, grüßte die Eintretende kaum, und antwortete Nichts, als ſie ihn fragte, was er begehre, ſondern ſah ihr nur ſchweigend und lange in die Augen. Eine peinliche Lage für das Mädchen. Da ſtand ſie vor dem ernſten Manne ſtumm und ſtille. Sie wollte ein gleichgültiges Geſpräch anſpinnen; er antwortete nicht. Sie fing wieder an, er antwortete wieder nicht. Als endlich ein Zittern ſie ergriff, nahm der Pfarrer ihre

beiden Hände, zog ſie zum Seſſel und ſagte mit ſeiner tiefen, klaren Stimme: „Luiſe!“ „Was fragen Sie, Herr Pfarrer?“ ſtammelte das Mädchen. „Luiſe, erinnerſt du dich der Stunde, wo ich dich confirmirte?“ Ihr Herz pochte von gewaltigen Stößen. „Weißt du noch, wie du als ein unſchuldiges, ſeliges Kind, den Frieden im Herzen, vor dem Altare ſtandſt?“ „Ich weiß es,“ ſagte ſie mit gebrochener Stimme. „Wie du dem dreieinigen Gott den Eid der Treue ſchwurſt?“ „Ich weiß es.“ „Wie du niederknieteſt und ich die Hand auf dein Haupt legte und dich ſegnete? Weißt du es noch?“ „Ich weiß.“ „Und weißt du auch noch, worüber ich damals predigte?“ „Von dem guten Hirten.“ „Weißt du auch noch die Stelle von dem Wolfe?“ „Ein Miethling, der nicht Hirte iſt, ſiehet den Wolf kommen, und verläſſet die Schafe, und fleucht, und der Wolf erhaſchet und zerſtreuet die Schafe.“ Jezt richtete ſich der Pfarrer auf, ſtand vor ihr, und ſprach mit ernſtem Nachdruck: „Dich hat der Wolf der Verſuchung ereilt! Luiſe! dich! Sage mir, ich beſchwöre dich, wie ſteht es um dein Herz, ſeit du in den Banden des eitlen Mannes biſt? Leichtſinniges, unerfahrenes Kind! Denkſt du auch wohl, daß er ein

Wollüſtling und faſt — ein Giftmiſcher iſt? Du wäreſt dem gleißenden Wolfe zum Abgrunde gefolgt, hätteſt deines Vaters graue Haare und deiner Mutter Liebe vergeſſen, und warſt im Begriff, ein reiches, herrliches Herz, treu wie Gold, zu brechen!“ Er ſezte ſich nieder, Luiſe ſank in die Knie, warf ihr Haupt auf ſeinen Schooß, und ein Strom von heißen, glühenden Thränen war das Geſtändniß ihrer Reue. In dieſer Stellung verweilten ſie lange, ohne ein Wort zu ſprechen; der Pfarrer ſchaute ſie mitleidig an, wie ſie laut ſchluchzend und ſtöhnend ihr Haupt auf ſeinen Knien verbarg. Sie bemerkten es nicht, daß Felix eingetreten war und ſprachlos hinter ihnen ſtand. „Und haſt du denn Felix nicht lieber gehabt, als den glatten Fremdling?“ fragte endlich der Pfarrer. „Ach freilich! freilich! freilich!“ rief Luiſe, ſchlug die Augen auf, und ſah Felix hinter dem Pfarrer ſtehen. Mit einem Schrei der Ueberraſchung ſprang ſie auf, und entfloh in's anliegende Zimmer.

„Lieber Himmel! was hat ſie, Herr Pfarrer?“ rief der Erſtaunte. Der Pfarrer drehte ſich langſam nach ihm um, ſtand auf und ſchien ſich zu beſinnen, wie er beginnen ſolle, um ihm dieſen Auftritt zu erklären. So geſpannt Felix auf dieſe Erklärung

war, konnte er doch die Antwort des Pfarrers nicht abwarten, ſondern wollte vor Allem ſeine Neuigkeit mittheilen: „Ich bin Schulth — —“ „Nicht ob du Schultheiß biſt, fiel der Pfarrer mit ernſtem Lächeln ein, ob du Chriſt biſt, frage ich jezt.“ „Warum fragen Sie?“ ſagte Felix. „Ich meine, ob du eine Verirrung, eine ordentliche Sünde gegen dich einem Menſchen verzeihen kannſt und ihn dennoch lieben, oder ob du vornehm ſein willſt und ihn verachten, als ob du nicht ſelbſt auch ein Sünder wäreſt?“ „Ich verzeihe,“ antwortete Felix. „Ich meine, ob du dann einen ſolchen Menſchen noch lieben kannſt, und mit Neigung?“ Felix ſchwieg ängſtlich. „Ob du es nicht wenigſtens dann kannſt, fuhr der Pfarrer fort, wenn du gewiß weißt, dieſes Herz hat troz und während ſeiner Sünde dich recht innig geliebt und nur ſeine Liebe vergeſſen.“ „Lieber Himmel, rief Felix jezt, o, ich verzeihe, verzeihe ihr von Herzensgrunde!“ „Da thuſt du gut, rief der Pfarrer, jezt wird ſie dich erſt lieben, und tiefer und reicher als vorher, denn ſie hat in wenigen Wochen viel, viel gelernt. Und ſei nur nicht ſo bange: ſie hat den Fremdling mit einer eitlen Liebe geliebt, ſie hat den Abgrund nicht geſehen, an dem ſie ſchwebte, ich habe

ſie rein und ſchuldlos aus ſeinen Händen geriſſen, die beſſere Liebe zu dir, lieber, guter Menſch, iſt geläutert aus dieſen Schlacken geſtiegen; nun iſt ſie dein, ganz dein. Willſt du ſie denn noch lieben?“ — „So wahr Gott lebt, ich will und kann!“ rief Felix mit naſſem Auge. Der Pfarrer holte Luiſe aus dem Zimmer, welche zitternd, ſchaamroth, die verweinten Augen niederſchlug, legte die Hände der tief Erſchütterten in einander, und ging ſchnelle aus dem Zimmer.

Der Amtſchreiber ſaß zu Hauſe im Lehnſtuhl und las im Swedenborg; die Katze durfte nicht, wie ſonſt, ſpinnend auf ſeinem Schooße ſitzen. Dann ſtand er auf, ging unruhig auf und nieder, und murmelte geheimnißvolle Worte, ſezte ſich wieder und ſtand wieder auf — kurz, er war der alte Amtſchreiber nicht mehr. Frau Sabine ſtand am Fenſter und betrachtete ihn ſorgenvoll. Mayenberg ſchien eben nicht in der behaglichſten Laune, er rannte vom Zimmer in den Stall nach ſeinem Pferde, vom Stalle wieder in's Zimmer, und von dieſem in ein anderes, und ob er gleich bisweilen Etwas pfiff, ſein Schnurrbärtchen ſtrich, und verſchiedene Trompeterſignale ſummte, ſo ſtand doch auf ſeinem Geſichte geſchrieben:

wo bleibt ſie doch? Was hat doch der Pfarrer mit ihr zu ſprechen? Da trat der Pfarrer ein. Der Offizier ſchien ihn eben nicht gerne zu ſehen, doch hielt er's unter ſeiner Würde, deßwegen das Zimmer zu verlaſſen. Der Pfarrer ſezte ſich nieder, nahm ihn feſt in's Auge, und fragte: „Nun, wie geht's, Herr Leutnant?“ „Gut!“ „Ich glaube nicht. Wollen wir nicht Etwas im Geſangbuch leſen? Ein Lied von der Bekehrung?“ „Iſt das Ihr Ernſt, antwortete der Offizier, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich dergleichen Pietiſtereien verachte; iſt es Spott und ſoll irgend eine geheime Beziehung haben, ſo bedenken Sie wohl, wen Sie vor ſich haben.“ „Ich bedenke; ſagte der Pfarrer (immer ganz langſam und eiskalt), haben Sie Nichts von Felix und ſeiner Mutter gehört, Herr von Mayenberg? Wiſſen Sie nicht, was der Chirurgus Klöpfer in dieſer lezten Zeit ſo viel in Feldheim zu ſchaffen hatte?“ „Was geh'n mich dieſe Leute an?“ rief der Offizier haſtig. „Ich meine denn doch, ein Lied von der Bekehrung — nicht, Herr von Mayenberg?“ „Schweigen Sie!“ wollte der Offizier donnern, aber der Pfarrer ſtand auf, jezt übernahm ihn auch der Zorn, und mit donnernder Stimme rief er: „Hinaus, Giftmiſcher!“

Man liest in einem alten, guten Ritterroman folgende Paſſage: „Da ſtand der Ritter in ſo gewaltiger Rührung, daß ihm die Räder in den Sporen klirrten.“ Dieſe Worte ſchien der Offizier in der That wahr machen zu wollen. Er wollte Verſchiedenes ſprechen, er bewegte die Füße, ungewiß, ob er ſtehen bleiben, oder auf den Pfarrer zuſchreiten, oder aus dem Zimmer eilen wolle. Plötzlich kehrte er ſich um, und war wie ein Pfeil aus der Thüre.

Der Amtſchreiber hatte träumeriſch zugehorcht; es war ſeit ſeiner Umwandlung zum erſtenmale, daß er auf Etwas Acht gab, was außer ihm vorging. Doch hatte er dem ganzen Auftritte nur mit jenem Blicke zugeſehen, womit ein zerſtreuter Menſch uns anzuſehen pflegt, und den wir einen gläſernen nennen, weil das Auge zwar auf uns gerichtet iſt, aber der Lichtpunkt deſſelben uns nicht trifft. Er ſieht uns an, und ſieht uns doch nicht an; wir merken deutlich, daß ſein Geiſt zugleich anderswo iſt. „Jezt nur ruhig, ruhig! ſagte der Pfarrer beſänftigend, als nach des Offiziers Abflug der Amtſchreiber und ſeine Frau auf ihn zuſtürzten, ihr ſeid beide Narren geweſen; übrigens die Sache iſt ſo fürchterlich nicht. Er wollte den Felix weg haben, um das Herz eures uner-

fahrenen Kindes ihm wegzufiſchen; darum hat er den Chirurgen beſtellt, deſſen Mutter auf's Krankenbett zu werfen. Da habt ihr's; nun könnt ihr ſehen, in welchen Netzen ihr blind und unthätig eure Tochter zappeln ließet. Indeß ihr die Hände in den Schooß legtet, hab' ich beſſer geſorgt, und euer Lamm vom Abgrunde weggezogen. Und der arme Felix! Habt ihr denn gar kein Einſehen gehabt? Wartet nur eine kleine Weile.“ Er wollte forteilen, aber der Amtſchreiber hielt ihn am Rocke, indem Frau Sabine die Hände rang, als wäre der Himmel eingefallen. „Iſt es denn wahr, rief Jener, meine Tochter, mein leiblich Kind, meine Luiſe konnte ſo ehrvergeſſen ſein, konnte meinen grauen Haaren den Schimpf anthun, ſich an den Kriegsmann wegzuwerfen, ja ihn vielleicht hinter meinem Rücken zu küſſen? O ich unglücklicher, alter Mann! Aber vor mein Angeſicht ſoll ſie nicht mehr treten, ich will nicht mehr ihr Vater ſein!“ Er wollte in ſeinen Ausrufungen fortfahren, aber der Pfarrer zeigte ihm deutlich, wie er durch ſeine ſchwärmeriſche Zerſtreutheit, die Mutter durch ihre nicht bös gemeinte, aber kindiſch kuppleriſche Freude an dieſem Umgange dem Mädchen ſelbſt Riegel und Thor geöffnet haben. Er

wußte mit ſeiner einſchneidenden Beredtſamkeit den Amtſchreiber in Kurzem ſo weit zu bringen, daß er, je mehr er ſich ſelbſt Vorwürfe machte, um ſo milder und mitleidiger gegen ſeine Tochter geſtimmt wurde, und als endlich der Pfarrer ſich erbot, die ganze Erſcheinung, durch welche er in dieſe Schwärmerei geworfen worden ſei, und deren wahre Beſchaffenheit er längſt wiſſe, ihm aufzuklären, ſo verſprach er, Alles zu verzeihen. Die geſpannte Neugierde befriedigte nun der Pfarrer nicht ſogleich, ſondern erhielt ſie ſo lange, bis er die beiden jungen Leute bei den Eltern eingeführt und die Verſöhnung mit denſelben in beſter Form ſo eingeleitet hätte, daß zugleich die Wünſche ſeines Schützlings Felix erfüllt werden könnten. Denn dieſe Spannung ließ ſich offenbar benützen, um einen zweiten Ausbruch des Zorns zu hemmen, wenn der Amtſchreiber ſeine Tochter erblickte.

Er verließ nun den Erwartungsvollen, und kam in wenigen Minuten mit dem verſöhnten Paare zurück, in deſſen Augen Schüchternheit, holde Schaam, Reue und ein Himmel von Liebe glänzten. Felix war nicht anders, als wie wenn er in Drähtchen ginge, und ein inneres Licht aus der durchſichtigen Haut des Antlitzes hervorſchimmerte. Hat er aber

auch je von ferne geträumt, daß ein Mädchen, ſage: ein ſchönes, liebliches Mädchen, tauſendmal lieblicher durch ihre Reue, ihn wirklich leibhaftig an ihr Herz drücken und ihm Lippen und Wangen und Stirn mit tauſend Küſſen bedecken werde? Wäre ihm das noch vor wenigen Wochen zu Theil geworden, hätt' er's nicht ſauer, ſauer erworben, wahrlich es hätte ihn wahnſinnig gemacht.

„Sieht Er, Herr Amtſchreiber, ſprach der Pfarrer, das iſt der neu erwählte Schultheiß Felix Wagner von Feldheim; derſelbe iſt geſonnen, Seine Tochter Luiſe zu ehlichen, und damit Er ein für allemal ihm nicht mehr an die Auferſtehung verweiſ't, wo man nicht mehr freit, noch ſich freien läßt, ſo laſſe Er ſich ein Geſchichtchen erzählen.“

Der Pfarrer erzählte nun den wahren Hergang jenes nächtlichen Auftritts, der den guten Amtſchreiber beinahe um ſeinen Verſtand gebracht hätte. Das verhielt ſich aber alſo.

Als Luiſe die Weiſung erhalten hatte, in der dunkeln Kammer die Laterne für den Pfarrer zu holen, ſchlich ſich Felix aus dem Zimmer, und ſchweifte auf dem oberen Stockwerk in der Nähe gedachter Kammer im Dunkel umher. Er geht haſtig auf und nieder

und kämpft mit einem Rieſengedanken. Nichts Geringeres führt er im Schilde, als um jeden Preis Luiſen zu küſſen. Es kömmt die Treppen herauf; die Kammerthüre öffnet ſich. Jezt! jezt! Jezt oder niemals! ruft der angehende Heros in ſeinem Herzen, zieht zitternd die Stiefel aus (denn nur durch leiſen Ueberfall wird ihm das Wagniß gelingen), ſchleicht hinein und ſieht bei kärglichem Mondlicht eine dunkle Geſtalt, die ihm den Rücken bietet. Der Staar, der ihr auf der Schulter ſaß, rief verführeriſch und ſchalkhaft: Hui Dieb! Das Thier ſaß gewöhnlich am liebſten auf Luiſens Schulter. Es kann nicht fehlen. Er ſchleicht hin, biegt ſeinen Kopf über ihre Schulter und drückt einen ſanften Kuß auf ihre Wange. Aber es war keine weiche, ſammetne Haut, auf welche ſeine Lippen ſtießen, ſondern eine ſtopplichte, bockslederne, alte Männerwange. Der Amtſchreiber ließ einen Schrei, wie ein fremder Vogel. Felix ſchwebte mit Windesſchnelle ab, und ſaß ſchwitzend wieder bei der Geſellſchaft, als der Amtſchreiber zu derſelben zurückkehrte.

Als der Pfarrer ſeine Erzählung vollendet hatte, fing es in des Amtſchreibers Geſichte an, zu leben und zu thauen. Die Muskeln begannen, aus der

langen, ungern angewöhnten Spannung ſich zu löſen, konnten ſich aber nicht ſogleich wieder in die geſunde Stellung finden, ſondern ſtritten unter ſich, wie chemiſche Stoffe, die ſich ausſcheiden, dann ſchnellten ſie zurück, wie ein elaſtiſches Rohr, die Augen fingen an, zu glänzen, er ſah von den Vieren, die um ihn ſtanden, Eins nach dem Andern an, und brach dann in ein unglaubliches, unauslöſchliches Gelächter aus, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen ſtürzten. So gerührt die Uebrigen waren, ſie konnten nicht widerſtehen; und ſo ſtanden denn die Fünfe in einem Kreiſe und lachten, Jedes in ſeiner hergebrachten Manier und Tonweiſe, immer Eins toller, wie das Andere. Der Amtſchreiber durchlief die Scala in vollen Stößen von oben nach unten, im tiefen Baß. Frau Sabine war nicht muſikaliſch, ſie begnügte ſich mit Einer Note, deſto ſchneller, zahlreicher und ſchmetternder folgten aber die einzelnen Triller auf einander. Der Pfarrer war im Lachen ein ſehr ungewandter und ungebildeter Menſch. Er durchhüpfte die Tonleiter von unten nach oben, anfangs wiehernd, dann grillend, und die höchſten Töne mußten dem Unerfahrenen oder Ignoranten als ſchreckliche Jammer- und Wehetöne erſcheinen. Luiſe läßt ihre

Discanttöne anfangs einfach, dann je zwei, drei bis ſechs an Einem Stück vernehmen. Felix näſelt, wenn er lacht; er glich ganz einem Clarinet, das anfangs geſtimmt wird, dann luſtig zu einem Kirchweihtanz aufbläſ't. Man hörte wirklich ganze Walzer. Der Offizier raſſelte eben die Treppen herunter und hörte das klappernde Concert, mochte es aber juſt jezt nicht mithalten; er hatte ſelber in aller Eile geſattelt und gepackt, ſaß auf und flog von dannen.

„Nun ja, in Gottes Namen,“ begann der Amtſchreiber, als die Zwerchfelle beruhigt waren und ſich von den heftigen Schmerzen der Erſchütterung erholt hatten, „ſo erlaube ich denn ſofort unmaßgeblich und gebe meinen väterlichen Segen dazu, daß Ihr hinfüro Braut und Bräutigam ſeid, und will dir, meine Tochter, deinen Leichtſinn und glücklicher Weiſe zur Vernunft gebrachte, unſtatthafte Verliebtheit um ſo mehr verzeihen und vergeben, alsmaßen ich durch einen höchſt ſonderbaren Zufall außer Tüchtigkeit verſezt worden, dich durch väterliche Aufſicht, Vermahnung und Abwarnung davor zu ſalviren, welchen obgedachten ſonderbaren Zufall ich ſeinem Urſächer und Urheber nicht minder vergebe und verzeihe.“

Es iſt zu bemerken, daß er jezt nicht nur: „un-

maßgeblich“ ſagt, ſondern auch ein: „ſofort“ dazu ſezt. Er pflegte dies nur an hohen Freudenfeſten, um etwas Uebriges zu thun.

Luiſe hing dem alten Mann am Hals und bedeckte ihn weinend mit Küſſen. Der Leſer kann ſich ſelbſt vorſtellen, welch ein Abend es war, den die Familie nun zubrachte, nachdem der böſe Geiſt aus ihr gewichen. So ſehr war der Amtſchreiber geneſen, daß er ſeine alte Ulmertabakspfeife hervorholte und nach langer Zeit zum erſtenmale wieder rauchte. Mehreremal, wenn er ſeine glücklichen Kinder ſo anſah, wenn der Blick der holden, reuevollen, wiedergebornen Tochter auf ihm ruhte, traten ihm die hellen Thränen in die Augen; doch mochte er deßwegen die Pfeife nicht erlöſchen laſſen, ſondern ſah gemüthlich im Spiegel nach, wie das Rauchen zum Weinen laſſe. Er ſagte, es ſei ihm nicht anders, als wie einem Manne, der einen ſchweren Ranzen, den er lange getragen, von den Schultern geworfen habe. Derſelbe habe ein Gefühl auf dem Rücken, als trage er den Ranzen noch, jedoch nicht als Laſt, ſondern nur — (fiel der Pfarrer ein) „als einen idealen Ranzen;“ dieſes Gefühl erhöhe daher die Wolluſt ſeiner nunmehrigen Erleichterung, indem es ihn anhalte, die Zeit, wo er

den Ranzen getragen, ohn' Unterlaß mit der Gegenwart, wo er ihn nicht mehr trage, zu ſeinem nicht geringen Genuſſe zu vergleichen. Ein ſolches Gleichniß hätte der Amtſchreiber noch vor kurzer Zeit nicht nur nicht ausgeſprochen, ſondern, wenn er es von einem Andern gehört hätte, phantaſtiſch geſcholten. Man will aber wiſſen, er habe von der Zeit an überhaupt ſelten mehr mit dergleichen Ausdrücken um ſich geworfen. Von dem fatalen Interim ſelbſt ſprach er wenig; doch geſtand er unter Anderem, das erſcheine ihm jezt beſonders ſeltſam, daß er in jenen Tagen, ſo oft ihm die Zeitung in die Hände gekommen ſei, ſeinen eigenen Trauerbrief darin aufgeſucht habe.

In kurzer Zeit war die Trauung, bei welcher die ſchnelle geneſene Mutter des Schultheißen natürlich nicht fehlte. Der Pfarrer wählte den Text: „Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falſch, wie die Tauben.“ Nach dem Mittagsmahle nahm das neuvermählte Paar Abſchied. Die Mutter konnte vor Thränen kein Wort ſprechen. Der Amtſchreiber zog weinend ſeine Mütze herunter, zauderte aber, ſonderbar genug, als ihm Felix die Hand zum Abſchied bot, ihm die ſeinige zu reichen. Das Geheimniß

erklärt ſich ſo: der gute Mann hat, wie viele andere Menſchenkinder, die Gewohnheit, über Tiſch ein klein Stückchen weichen Brodes zwiſchen den Fingern zu kneten, das er dann oft den ganzen Nachmittag mit ſich herumträgt. Wohin nun mit der Brodkugel, da er in der andern Hand die Mütze hält? Er war entſchloſſen, drückt' ihm das Kügelchen in die Hand, umarmte und küßte ihn und gab ihm ſeinen Segen. Felix hatte nachher das Kügelchen noch lange in der Hand und meinte, er hab' es ſelber geknetet. Wir wollen ihm übrigens nicht übel nehmen, daß er ſich draußen den Mund abwiſcht; der Amtſchreiber küßt etwas naß. Eine Escorte von berittenen Bauern, auf den Pferden baumelnd und mit dem Kinn weit vorliegend, begleitete die alte Pfarrchaiſe, worin das junge Paar nach Feldheim abfuhr.

A. Treuburg.

Gedichte

von

Julius Krais.

1.

Die Weinleſe.

1.

Noch in der herbſtlichen Frühe ſchweigen
Nebelumſchleiert Gebirg und Au;
Aber die Sonne drückt im Steigen
Tiefer und tiefer das düſtere Grau.
Oben der hell durchblickende Himmel
Kündet den Tag, entwölkt und ſchön:
Siehe! da regt ſich ein frohes Gewimmel
Hier in den Thälern und dort auf den Höh'n.

Wie aus des Dorfes ländlichen Hütten,
So den Gaſſen der Stadt hervor
Kommen die Winzer in Schaaren geſchritten,
Klimmen die Berge voll Reben empor.
Häupter beſchwert aus dem Nebel tauchen
Mit der Geſchirre buntem Gemiſch;
Noch in die Hände ſieht man ſie hauchen,
Rauh iſt der Athem des Morgens und friſch.

Golden und bläulich und purpurn im Laube
Lächelt dem nie ermatteten Fleiß
Jetzo die ſonnendurchkochte Traube,
Die er begoſſen mit glühendem Schweiß.
Emſig und raſch an das frohe Geſchäfte
Eilen ſie Alle, Groß und Klein,
Schneiden die Trauben und preſſen die Säfte,
Keltern aus ihnen den köſtlichen Wein.

Bald iſt manches Geſchirr zum Drücken
Voll, daß es nimmer den Reichthum faßt;
Auf des ſtämmigen Burſchen Rücken
Laden ſie nun die ſchwellende Laſt,
Welchem auf roſigfriſchen Wangen
Glüht der Geſundheit üppige Glut;
Stolz hinſchreitet er, jubelnd; es prangen
Rebenbekränzt ihm Gefäß und Hut.

Aber die Winzerin ſchlägt zur Strafe
Scherzend er im Vorübergehn:
„Gretchen, wie biſt du noch halb im Schlafe?
Ließeſt am Stock ja die Hälfte ſtehn!“
Und die Dirne, ſo lieblich erſchrocken,
Kehrt nach dem heimlich Geliebten ſich um,
Lächelt erröthet aus ſchwarzen Locken,
Droht mit dem Finger ihm ſchalkhaft ſtumm.

Siehe! was wirft doch ein ſchelmiſcher Junge
Dort auf den Boden mit lauerndem Blick
Hinter die Winzermädchen? im Sprunge
Weicht er dann wieder vom Orte zurück.
Mit Gekrach aufhüpft es von feurigen Fröſchen,
Mit Gekreiſch entflieht, wer daneben ſtand:
Eilet, o rettet, o helfet ihn löſchen,
Löſchen den argen gefährlichen Brand!

Schimmernd erhebt ſich ein Häuschen am Hügel,
Drinn ein geräumiges, helles Gemach;
Grün ſind die Läden, die Fenſter wie Spiegel,
Sonnig erglänzt, wie von Silber, das Dach.
Dort iſt hohe Verſammlung; es blicken
Bunte Gewande von Damen und Herrn,
Schleifenumflatterte Hüte winken,
Farbige Fahnen der Liebe von fern.

Hochaufdampfende Tiſche brechen
Schier von der Speiſen köſtlicher Zahl;
Hundertjähriger Wein in Bächen
Sprudelt den Gäſten am heiteren Mahl.
Glockengeläute das Klirren der Flaſchen,
Klang der Pokale, ſo ſilberhell:
Auf, um die Luſt, die beſchwingte, zu haſchen,
Denn ſie verrauſcht und verklingt ja ſo ſchnell!

Kleine geflügelte Götter der Liebe
Tauchen ſich unter im goldenen Wein,
Tauchen herauf und huſchen, wie Diebe,
In ſorgloſe Gemüther hinein.
Eh' es die Jugend gewahrt mit Schrecken,
Bauen ſie drinn ſich ein luſtiges Haus,
Wo ſie gar heimlich ängſten und necken
In muthwilligem Saus und Braus.

Lauter wird rings auf den Hügeln das Lachen,
Lauter der mächtigen Freude Schall;
Hundertfach wälzt des Geſchützes Krachen
Fort der donnernde Wiederhall.
Hoch will im Mittag die Sonne verweilen
Droben mit lächelndem Angeſicht,
Selber die Wonne der Fröhlichen theilen,
Die ſie erſchuf mit ſegnendem Licht.

2.

Hell in dem Saale glänzen die Lichter,
Heller der Schönen anmuthiger Kranz,
Und viel jugendlich frohe Geſichter
Feiern den Abend in feſtlichem Tanz.
Doch aus dem rauſchenden bunten Gewühle
Tret' ich hinaus auf den Berg, in die Nacht,
Labe mich an der erfriſchenden Kühle
Und an der fernhin geöffneten Pracht.

Dort muß die Abendröthe verglimmen;
Und, wie ein lautauftoſendes Meer,
Schallen des Jubels unendliche Stimmen
Noch von den äußerſten Bergen her.
Meilenweit jauchzt mir entgegen die Ferne,
Aber mit ſanft aufſchimmerndem Stral
Steigen empor der Mond und die Sterne
Ueber den Höhen und über dem Thal.

Hier auf dem Strom hin breitet ſich duftig
Mondverſilberter Nebelflor,
Und aus den Waſſern heben ſich luftig
Schwebende Nixen in lockigem Chor,
Die um die Wurzel der Berge gezogen
Rings den Gürtel der nährenden Flut,
Während herab von dem himmliſchen Bogen
Sie durchwärmte die ſonnige Glut.

Leiſe nur plätſchert in flüchtigem Reigen
Ueber die ruhige Fläche der Fuß,
Und, wie Muſik, im Fallen und Steigen
Klingender Wellen ertönt der Fluß.

Wie ſie den Strom hinauf und hinunter
Tanzen, in luſtiger Lieder Klang
Mit heimziehenden Winzern ſo munter
Stimmt ihr zauberiſch lieblicher Sang!

Siehe! Raketen in feurigen Streifen
Fliegen die Bahn durch den Himmel jezt
Weithin, gleich den Kometenſchweifen,
Bis ſie mit Krachen berſten zulezt.
Sanfte, vergängliche Lichtgeſtalten
Sind, wie Sternlein, dazwiſchen geſtreut:
Aber was will dort unten entfalten
Sich für ſtrahlende Herrlichkeit?

Nächtlich im Gras wirft bläulichen Flimmer
Um ſich der Glühwurm dort und da:
So entzünden in röthlichem Schimmer
Jetzo die Fackeln ſich fern und nah.
Bald hinwandelnd im Thale ſprühen
Ihrer tauſend in flammenden Reihn:
Möchten beſchämen das irdiſche Glühen
Gar an dem Himmel der Sterne Schein?

Aber die Lichter, die Stimmen alle
Langſam erſterben am Thore der Stadt,
Bis in der dunkeln ſchweigenden Halle
Sie das Getöſe verſchlungen hat.
Drüben auch ſchweigt des Feſtes Gebrauſe,
Und im Saale verſtummt die Muſik:
Sorglich gehüllt in die Mäntel, nach Hauſe
Ziehen die Schaaren der Gäſte zurück.

Einſam noch ſteh' ich, verſunken in Sinnen
Und in den Anblick der nächtlichen Pracht:
Glockenſchlag von des Thurmes Zinnen,
Wächterruf um die Mitternacht!
Alle die Fröhlichen, ohne Sorgen
Auf das ruhige Lager geſtreckt,
Schlummern jezt, bis der grauende Morgen
Wieder das frohe Getümmel weckt.

3.

Offen die Adern der Traube fließen;
Nun zermalmt und zertreten im Tod
Muß ſie aus tauſend Wunden vergießen
Ströme des Blutes, ſo purpurroth.
Süßer Saft in die Menge der Kufen
Sammelt ſich vollauf mehr und mehr,
Die hier ſtehn an des Berges Stufen,
Dort an den Häuſern gereiht umher.

Und durch der Kelter hallende Räume
Stimmen der Männer bei Nacht und Tag:
Horch! wie knarren und ächzen die Bäume,
Dröhnen die Balken im Niederſchlag!
Bis auf den lezten Tropfen erpreſſen
Sie den feurigen, edeln Moſt,
Welcher verjagt, die am Herzen freſſen,
Sorgen und Gram und des Alters Froſt.

Alſo gekeltert in purpurnen Fluten
Wird auch auf eherner Schlachten Gefild;
So muß vom Beil und am Kreuze verbluten
Wohl manch heiliges Märtyrerbild.

Viel wird von ſtillen Duldern gelitten,
Wie von den Ringern im heißen Gefecht,
Bis ſie das Heiligthum ſiegend erſtritten,
Geiſtern das Licht und das ewige Recht.

Doch in die dunkeln Gewölbe verſchloſſen
Iſt nun der Wein, und ein ſtarres Gewand
Feſt um den flüſſigen Leib ihm gegoſſen,
Feſter umklammert von eiſernem Band.
Aber wider die Feſſeln mit Brauſen
Sträubt ſich der Jüngling, er ſchwillt und gährt,
Regt ſich und ringt mit geſchäftigem Sauſen,
Bis er in milderes Feuer ſich klärt.

So wildgährend vermiſchen getrennte
Kräfte der Völker ſich, Feind mit Feind,
Kämpfen Jahrhunderte die Elemente,
Eh' noch ein friedlicher Bund ſie vereint.
So in den Köpfen gährt es den Weiſen,
Die in gewaltig erbittertem Krieg
Oft um den Wirrwar einander zerreißen,
Daß einſt die Klarheit gewinne den Sieg.

So in des Dichters frühen Träumen
Regt ſich der Jugend üppiger Drang;
Brauſend über die Ufer ſchäumen
Will er und muthig verſpotten den Zwang.
Aber hat er vertobt, der wilde,
Gleich dem gährenden jungen Saft,
Iſt er geläuterte, feurigmilde,
Sinnen und Geiſter entzückende Kraft.

2.

Sophokles.

In Athen des Volks Gewimmel
Auf dem Markte hin und her
Wogt, dem flutenden Getümmel
Gleich im windbewegten Meer.
Aber zeigt, dem Meer entſproſſen,
Sich der Schönheit Götterbild,
Sind die Wogen ſchnell zerfloſſen,
Ihr zu Füßen hingegoſſen,
Stralt die Fläche, friedlich mild.

Jezo durch des Volkes Mitte
Majeſtätiſch geht ein Greis,
Sieh! daher mit feſtem Schritte,
Seine Locken ſchimmernd weiß.
Doch, wie Pindus Häupter glühen,
Abendroſig, ſchneebekränzt,
Will noch friſch die Wange blühen,
Milde Glut das Auge ſprühen,
Drüber hoch die Stirne glänzt.

Kennt ihr ihn, den größten Meiſter,
Dem die Bühne ſtaunend lauſcht,
Der gewaltig alle Geiſter
Oft mit Bild und Klang berauſcht?
Seines Ruhmes ſtolze Dauer,
Ein Jahrhundert füllt ſie ſchon,
Seit zu heilig ernſter Trauer
Mit unnennbar ſüßem Schauer
Stimmte ſeiner Harfe Ton.

Wie er durch die Menge ſchreitet
In dem Wogenſchwall heran,
Tritt das Volk zurück und weitet
Raſch voll Ehrfurcht ihm die Bahn.
Aber vor des Himmels Tage —
Fährt auf ſie der Donner nicht
Her von Zeus mit wildem Schlage? —
Gegen ihn mit lauter Klage
Stehn die Söhne zu Gericht.

Weil er oft, in ſich verſunken,
Still des Geiſtes Tiefen maß,
Von Apollons Feuer trunken,
Eitler Güter Tand vergaß,
Spricht ihr Frevelmund: veraltet
Iſt er, am Verſtande blind,
Ganz an Kraft und Sinn erkaltet,
Hat er ſchlecht ſein Gut verwaltet,
Ward er wieder, als ein Kind.

Auf des Greiſes ſtrahlenvolle
Züge ſind umher geſpannt
Aller Augen: eine Rolle
Trägt er in der rechten Hand.
An die Richter dann gewendet,
Hebt er deutend ſie empor:
„Einem Werke, kaum vollendet,
Von der Muſen Gunſt geſpendet,
Leihet günſtig nun das Ohr!“

Und er ſingt die alte Sage,
Wie noch an des Lebens Schluß
Sich des Schickſals Räthſelfrage
Löſ't dem Dulder Oedipus,

Der unwiſſend ſchlug, erkoren
Zum Unheil, des Vaters Haupt,
Mit dem Weib, das ihn geboren,
Sich vermählt, in Wuth verloren
Dann der Augen ſich beraubt:

Wie er blind und ohne Habe
Irrend mit der Tochter ging,
Seiner Leuchte, ſeinem Stabe,
Bis ein Hain ihn mild empfing,
Wo Aëdon klagt, die Taube
Niſtet in des Lorbeers Grün,
Ueppig, golden ſchwillt die Traube,
Halbverhüllt vom dichten Laube,
Reich des Oelbaums Früchte glühn.

Hier im Hain der Eumeniden
Auf Kolonos Flur ein Gaſt,
Fand er nach dem Jammer Frieden,
Von Verzweiflung ſüße Raſt.
Ausgetilgt mit ihren Qualen
Und geſühnt iſt jede Schuld;
In dem ſtillen Herzen malen
Mit der Abendröthe Stralen
Will ſich neu der Götter Huld.

Zu Athen, wo man willkommen
Gaſtlich hieß die Gramgeſtalt,
Und in ſtarken Schirm genommen
Ihn vor feindlicher Gewalt,
Soll den Schlaf, den ſtillen, frohen,
Schlafen Oedipus Gebein,
Und wenn Feindes Speere drohen,
Soll mit heimiſchen Heroen
Er des Landes Schirmer ſeyn.

Alſo von dem blinden König
Hoch im Lied die Sage ſchwebt;
Doch darein goldharfentönig
Iſt der Heimat Ruhm gewebt,
Die erzieht der Männer Heere,
Welche Pallas muthbeſeelt,
Und der Muſen holde Chöre,
Und als Herrſcherin der Meere
Sich Poſeidon anvermählt.

Wie in goldgewirkter Schale,
Stark und mild, im Purpurſchein,
Geiſtentzückend geht am Mahle
Rund umher der greiſe Wein:
Wogt in reichen Harmonieen
Zaubermächtig der Geſang;
Klagenvolle Schwäne, ziehen
Sanfte Trauer-Melodieen
Durch die Herzen ſüß und bang.

Mit der Wehmuth leiſem Schüttern
Werden drinn die Saiten wach,
Und es lockt ihr tiefes Zittern
Aus dem Aug' den Thränenbach,
Wie des Schickſals Sturm, der wilde,
Schweigt, und hoch aus blauer Luft
Donnernd, nun der Götter Milde
In die ſeligen Gefilde
Den verklärten Dulder ruft.

Auf den Sänger hat mit naſſen
Blicken ſtumm das Volk geſchaut:
Nun den Sturm der Wonne faſſen
Soll des Jubels hellſter Laut.

Schon iſt aller Streit geſchlichtet,
Und der Frevler freches Paar
Steht erbleichend, ſteht gerichtet,
Durch des Himmels Fluch vernichtet,
Vor dem Greis im Silberhaar.

Von den Richtern dann geleitet
Und des Beifalls Stimmenbraus,
Hoch, wie im Triumphe, ſchreitet
Heim der Dichter in ſein Haus.
In den Strom der reinſten Schöne
Taucht ſich Phöbus grauer Schwan,
Er, der liebſte ſeiner Söhne,
Bis der Geiſt in's Reich der Töne
Schwebt, ein goldner Klang, hinan!

3.

Das Land der Verheiſsung.

Vierzig Jahre zogen durch die bange
Wüſte hin die Kinder Israels,
Dorngebüſch umher und kahler Fels,
Drinnen hauſen Skorpion und Schlange.
Durchgeglüht vom ſchwülen Sonnenbrand,
Oft vom Glutwind aufgehaucht in Wogen,
Um Erfriſchung zu dem blauen Bogen
Seufzt empor umſonſt der dürre Sand.

Zwar vom Himmel fällt den Pilgern Speiſe,
Trank entſprudelt auch des Felſen Mund;
Einſam da und dort im grünen Grund
Kühlt die Palme auf der langen Reiſe.

Im Gewitter ſpricht vom Sinai,
Und am Tag vorwandelnd in der Wolke,
In der Flammenſäule Nachts dem Volke,
Führt Jehovah durch die Wüſte ſie.

Doch die Herzen alle hoffend ſchweifen
Nach dem Land, wo Milch und Honig fließt,
Wo in Sarons Thal die Roſe ſprießt,
Und am Karmel goldne Trauben reifen;
Wo auf Libans Höh'n die Zeder rauſcht,
Und der Adler der uralten Sage
Von der Schöpfung erſtem Sonnentage
Hoch im ſchattig grünen Wipfel lauſcht.

Ach! wie lange wandern wir? erſcheine,
Du, des Landes heiß erſehnte Flur,
Das der Ewige den Vätern ſchwur,
Wo ſie ruhn, die friedlichen Gebeine;
Dort im prachtgeſchmückten Heiligthum,
Wenn dahin geſtürzt in großen Siegen
Ihm zu Füßen alle Feinde liegen,
Feiern dankend wir Jehovahs Ruhm.

Schönes Land, wohin mit ſtillem Zuge
Sich dereinſt das Volk des Herrn geſehnt!
Schöneres, wohin die Schwingen dehnt
Ach! der Geiſt zum langgehemmten Fluge!
Dich auch ſuchen müder Pilger viel;
Iſt die Zeit der Wallfahrt abgeronnen,
Land des ew'gen Friedens, Land der Wonnen,
Grüßen ſie dich, ihrer Wünſche Ziel!

Dorther ſtrömt balſamiſch mir die Welle
In die Bruſt erquickend reiner Luft;
Dorther glänzt es über finſtrer Kluft
Mir ſo ahnungsvoll und himmliſch helle.

Mühſam nur und kärglich hier genährt,
Werden dort in einem beſſern Lichte
Reifen mir des Geiſtes edle Früchte,
Wo kein Glut- noch Froſthauch ſie verzehrt.

In dem Buch des Schickſals werd' ich leſen
Aufgehellt den räthſelvollen Traum,
Schauen durch den unermeßnen Raum
Und in das Geheimniß aller Weſen.
Horch! den weiten Tempel füllt ein Klang
Hoher Feier von vieltauſend Stimmen!
Auf der großen Stufenleiter klimmen
Hoch und höher wird auch mein Geſang.

Sei, ſo lang ich wandre durch die Wüſte,
Meines Fußes Stab und Leuchte du!
Leite mich auf ſichern Pfaden zu
Der Verheißung goldbeglänzter Küſte!
Gib vom Himmel Brod des Lebens mir,
Will die glutverlechzte Kraft ermatten,
Gib mir friſchen Quell und kühlen Schatten,
Bis du nah mich führſt und näher dir!

4.

Marius auf den Trümmern Karthagos.

Sage, wer ſizt auf der umgeſtürzten
Mooſigen Säule dort,
Ein ſeltſamer Fremdling
Unter den Reſten
Halbverſunkener Pracht,
Wo lautauf die Brandung

An den Felſen des Ufers ſchäumt?
Mit einander hadern
Wild um die altergrauen Locken,
Wie um des Mannes Geſchick,
Verwirrende Winde.
Bald gemildert im Auge
Von wehmüthigem Sinnen
Das dunkle Feuer,
Schweift vorbei am verſandeten Hafen
Nach italiſchem Strande
Meerhinüber ſein Blick,
Bald in raſch aufflammender Wuth
An den erhabenen
Trümmern rollt er
Auf und ab.

„Laß mich klagen mit dir
Gleiches Schickſal, uralte,
Noch im Untergang herrliche, Stadt,
Einſt der Inſeln und Meere,
Erdumkreiſender
Flotten reiche Gebieterin,
Jezt verſtümmelter Leichnam,
Den Raubmörder am einſamen
Strand hinwarfen.
Selber, wie du, ein halbverwittertes
Denkmal voriger Herrlichkeit,
Umgewälzt vom Rad des Geſchickes
In brauſendem Schwung,
Schau' ich hier mitleidig
Dir in die todtesbleichen
Züge des edeln
Angeſichts.

Doch hinweg, unmännliche Thräne!
Wenn ich mit nervigem Arm,
Wie in Tagen der Jugend,
Faſſe des Schwertes Griff,
Bin ich derſelbe nicht heute noch,
Der im glühenden Sand
Der numidiſchen Wüſte
Einſt in Ketten die Löwen ſchlug,
Der auf den Schultern,
Wie des Himmels Gewölbe der Atlas,
Trug die erſchütterten
Sieben Hügel,
Und aufthürmte ſo hoch, als ſie,
Der teutoniſchen Rieſen,
Die herſchwärmten aus Norden,
Erſchlagene Leiber?
Damals empfing im ſtolzen Triumphe
Mich, der verlorenen
Legionen Rächer,
Grüßte mit tauſendſtimmigem Jubel
Mich, den Vater des Vaterlandes,
Hing mit liebenden Armen
Freudeweinend am Halſe
Mir die gerettete,
Ewige Stadt:
Nun verſtoßen und flüchtig
Heißt die Undankbare
Mich durch die Schrecken der feindlichen Wogen,
An unwirthlichen Küſten vorüber
Reißen dies alternde Haupt!
Deine Feindin, Karthago,
Iſt auch die meine geworden,
Aber gerechter, als dein Haß,

Iſt der meine!“
Herſchaut, wie ein Geſpenſt der Nacht,
Noch vom Hügel ein Thurm,
Mit ausgebrannten Fenſtern,
Hohläugig, rauchgeſchwärzt.
Als einſt in die goldnen Palläſte
Karthago's den Brand der Vertilgung
Der Erbfeind warf,
Da ſtürzte von dieſen Zinnen die Mutter,
Ein Kinderpaar umklammernd,
Zerriſſen vom Sturme
Gewand und Haar,
Sich dem Grabe der Heimat
In den feurigen Rachen,
Der umziſchend mit blutigrothen
Zungen die Opfer
Hinunterſchlang.

An den finſteren Thurm
In ſtillem Sinnen heftet
Nun der Römer den Blick:
Aber Entſetzen ſchüttert auf einmal
Ihm durch Mark und Gebein;
Denn verwandelt erſcheint er
Ihm, der alten Titanen
Einer, entſtiegen
Des Tartarus nächtlichem Schlund,
Und auf rieſigem Nacken empor
Trägt er die flammengeopferte Mutter,
Nun der Furien jüngſte,
Mit ſchlangenumflattertem Haupt,
Die ſchlangengeflochtene Geißel
Hoch in der Rechten,

Die Fackel der Rache,
Die unauslöſchliche,
Glutdüſterrothe,
Hoch in der Linken.

„Ha, willkommen! ertönt
Mit furchtbar wildem Frohlocken ihr Gruß,
Willkommen, Römer,
Auf Trümmern Karthago's!
Drunten im Abgrund,
Wo ich harrte ſo ſehnlich bang,
Rief des ewigen Schickſals
Donnertritt
Mir in das Ohr die Kunde,
Daß gekommen der Tag,
Wo verbluten auf eiſernem Altar
Müſſen der Römer
Hunderttauſend erwürgte
Opfer als Sühne dem lechzenden
Schatten Hannibals,
Der an Acherons Strande noch
Ruhelos irrt,
Bis er empfangen die Ehre der Todten,
Und dann in die elyſiſchen
Fluren der Seligen komme
Zu der alten Helden
Verſammlungen.
Sei mit der Weihe des Abgrunds
Du, der Rache Gefäß, mir
Jetzo geweiht!
Wüthen ſoll in des Bruders
Eingeweiden der Bruder
Grimmig mit kaltem Stahl,

In zwieträchtigen Flammen
Hochauflodern
Soll die Höhle der Räuber,
Die an ihren Brüſten die Wölfin
Aufgeſäugt, Verwüſter des Erdballs,
Und im Meere von Blut
Des verhaßten Geſchlechtes
Spät erſticken der Brand!“

Alſo ruft ſie, und ſchüttelt
Ihm in den Buſen
Der Nattern eine von ihrem Haupte
Und von der Fackel
Sprühende Glut.
Aber hinweg dem Römer geſchwunden
Iſt, wie ein Traum, das ſchreckliche,
Dunkle Geſicht.
Niederſchaut von der Höhe
Einſam und kahl der Thurm.

Siehe! da naht ein Bote
Geflügelten Laufes:
„Dir, dem Verbannten, befiehlt
Durch meinen Mund der Prätor,
Daß von Afrika's Küſte
Weiche dein flüchtiger Fuß!
Dir an den Sohlen haftet,
Wenn du noch zögerſt, der Tod!“
Aber jener erhebt ſich:
„Geh' denn, Sclave, verkünde
Deinem Gebieter,
Daß den Marius
Du, den Geächteten,
Auf den Trümmern Karthagos
Sitzen geſeh'n haſt!“

5.

Der Sängerbund.

Den unendlichen Raum in flammenden Kreiſen
Durchwandelt von Sängern ein heiliger Bund.
Wie Donnerklang tönt in harmoniſchen Weiſen
Den tauſendmal tauſenden allen der Mund.
Doch ſind ſie nur Saiten der himmliſchen Leier,
Die mit ſeines Hauches allmächtigem Feuer
Unſichtbar des Ewigen Geiſt belebt,
Daß raſtlos in rauſchendem Schwunge ſie bebt.

Und von der Erden und Sonnen Geſange,
Der fortbrauſ't im unermeßlichen All,
Erwacht mit geheimnißvoll ſeligem Drange
In der menſchlichen Bruſt ein Wiederhall.
Es lockt in dem Heiligthum reiner Geiſter
Aus verborgenen Tiefen die Töne der Meiſter,
Da gehen, wie Stern an Stern, hervor
Die Sänger, verſammelt im lichten Chor.

Als im Oſten mit lieblich dämmerndem Scheine
Der Tag der Menſchheit begann den Lauf,
Da ſchwebte ſie über den Palmen der Haine
Am Jordan, am Ganges hellglänzend herauf.
An helleniſchem Strande, die Häupter umfloſſen
Vom Stralengelock, den Fluten entſproſſen,
Da ſie tauchten empor aus dem purpurnen Meer,
Wie ſtaunten Wald, Ufer und Hügel umher!

Wie ſpiegeln ihr Bild, und wie rauſchen verwundert
An ihnen vorüber die Wogen der Zeit!
Doch den Hohen geſellte manch ſpätes Jahrhundert
Wettkämpfer im herrlichen Liederſtreit.

Einſtimmen mit ihnen in ſtolzen Akkorden
Sie aus den germaniſchen Hainen im Norden,
Vom Weſten und Süden der glühende Sohn,
Mit ihnen der Rieſe von Albion.

Auch die Gauen der Heimat im ſchwäbiſchen Lande
Vormals verſchönte des Liedes Glanz;
Des Staufens Gipfel im ſonnigen Brande
Umſchwebte von Sängern ein goldener Kranz.
In die hundert Harfen der Minne geklungen
Hat hier einſt die Sage der Nibelungen,
Wie im Kreiſe der Frauen, ſo zart und mild,
Schwertklirren der Helden, ſo rieſig und wild.

In heiligen Chören die Sänger ſchreiten
Von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Land zu Land,
Und reichen hoch über die Kluft der Zeiten
Einander die brüderlich grüßende Hand.
Die Jünglinge, ſie, die nimmer veralten,
Mit unwiderſtehlichen Zaubers Gewalten
In Feſſeln des Liedes führen dahin
Sie der horchenden Völker entzückten Sinn.

Sie ſtimmen harmoniſch zu reinem Gefühle
Der ewigen Schöne der Hörer Herz,
Und reißen es los von des Staubes Gewühle
Und löſen in Einklang den irdiſchen Schmerz.
Sie tönen und leuchten, den ſeligen Sternen,
Den hohen Geſchwiſtern, gleich, in die Fernen;
Und umhüllt ſie im ſtürmiſchen Mantel die Nacht,
Sie treten heraus in der vorigen Pracht.

Noch jüngſt ſind herrliche Sonnen geſtiegen,
O heimatlich Land, aus deinem Schooß,
In des Geſanges weithallenden Siegen,
Beſeelt vom unſterblichen Feuer, groß:
Und wir auch ringen vor unſerem Volke
Durch hemmende Schichten von Nebel und Wolke,
Wo die Brüder, die Meiſter, uns winken, hinan:
Raſch theilt ſich und hinter uns ſchwindet die Bahn.

Wie der Stern an dem Sterne die Fackel entzündet,
So nähren auch wir an einander die Glut;
Wenn mit Freundes Klängen der Klang ſich verbündet,
Wächſ't jugendlich erſt dem Geſange der Muth.
Laßt rauſchen die Harfen mit Macht um die Wette,
Und reiht euch hinein in die ſtrahlende Kette,
Ein Jeder mit eigener Melodie
In die tauſendſtimmige Harmonie!

6.

Weibliches Urtheil.

Mögt ihr doch, gelehrte Damen,
Schlürfen jeder Weisheit Schaum,
Aus in ſüßen Worten kramen,
Was ihr halb verſtanden kaum,
Bei dem Thee um euch verſammeln
Staunender Kunſtjünger Schaar,
Seltſamlich mit ihnen ſtammeln
Auch in fremden Zungen gar:

Ob ihr waget euch zu brüſten
Mit geſtohlnen Federn laut,
Aus unziemlichen Gelüſten
Verſe macht, Romane braut:
Nicht von euch ein gnädig Lächeln
Will erbuhlen meine Kunſt,
Meine Lieder ſoll umfächeln
Nie der Wind von eurer Gunſt.

Eine nur, die in der Hülle
Holder Demuth Wiß und Scherz,
Geiſt und Anmuth birgt die Fülle,
Rein im Buſen trägt das Herz,
Eine weiß ich, ihr vor allen,
Eingehaucht von ihr, ertönt
Mein Geſang, und ihr gefallen
Soll er, ſei von ihr gekrönt!

Wenn ſie lieſ't und hört, Entzücken
Im verklärten Auge blinkt,
Und den Thau aus ihren Blicken
Durſtig meine Lippe trinkt,
Wenn ſie mir in hundert Küſſen
Schenkt den überreichen Sold,
Will ich gern den Beifall miſſen,
Den Kritik dem Sänger zollt!

Gedichte

von

Ludwig Bauer.

1.

Wie ſie ihn ſah.

Sah von der Seite nur auf ihn,
Am Freitagmorgen juſt,
Ein Blümlein fiel ihm von der Bruſt,
Nach dieſem blickt' ich hin.

Die Blümlein ſind ſo ſüß, ſo lieb,
Ging hin und hob es auf,
Nahm's, drückt' es an mein Herz herauf,
Und lange ſtehen blieb.

„Die Mutter ſchlummert jezt noch fort,
Der Vater wacht noch nicht,
Es iſt gar ſchön im Morgenlicht,
Gar ſtill an dieſem Ort.“ —

Die Sonne ſtieg am Wald empor
Mit funkelrothem Schein,
Und ſengend Feuer, heiße Pein,
Der Flur ringsum ſie ſchwor.

Die Lüfte, da ſie ſolches ſchwor,
Entflatterten den Höh'n,
Und flüſterten's mit leiſem Wehn
Den Blumen in das Ohr.

Da ſah ich in der Laube ihn,
Ein Quell daneben floß,
Der durch die Weidenbüſche goß
Die leichten Wellen hin.

In dieſer Laube ſah ich ihn,
Ein Buch in ſeiner Hand,
Zu eng ward mir mein Buſenband,
Ich mußte eilends flieh'n. —

Dort auf des ſtillen Hügels Rand
Ging ich in Abendluft,
Und Berg und Thal ein blauer Duft
In Eins zuſammenwand.

Roth weinte ſich des Himmels Aug',
Als jezt die Sonne ſank,
Ein kleines Abendwölkchen trank
Des Lebens lezten Hauch.

Da traten in des Himmels Au,
Bei hellem Fackelſchein,
Die Himmliſchen in lichten Reih'n,
Und weinten in das Blau.

Und jede Thräne faßten nun
Die Blumen auf der Flur,
Und ließen dieſe Perlenſchnur
Um ihre Schläfe ruhn.

Und in dem düſtern Lindengang
Begegnet er mir ſchnell:
Sein Auge blizte lieblich hell,
Mir ward ſo wohl, ſo bang.

Und wie ſein ferner Schatten ſchwand,
Wogt' mir das Herz ſo warm,
In ihren wehmuthsvollen Arm
Mich tiefe Sehnſucht wand.

Im Traume drauf erſchien er mir
Als Engel mild und klar,
Bot einen goldnen Ring mir dar,
Und ſprach: „Bewahr' ihn dir!“

Und dieſer goldne Ring uns drang
In unſer Herz hinein,
Und wuchs, bis er mit Sternenſchein
Die ganze Welt umſchlang.

2.

Einfalt und Tiefe.

So freundlich neigt der Himmel ſich hernieder,
Er küßt die Hügel, badet ſich im Meer,
Malt ſeine Flächen auf des Schmetterlings Gefieder
Schwimmt lächelnd zu des Fiſchers Füßen her,
Es will das Kind in kindlichen Gefühlen
Mit ſeiner blauen Decke ſpielen — —
Und ſelbſt des Lichtes jugendliche Schwingen,
Zu ſeiner Gränze können ſie nicht dringen!

3.

Den ſchwell'nden Buſen zeigten
Die Blumen lebensfriſch,
Und an einander neigten
Sich Pappeln buhleriſch.
Mein Blick, wie Meeresflächen,
Die nicht ein Lüftchen ſchwellt,
Ruht auf den klaren Bächen,
Ruht auf dem heitern Feld.

Da ſah ich mit Entzücken
Ein Mädchen Blumen pflücken,
Sich freudig und geſchmeidig
Zum grünen Boden bücken,
Und mit den holden Roſen
So lieb und freundlich koſen.
Und wie ſie ſich bekränzte,
Ihr braunes Auge glänzte
Hell wie des Mondes Scheibe;
Mir hüpft das Herz im Leibe,
Mein ganzer Buſen brennte,
Drum ruf' ich ihr behende:

Sieh, Mädchen! ſieh mich Armen,
Sieh mich an mit Erbarmen!
Thät'ſt mir ein Blümchen pflücken,
Wie würdeſt mich beglücken!
„Das kann ja wohl geſchehen,
Hier ſeh' ich eines ſtehen,
Ein herziges Vergißmeinnicht!
Wenn Sie's am Herzen tragen,
So hat's nicht viel zu ſagen;
Und tragen Sie's auch drin,
Iſt's doppelter Gewinn!“

Da kann ich mich nicht halten,
Mir will das Herz ſich ſpalten:
Das Mädchen, ach! das holde,
So lieblich als von Golde,
In meine Arme ſchließ' ich,
Im Kuſſe ſchon zerfließ ich.

Doch ſie, von meinem Koſen
So roth, wie Frühlingsroſen,
Kehrt mit bewegtem Sinn
Sich nach dem Bache hin.

Die Wellen zitterten und ſogen
Ihr liebes Bild begierig ein,
Und alle Vögel flogen
Betäubt in dichten Reih'n,
Und alle Zweige bogen
Sich ſehnſuchtsvoll herein. —

Ihr Zweige, die ihr uns umzogen,
Erhellt von ihrer Augen Schein,
Ihr ſollt der Himmelsbogen,
Sie meine Sonne ſein!

4.

Wie ich mein Liebchen nenne,
Das ſüße, goldne Kind,
Nach der ich ſehnlich brenne,
Heiß wie des Südens Wind?
Sie heißt nicht Gretchen, heißt nicht Dorchen,
Sie heißt mein liebes Lorchen!
Die Stirne klar und wolkenlos,
Ruht wie des weiten Himmels Schoos

Auf lachenden Gefilden;
Zwei ſchöne Sonnen ſtralen ihr
Die braunen Augen hell herfür;
Die Wangen ſind ein Blumenbeet,
Von ihres Athems Hauch umweht.
Der Gärtner, ich, begieße ſie
Mit Küſſen oft, o ſüße Müh'!
Und ſiehe, ſie vertrocknen nie.

Auch eine Quelle rauſcht nicht weit,
Die von der Rede Heiterkeit,
Von lieblichem Geſchwätze fließt,
Und holden Klang und Harmonie,
Und ſel'ge Liebesmelodie
In meine Seele niedergießt.

Die Locken ſind ein Labyrinth,
So herzig nett gekräuſelt,
Der weiße Hals, ein hübſches Thal,
Von Frühlingshauch durchſäuſelt;
Zwei Hügel, ach, des Buſens Höh'n,
Wo Liebende bewundernd ſteh'n
Und weit in's Land der Liebe ſeh'n.

Der Schatz.

Mährchen

von

Eduard Mörike.

Im erſten Gaſthofe des Bades zu * * verweilte eines Abends eine kleine Geſellſchaft von Damen und Herren länger als ſonſt im großen Speiſeſaale, der nur noch ſparſam erleuchtet war. Der Hofrath Arbogaſt, ein Vierziger von impoſanter Geſtalt, ein munterer, doch ſonderbarer Mann, ſchickte ſich an, eine Geſchichte zu erzählen.

Er war, durch räthſelhafte Umſtände begünſtigt, vom Goldſchmied aus ſehr ſchnell zur anſehnlichen Bedienung des damals ſogenannten königlichen Schatzmeiſter-Amtes gelangt und eine Zeitlang gingen, ſogar im höhern Publikum, ſeltſame Sagen über dieſe Carriere, indem man die Sache mit einer, auf keinen Fall ganz grundloſen Geſpenſtergeſchichte, welche den Hof zunächſt anging, in Verbindung zu bringen geneigt war.

Nun wurde man auch gegenwärtig wieder durch eine luſtige Wendung, die das Geſpräch genommen hatte, von ſelbſt auf dieſen Gegenſtand geführt und da man dem Hofrath mit allerlei Späßen und Anſpielungen ſtets näher auf den Leib rückte, verſprach

er der Geſellſchaft auf die Gefahr hin Genüge zu thun, daß man Unglaubliches zu hören bekommen und ſich am Ende ganz gewiß bitter beklagen würde, als wenn er ſie mit einem bloßen Kindermährchen hätte abſpeiſen wollen. — „Nur zu! wir wiſſen ſchon; nur angefangen!“ rief man einſtimmig. „Es iſt nur gut, ſagte er, daß meine Frau ſich heute zeitig von der Geſellſchaft beurlauben wollte, meine Erzählung dürfte ſonſt weit weniger aufrichtig werden, als ich ſie zu geben gedenke.

In Eggloffsbronn, einer der älteſten Städte des Königreichs, lebte mein Vater, ein wackerer Goldſchmied. Ich, als der einzige Sohn, ſollte dieſelbe Kunſt dereinſt bei ihm erlernen, allein er ſtarb frühzeitig und es war für das größte Glück zu halten, daß mich Herr Vetter Orlt, der erſte Goldarbeiter in der Hauptſtadt Achfurth, umſonſt in die Lehre aufnahm. Ich hatte große Luſt an dem Geſchäft und war ſo fleißig, daß ich nach fünf Jahren als zweiter Geſell in der Werkſtatt ſaß.

Mein gutes Mütterlein war indeß auch geſtorben. Wie gern gedacht' ich ihrer, wenn ich in Feierſtunden oft an meinem Eckfenſter allein zu Hauſe blieb, mit welcher Ehrfurcht zog ich dann zuweilen ein gewiſſes Angebinde hervor, welches ich einſt aus ihrer Hand empfing! Es war am Tag der Konfirmation. Ich hatte nach der Abendkirche mit den andern Knaben und Mädchen einen Spazirgang

gemacht, — wie das ſo Sitte bei uns iſt, daß die feſtliche Schaar in einem ſtillen Schritt mit großen Blumenſträußen an der Bruſt einen Gang vor das Thor macht, — und war nun eben wieder heimgekommen, da holt meine Mutter aus dem Schrank ganz hinten ein kleines wohlverſiegeltes Paket hervor, worauf geſchrieben ſtand: „Franz Arbogaſt am Tage ſeiner Einſegnung treulich zu übergeben.“ Die Mutter verſicherte mir, ſie wiſſe nicht, woher es eigentlich komme, ich ſei noch ein kleiner Bube geweſen, als ſie es eines Morgens auf dem Herd in der Küche gefunden. Mir klopfte das Herz vor Erwartung, ich durfte den Umſchlag mit eigenen Händen erbrechen, und was kam heraus? Ein Büchlein, ſchwarz in Corduan gebunden, mit grünem Schnitt, die Blätter ſchneeweiß Pergament mit allerlei Sprüchen und Verslein von einer kleinen gar niedlichen Hand faſt wie gedruckt beſchrieben. Der Titel aber hieß: „Schatzkäſtlein zu Nutz und Frommen eines Jünglingen, ſo als ein Oſterkind geboren ward, in 100 Reguln allgemeiner Lehr, nebſt einer Zugab für ſondere Fäll in Handel und Wandel; wahrhaftig abgefaſſet von Dorothea Sophia von R.“

Ich meinerſeits war freilich insgeheim in meiner Hoffnung ein wenig getäuſcht; die Mutter aber legte vor freudiger Verwunderung ihre Hände zuſammen. „Ach Gott!“ rief ſie aus, „es iſt die Wahrheit, ja am Oſterſonntag Mittags zwölf Uhr haſt du zum

erſtenmal das Licht der Welt erblickt!“ Sie pries und ſegnete mich. „Mein Sohn,“ ſagte ſie, „du wirſt im Leben viel Glück haben, wenn du dich chriſtlich hältſt und auf die Weiſungen in dieſem Büchlein merkſt.“ Sie unterließ auch nicht, mir meine Pflichten wiederholt an's Herz zu legen, als ſie mir bald darauf mein Wanderbündel ſchnürte, darin das wunderliche Schatzkäſtlein den beſten Platz erhielt.

Ich könnte gerade nicht ſagen, daß ich die nächſten Jahre einen abſonderlichen Segen von dieſem ſeltenen Beſitzthum ſpürte, obwohl ich gar bald die ſämmtlichen Sprüche von vorn und von hinten auswendig wußte; ja zu einer gewiſſen kritiſchen Zeit, da ich gerade angefangen hatte, Wirthshaus, Tanzboden, Kugelbahn öfter als billig zu beſuchen, waren es, wie mir däuchte, nicht ſowohl die hundert Reguln, als vielmehr die Erinnerung an meine gute Mutter, die Vorſtellungen meines ehrlichen Meiſters, was mich bald wieder in's Geleiſe brachte. Uebrigens ſei es hier gelegentlich bemerkt, daß mir von allen Arten der Verſuchung juſt die am wenigſten gefährlich war, die ſonſt in jenen Jahren die allergewöhnlichſte iſt, die Neigung zu dem weiblichen Geſchlechte. Es hatten deshalb meine Kameraden das ewige Geſpött mit mir, ich hieß ein kalter Michel hin und her, und weil ich doch zuletzt um keinen Preis der Tropf ſein wollte, der nicht wie jeder

andere brave Kerl ſein Mädchen hätte, nahm ich etliche Mal einen tüchtigen Anlauf, kam bei ein Stück Fünf oder Sechſen herum, darunter wirklich ein Paar Goldfaſanen, die redlich ihren Narren an mir fraßen; allein was war's? nach vierzehn Tagen wollt ich Gift und Galle ſpeien, vor lauter Langerweile und heimlichem Verdruß. Kurzum, auf dieſen Punkt ſchien wohl mein Schatzkäſtlein Recht zu behalten — „Dein erſtes Lieb, dein leztes Lieb." Ich konnte dieſes Wort lediglich nur auf eine Kinderliebſchaft mit einem guten armen Geſchöpfe beziehen, das ich als das Opfer eines frühzeitigen Todes von Herzen beweinte.

Mein Vetter ſchenkte mir ſofort ein immer größeres Vertrauen. Er ſchickte mich manchmal auf kleine Geſchäftsreiſen aus, er fing nichts Neues von Bedeutung an, eh' er mit mir es erſt beſprochen hatte, und als er den Befehl erhielt, auf die Vermählung ſeiner Majeſtät des Königs mit einer Prinzeſſin von Aſtern, den Krönungsſchmuck für die durchlauchtige Prinzeſſin Braut zu fertigen, ſo konnte er mir wohl keine größere Ehre erzeigen, als daß er das Hauptſtück des wichtigen Auftrags, nämlich eine Krone von durchaus maſſiver, doch zierlicher Arbeit, wie ſie ſich in die Haare einer ſchönen, blutjungen Königin geziemt, mir größtentheils allein zu überlaſſen dachte. Die Zeichnung war gemacht und höchſten Orts gebilligt. Bevor man aber an das Werk ſelbſt ging,

war noch Verſchiedenes zu thun. Beſonders fehlte es noch an einigen Steinen, die man im Lande nicht nach Wunſch erhalten konnte, daher mein Vetter ſich nach reifer Ueberlegung zulezt dahin entſchied, ich ſollte ſelbſt nach Frankfurt gehen, die Steine auszuwählen. Es handelte ſich nur darum, auf welche Art ich am ſicherſten reiſe, denn leider waren die Poſten damals noch nicht ſo vortrefflich als jezt eingerichtet; indeſſen fand ſich doch Gelegenheit, die erſten Stationen mit ein Paar Kaufleuten zu fahren. Der Vetter zählte mir vierhundert blanke Goldſtücke vor; wir packten ſie ſorgfältig in mein Felleiſen und ich reiſ'te ab.

Den zweiten Tag, in Gramſen, wo das Gefährt einen andern Weg nahm und mich daher abſezte, fiel Regenwetter ein, ich mußte mich bis zu Mittag gedulden, da ich es mir denn gern gefallen ließ, daß mir der Gramſener Bote ein Plätzchen ganz hinten in ſeinem Wagen gab, den eine Bläue gegen Wind und Wetter ſchüzte. Ein junger Mann, ein Jude, wie mir ſchien, war meine einzige Geſellſchaft. Wir waren gar bequem zwiſchen Wollſäcken gelagert, nur ging die Fahrt etwas langſam. Es wurde Nacht bis man Schwinddorf erreichte, wo der Jude ſich abſetzen ließ, indeß wir noch drei gute Stunden bis zu dem Städtchen Rösheim vor uns hatten. Als ich nun ſo allein in meinem dunkeln Zelte lag und an Verſchiedenem herumdachte, war mir, als hätt' ich

längſt einmal gehört, daß dieſe Gegend nicht im beſten Rufe ſtehe; beſonders ſchwebte mir die ſonderbare Geſchichte eines Galanteriehändlers vor, welchem ſein Kaſten, während des Marſchirens, auf ganz unbegreiflich liſtige Art, Schubfach für Schubfach ſoll ausgeleert worden ſein. Mein Fuhrmann wollte zwar ſo eigentlich Nichts von dergleichen wiſſen, doch konnte ich mich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit durch die Tuchſpalte hinten mit Einem Aug' hinauszuſchauen. Der Himmel hatte ſich wieder geklärt, man konnte jeden Baum und jeden Pfahl erkennen, man hörte auch Nichts als das Klirren und Aechzen des Wagens, inzwiſchen ließ ich doch die Hand nicht von meinem Gepäck und tröſtete mich mit des Fuhrmanns großem Hund; nur kam es mir ein paarmal vor, als wenn die Beſtie ſonderbar winſle, das ich aber zulezt mitleidig dem puren Hunger zuſchrieb.

„Jezt noch ein Viertelſtündchen, Herr, ſo hat ſich's!“ rief mir der alte Burſche zu und ließ zum erſtenmal die Peitſche wieder herzhaft knallen. „Die Wahrheit zu geſtehn,“ fügte er bei, „ſonſt iſt es auch gerade nicht mein Sach', ſo ſpät wegfahren: ein Fuhrmann aber, wißt Ihr wohl, hat's halt nicht immer am Schnürlein. Nu —

'S Löwenwirths Rother
iſt allzeit hell auf!“

Es ſchlug halb zwölf, als man vor's Städtchen

kam. Am nächſten Wirthshaus hielten wir. Es ſchien kein Menſch mehr auf zu ſein. Ich hob indeß getroſt mein Gepäck aus dem Wagen. Aber — Hölle und Teufel! wie bin ich beſtürzt — das Ding war ſo leicht, war ſo locker! Den Angſtſchweiß auf der Stirn eil' ich in's Haus, ein Stallknecht, halb im Schlaf, ſtolpert mit ſeiner Laterne heraus, ein zweites Licht reiß' ich ihm aus der Hand und jezt in der Stube gleich athemlos wie der Feind über's Felleiſen her. Das Schlößchen find' ich unverlezt, ganz in der Ordnung, weiter, Geduld — Allmächtiger! mein Gold iſt fort! Der Schlag wollte mich treffen. Nein, nein, ums Himmelswillen, nein! es iſt nicht möglich! rief ich in Verzweiflung und wühlte, zauſ'te Alles durcheinander. Das Schatzkäſtlein fällt mir entgegen (ich hatte es nur gleichſam aus Erbarmen ſo mitlaufen laſſen): im Wahnſinn meiner Angſt hielt ich es einen Augenblick für möglich, das Büchlein habe mir meine Dukaten verhext und gefreſſen; mit Wuth, ja mit Grauen werf' ich den ſchwarzen Krüppel an die Wand, allein wie ſchnell verſchwand der vermeintliche Zauber, da ſich ein Meſſerſchnitt, vier Finger breit, in meinem Felleiſen entdeckt! Jezt wußt' ich vor der Hand genug: der Jud hat dich beſtohlen!

So eben wollt' ich hinaus, die Hausleute, die Nachbarſchaft aufſchreien, — da muß mein Fuß nochmals auf jenes arme Büchlein ſtoßen und wie ein

Bliz ſchießt der Gedanke in mir auf: Halt! wie, wenn heut Sankt Gorgon wäre? Mechaniſch nehm' ich das Büchlein vom Boden, indem tritt der Kellner herein, grüßt, fragt, ob ich noch zu trinken verlange? Ich nickte ſtumm, gedankenlos, und ſah mich überall nach einem Wandkalender um.

„Was iſt gefällig, Neuer? Alter? Drei und achtziger? Vier und achtziger?"

„Verſteht ſich, einen neuen!" rief ich mit Ungeduld und meinte den Kalender; „den heurigen, nur ſchnell! nur her damit!"

Der Kellner lächelte hochweiſe: „Wir haben hier zu Land noch keinen heurigen!"

„Wie? was? um dieſe Zeit? verflucht! ſo bringt in's Kukuks Namen einen alten. Das iſt mir aber doch, beim Donner, eine Wirthſchaft, wo man — ei daß dich, da hängt ja doch einer!" Ich riß den Kalender vom Nagel, ich blätterte mit bebender Hand — richtig! Gorgonii, der 9. September! Und daß ich jezt nicht wie ein Narr vor Freuden in der Stube herumtanzte, den Gläſerſchrank zuſammenſchlug, den Kellner umarmte, war Alles. Von nun an wußte ich, was für ein herrliches Kleinod mein Schazkäſtlein ſei. Stand nicht ein Verslein drin, ein Reimlein, ach, mehr werth als alle Reime der Welt? (der ſiebente war's in der Zugab für ſondere Fäll):

Was dir an Gorgon wird geſtohlen,
Vor Cyprian kannſt's wieder holen;

Jag nit darnach, mach kein Geſchrei,
Und allerdings fürſichtig ſei.

Ich zweifelte nicht einen Augenblick an der Unfehlbarkeit dieſes prophetiſchen Rathes. Denn, dacht' ich, wär' es überhaupt nicht richtig mit dem Büchlein, wie konnte es denn wiſſen und mir ſo treulich melden, daß man mich juſt auf Gorgonstag beſtehle? und dann — und kurz, es war in mir ein unwiderſtehlicher Glaube: vor Cyprian kannſt's wieder holen. Bis dorthin waren's freilich noch immer ſiebzehn Tage; nun ja, meint' ich, das iſt der äußerſte Termin, wer weiß, es kann ſo gut auch morgen und übermorgen glücken. Wart Mauſchel, wart Halunk! wird ſich bald ausweiſen, wo deine Krallen es eingeſcharrt haben; ich denke wohl, drei Schritt von deinem Galgen.

Franz Arbogaſt ſezte ſich hinter den Tiſch, mit einer Empfindung, mit einem Geſicht, wie ungefähr ein Kaufmann haben mag, wenn er gerade einen Brief aus Nordamerika bekam, des Inhalts: Mein Herr! Ich habe die Ehre zu melden, daß Ihr ſehr wackeres Schiff, die Fauſtina, nachdem wir ſie bereits in der Gewalt der Seeräuber geglaubt, ſo eben wohlbehalten im Hafen eingelaufen iſt.

Ich aß und trank nach Herzensluſt, ſchenkte beſonders auch dem Fuhrmann tapfer ein, der mir geſtand, der Kellner habe ihm vorhin in's Ohr geſagt, ich müſſe wohl ein Wiedertäufer ſein oder

Separatiſt, weil ich mein Gebetbuch ein paarmal ſo eifrig geküßt; „gut," habe er darauf geſagt, „wenn's nur kein Jude iſt; denn der ſo ich heute gefahren, der Spitzbub, ſtiehlt mir ein paar nagelneue Handſchuh weg! Ich hatte ſie am Reif im Wägen hängen. Und das war nicht genug, beim Abſchied im Finſtern was thut er? drückt mir den breiten nichtsnutzigen Knopf da in die Hand ſtatt einem Funfzehner! Aber, nur ſtät, es gibt allerhand Knöpf', ganz beſondere Sorten! Wißt Ihr wohl, Herr, welches die beſten Knopfmacher ſind, will ſagen, die flinkſten, und macht doch einer lang kein Duzend nicht im Jahr? Ihr rathet's nicht. Die Henkersknecht! Mein Seel, wenn mir der Jud' wieder begegnet, das Räthſel geb' ich ihm auf; was gilt's, er hat's heraus, eh' ich ihm zweimal mit der Peitſch' gewunken?"

„Hört," ſprach ich zu dem Fuhrmann, „Ihr ſeid ein braver Kerl, wißt Ihr Was? vielleicht daß mir der Jude doch noch früher in die Hände läuft als Euch; laßt mir den ſtählernen Knopf, hier iſt ein Zwölfer dafür." Der Handel fand keinen Anſtand. — Mir fiel inzwiſchen ein, daß noch mein Stock im Wagen liege; ich ging mit Licht hinaus und fand bei der Gelegenheit noch einen meiner goldenen Füchſe zwiſchen dem Flechtwerk des Korbes ſtecken und gleich dabei ein ziemlich großes Loch im Boden. Ich wußte nicht recht Was ich dabei denken

ſollte; ich ließ es gut ſein und ſprach: Sankt Cyprian, mein Heiliger, wird ja für Alles ſtehen.

Singend und pfeifend ließ ich mir meine Schlafkammer zeigen, und ruhiger ſchlief ich in meinem Leben nicht als dieſe Nacht.

Am andern Morgen nun, nach ernſtlicher Erwägung meiner Lage, ſchien es mir keineswegs gerathen, mich aus der Gegend zu entfernen. Ein jeder Schritt ſchien zwecklos, wo nicht bedenklich. „Jag nit darnach.“ Das war für mich eben, als wenn ein Daniel mit eigenem Mund zu mir geſprochen hätte: Mein Sohn, bleib Er ganz ruhig ſitzen im Löwen zu Rösheim: Er ſieht, es iſt ein braves Wirthshaus hier; thu Er ſich etwas gütlich auf den gehabten Schreck und ſcheer' Er ſich den Teufel um die Sache, Er wird bald hören, was die Glocke ſchlägt. Ich kam dieſer Weiſung gewiſſenhaft nach. Rösheim iſt ein luſtiges Städtchen, es fehlte mir nie an Geſellſchaft, beſonders meine Wirthin war die gute Stunde ſelbſt. So gingen drei, ſechs, ſieben Tage hin. Dazwiſchen gab es freilich auch tiefſinnige Momente und nachgerade ward mir doch die Zeit zu lang.

Ich ſtehe eines Nachmittags am Fenſter und gräme mich über das köſtliche Wetter, das mir ſo jämmerlich verloren geht: kommt eine Chaiſe vor das Haus gefahren, die ich ſogleich für dieſelbe erkenne, mit welcher ich damals von Achfurth abgereiſ't. Ein Herr ſteigt aus, es war einer von jenen

Kaufleuten, der nächſte Nachbar meines Meiſters, ein wusliger, kleiner, geſchwätziger Mann. Schnell wollt' ich noch entweichen, doch eh' ich mich's verſah, iſt er herein.

„Ah! was der Tauſend — da iſt ja Herr Franz! Schön, ſchön, daß wir uns unvermuthet treffen! auf Ehre, wie beſtellt! Wie ſieht's in Frankfurt? gute Geſchäfte gemacht?"

„O ja, ſo ſo, ſo ziemlich ja."

„Charmant. Und, mein Freund, nun fährt er natürlich mit mir, ich gehe direkte nach Haus und bin ganz allein."

Ich fing nun an, mich zu entſchuldigen — ein guter Bekannter, den ich nothwendig, Geſchäfte halber, hier abwarten müſſe, beſondere Affairen — kurz, Alles was zu ſagen war. Der Kaufmann ſtuzte, wollte nicht begreifen, ſondirte, fragte, ſchwieg zulezt und trank ſein Schöppchen Würzburger, gelben. Ich bat mir Feder und Dinte aus und ſchrieb etliche Zeilen an den Vetter; daß ich Frankfurt dato noch nicht geſehen, ein kleiner Unfall habe mich verſpätet, bereits ſei aber Alles wieder ganz auf gutem Weg, ſo daß ich hoffe noch zeitig genug mit meinen Einkäufen in Achfurth einzutreffen; übrigens möge er ſich ja ganz ſtille halten, mit Niemand weiter von der Sache reden, mir aber ganz und gar vertrauen. — Der Kaufmann ſprach indeſſen leis mit dem Wirth in der Ecke. Gewiß erfuhr er von dieſem,

wie lang ich ſchon hier liege, da er ſich denn freilich an den Fingern abzählen konnte, daß ich noch nicht über die Gränze kam. Ich ließ mich Das weiter nicht kümmern, verſiegelte den Brief, empfahl ihn dem Herrn Nachbar zur Beſorgung, er ſteckte ihn ſehr seriös zu ſich und leerte gelaſſen ſein Reſtchen. Viel Glück nach Frankfurt! rief er mir mit höhniſchem Geſicht beim Abſchied zu. Der Wagen rollte fort.

Jezt war auch meines Bleibens hier nicht länger. Ich hatte weder Raſt noch Ruhe mehr: obgleich ich nicht wußte wohin. Ich frage nach der Zeche, man iſt ſogleich bereit und wahrlich unverſchämter ward ſie niemals einem Grafen gemacht; ich hätte heulen mögen wie ein Weib, als ich bemerkte, daß mir nur wenige Gulden übrig blieben.

Aber mein Muth ſollte noch tiefer ſinken. Denn auf der Straße, als ich ſchon ein gutes Weilchen fortgewandert war, fiel mir auf einmal ein, daß ich von nun an nirgend mehr im Lande ſicher ſei. Wird ſich wohl der Vetter mit meinem Brief beruhigen? muß er nicht das Aergſte befürchten? Wenn er nun fahnden läßt auf dich! wenn man dich greift! Mir wurde es ſchwarz vor den Augen. Ich machte mir die bitterſten Vorwürfe, verfluchte abermals das Schatzkäſtlein, denn dieß war Schuld, daß ich die Sache nicht ſogleich vor Amt angab wie jeder Andere, der nicht ein ganzer Eſel war, gethan hätte; jezt freilich war die Katz' den Baum hinauf und Alles war zu ſpät.

Noch volle zwei Tage trieb ich mich, bald da, bald dort verweilend und mich dabei immer auf's Neue wieder an meinem Oſterengel aufrichtend, im gleichen Reviere umher. Zulezt kam mir in Sinn, daß nicht gar weit von hier, über der Gränze, ein paar weitläufige Verwandte meiner Mutter, vermögliche Pelzhändler wohnten, die meinem Vater viel zu danken hatten. Glückshof, ſo viel ich wußte, hieß der Ort; hier war doch vor der Hand Troſt, Rath und Unterkunft zu hoffen. So ſezte ich denn meinen Weg zum erſtenmale wieder in einer entſchiedenen Richtung fort und, eingedenk der Flaſche des trefflichen Likörs, womit mich meine gute Baſe beim Abſchied noch verſah, bediente ich mich dieſes Stärkungsmittels zu meinem Encouragement ein über's andere Mal mit ſolchem glücklichen Erfolg, daß ich ſeit langer Zeit wieder ein Liedchen ſummte und endlich meinen vielberühmten Baß mächtig und ungebändigt walten ließ.

Allein das wunderbare Schickſal, unter deſſen Leitung ich ſtand, kündigte ſich nunmehr auf eine höchſt ſeltſame Weiſe an. Es war etwa fünf Uhr des Abends, als ich getroſten Herzens ſo fort ſchlendernd in eine gar betrübte Gegend kam. Da lag nur öde Heide weit und breit; rechts drüben ſah ein düſteres Gehölz hervor und links vom Hügel her ein langweiliger ausgedienter Galgen, ſo windig und gebrechlich, daß er den magerſten Schneider nicht mehr

präſtirt haben würde. Die Pfade wurden zweifelhaft, ich ſtand und überlegte, marſchirte noch ein Stück und traf zu meiner großen Freude jezt auf einen hölzernen Wegweiſer. O weh, dem armen Hungerer leider war die Schrift hüben und drüben rein abgegangen vor Alter! Er ſtreckte den einen Arm rechts den andern links hinaus und ließ die Leute dann das Ihre dabei denken. Du wärſt ein Kerl, ſprach ich, für den ewigen Juden, dem's wenig verſchlägt, ob er in Tripstrill oder Herrnhut zur Kirchweih ankommt. Nun ſah ich unten einen Schäfer ſeine Heerde langſam die Ebene heauftreiben. Dem rief ich zu: „He, guter Freund, wo geht der Weg nach Glückshof?“ — Kaum iſt mir das lezte Wort aus dem Mund, ſo klatſcht es dreimal hinter mir, eben als ſchlüge Jemand recht kräftig zwei hölzerne Hände zuſammen. Erſchrocken ſeh ich mich um — o unbegreiflicher, entſetzenvoller Anblick! Er hatte ſich gedreht! der Wegweiſer — gedreht, ſo wahr ich lebe! Mit Einem Arme wies er ſchief über die Heide, den andern hatte er, damit ich ihn ja recht verſtehen ſollte, dicht an den Leib gezogen. Des Schäfers Antwort ging indeß im Wiederhall des Walds verloren. Ich ſtarrte und ſtaunte den Wegzeiger an und hörte wie mein Herz gleich einem Hammer ſchlug. Alter, ſprach ich in meinem Sinn, du gefällſt mir nur halb; du hältſt wohl gute Nachbarſchaft mit dem dreibeinigen Geſellen auf der Höhe, mich aber ſollſt du nicht dran kriegen! Damit

rannt' ich davon, als wär' er ſchon hinter mir her. „He, Schäfer!“ „Je, was gibt's? iſt doch kein Wolf um Gotteswillen —“ „Nein, ſagt nur, wo geht's Glückshof zu?“ Der Mann mochte glauben, ich hätte geſtohlen, er maß mich von Kopf bis zu Fuß, deutete aber dann gelaſſen nach der Waldecke hin: „von dort ſeht ihr in's Thal, ein Fußpfad führt nach dem Weiler hinab, da fragt Ihr weiter.“ Inmittelſt hatt' ich mich Etwas gefaßt. Der Mann ſchien mir eine ehrliche Haut, doch nahm ich Anſtand, ihm mein Abenteuer zu vertrauen. „Aber, fragt' ich, und hielt den Finger in der Richtung, in der das hölzerne Geſpenſt gewieſen, apropos, ſagt einmal, was mag wohl dahin liegen?“ „Ei nun, da kämt Ihr ſchnurgerad' auf's graue Schlößlein.“ „So? daß mich Gott bewahre!“ ſagt' ich, dankte dem Schäfer und folgte ſeiner Weiſung nach dem Walde. Im Gehen macht' ich mir verſchiedene Gedanken, und ſchaute wohl noch zehnmal um nach dem verhexten Pfahle; er hatte ſeine Alltagsſtellung wieder angenommen und ſah wahrhaftig aus, als könnte er nicht Fünfe zählen. Was wollte er doch mit dem grauen Schlößchen? Ich hatte früher mancherlei davon erzählen hören; es gehörte den Freiherren von Rochen und war, ſo viel ich wußte noch unlängſt bewohnt; es ſtand im Rufe arger Spuckereien, doch nicht ſowohl das Schlößchen ſelbſt, als vielmehr ſeine nächſte Umgebung. Die Sichel fließt unten vorbei,

darin ſchon Mancher, durch ein weibliches Geſpenſt irre geführt den Tod gefunden haben ſoll. Nun glaubte ich nicht anders, als der Verſucher habe mich in Wegweisersgeſtalt nach dieſer Teufelsgegend locken wollen. Jedoch, erhob ſich wieder ein anderes Stimmchen in mir, wenn du ihm Unrecht thäteſt? wenn du gerade jezt deinen Dukaten entliefſt? Was alſo thun? kehr' ich um? geh' ich weiter? So ſtritt es hin und her in meiner Seele. Ermüdet und verdroſſen ſezt' ich mich oben am Waldſaum nieder, wo ich denn immer tiefer in mich ſelbſt verſank, ohne zu merken, wie die Dämmerung einbrach und daß der Schäfer lange heimgetrieben. Raſch und entſchloſſen ſtand ich auf. Gut' Nacht, Wegweiſer! — Ich ſtieg bergab, dem Weiler zu. Ein dichter Nebel hatte ſich wie eine weiße See durchs Thal ergoſſen, er reichte bis zu mir herauf und ich ſtieg immer mehr in ihn hinein. Zum Glück war die Nacht nicht ſehr finſter, die Sterne thaten ihre Schuldigkeit. Aber ach, ich glaubte bereits in der Tiefe zu wandeln, während ich nur auf einem fahrbaren Abſatz des Berges, rings um denſelben herum und ganz unmerklich wieder aufwärts lief. In Kurzem ſpazirte meines Vaters ſein Sohn wieder ganz hübſch auf der flachen Heide herum, ungefähr da wo mir vor drei Stunden zum erſtenmal das Trumm verloren ging. — Sie fragen, meine Wertheſten wie mir zu Muthe geweſen bei dieſer Entdeckung?

Je nun, ich dachte, jezt ſäß' ich wohl eben ſo gut bei meiner braven Meiſterin, wenn ſie den Abendſegen lieſ't, meinthalben auch beim Storchenwirth und Fritz der Färber gäbe die Geſchichte Preis, wie er Anno 70 im Kniebis verirrte. Allein Was anfangen? zurück wollt' ich nicht mehr. Wenn Einer ſpürt, es iſt ihm angethan, thut er am klügſten, er ſteckt den Verſtand in den Sack und läuft wie ſeine Füße mögen; ſo that ich auch und fing das friſche Kernlied an zu ſingen: Seid luſtig und fröhlich ihr Handwerksgeſellen. — Auf einmal ſchien es hell und immer heller um mich her zu werden, ich ſah mich um, da ging der volle Mond ſehr herrlich hinter goldnen Buchenwipfeln auf. Von Furcht empfand ich längſt nichts mehr; nur Selbigem wünſcht' ich zum zweitenmal nicht wieder zu begegnen! So oft er mir einfiel, that ich einen herzhaften Zug aus der Flaſche und hub alsbald wieder mit heller Stimme an:

Hamburg, eine große Stadt,
Die ſehr viele Werber hat.
Mich hat nicht gereut,
Vielmehr erfreut,
Lübeck zu ſehn;
Lübeck eine alte Stadt,
Welche viel Wahrzeichen hat.

Nun ſchritt ich über Stoppelfeld. Gottlob, das war doch eine Menſchenſpur. Aber, Goldſchmied, wenn es nun allgemach hinunter und an's Waſſer

ging' und dir die bleiche Edelfrau ein kühles Bad anwieſe?

> Dresden in Sachſen,
> Wo ſchöne Mädchen wachſen;
> Ich denk jeṭund
> Alle Stund
> An Nürnberg und Frankf —

patſch! lag ich auf der Naſe. Der Schmerz trieb mir die Thränen in die Augen, mir ſchwebte ein Fluch auf der Zunge; aber nein —

> Augsburg iſt ein kunſtreicher Ort,
> Und zuleṭt nach Elſaß fort.
> Alſobald mit Gewalt
> Geh ich nach Strasburg.
> Es iſt eine ſchwere Pein
> Von Jungferen insgemein,
> Wenn man alsdann
> Nicht herzen kann
> Und wieder ſoll mareſchiren fort.

Nunmehr aber bis an den Rand der Ebene gekommen, bemerkte ich auf gleicher Höhe mit derſelben, links hin, wo ſie in einem ſpiṭen Vorſprung auslief, nur dreißig Schritt von mir, ein altes guterhaltenes Gebäude, mehr ſchmal als breit, mit etlichen Thürmchen und hochgeſtaffeltem Giebel. Ich konnte nicht mehr zweifeln wo ich ſei. Ganz ſachte ſchlich ich näher. Es ſchimmerte Licht aus einem verſchloſſenen Laden des unteren Stocks; hier mußte

der Hausſchneider wohnen. Ein Hund machte Lärm und ſogleich öffnete ein Weib das Fenſter.

„Wer iſt da?“ „Ein Handwerksgeſell, ein verirrter.“ „Welche Profeſſion?“ Ich wagte, eingedenk meiner gefährdeten Perſon, die Wahrheit nicht zu ſagen. Ein Schneider! ſagt' ich kleinlaut. Sie ſchien ſich zu bedenken, entfernte ſich vom Fenſter und ich bemerkte, daß man drin ſehr lebhaft deliberirte; es wiſperten mehrere Stimmen zuſammen, wobei ich das fatale „Schneider“ einige Mal nur gar zu deutlich unterſcheiden konnte. Jezt ging die Pforte auf. Der Hausvogt ſtand bereits im Gang; die Frau hielt auf der Stubenſchwelle und hinter ihr ein ſehr hübſches Mädchen, welches jedoch auffallend ſchnell wieder verſchwand. Die Ehleute ſahen einander an und baten mich in's Zimmer zu ſpaziren. Hier war nun Alles gar ſauber und reinlich beſtellt. Ein Korb mit dürren Mohnköpfen, ingleichen mit Welſchkorn, zum Ausmachen bereit, wurde bei Seite geſchoben, man nahm mir mein Gepäcke ab, indem man mich durchaus mit einer Art verlegener Höflichkeit behandelte. Es war zehn Uhr vorüber. Die Alte deckte mir den Tiſch, derweil ich mit dem Mann ein ziemlich unbedeutendes Geſpräch unterhielt. Das Mädchen ging einige Male geſchäftig von der Küche durch's Zimmer, ohne mich kecklich anzuſehen. Man brachte endlich eine warme Suppe und einen guten Rahmkuchen. Ich aß und trank mit vielem Appetit,

worauf mein Wirth ſich bald erbot, mir meine Schlafſtätte zu zeigen. Die Frau ging mit dem Licht voran, er ſelbſt trug meinen Ranzen die Treppe hinauf nach einem hohen geweißten Eckzimmer, worin es neben einem friſchen Bette nicht an den nöthigſten Bequemlichkeiten fehlte. Ich ſagte dankbar gute Nacht, ſezte mein Licht auf den Tiſch und öffnete unter kurioſen Gedanken ein Fenſter. Der Nebel ließ mich wenig unterſcheiden, doch ſchien die Höhe da hinab beträchtlich, und, was mir nicht das lieblichſte Gefühl erregte, dem ſanften Rauſchen eines Waſſers nach, mußte die Sichel ganz unmittelbar am Fuß des Felſen, der das Schlößchen trug, vorüberziehen. Sei's drum! ich riegelte getroſt die Thüre, und zog mich aus. Mich niederlegen und ſchlafen war Eins. Es regnete die halbe Nacht, ich merkte Nichts davon, mir träumte lebhaft von dem ſchönen Mädchen.

Am andern Morgen, durch und durch erquickt, fand ich die Sonne ſchon ſehr hoch am Himmel über dem engen Sichelthale ſtehn, welches, reichlich mit Wald geſchmückt, die Ausſicht hier ſehr ſtill und reizend beſchränkte, alsdann mit einer kurzen Beugung um das Schloß, dem offnen flachen Lande ſich verband. — Ein Glockengeläute, ohne Zweifel von dem benachbarten, gutsherrlichen Dorf an der Seite des Berges, erinnerte mich, es ſei Sonntag. Indem ich mir jedoch den geſtrigen Abend zurückrief, verhehlte ich mir freilich nicht, daß ich ein bischen viel

beſchnapſt geweſen ſein müſſe; ein Umſtand der denn auch die tolle Spuckerei mit dem Wegweiſer genugſam aufzuklären ſchien.

Ich eilte jezt zu meinem Wirthe hinunter, der mir mit Heiterkeit ankündigte, es ſei nur noch ein Stündchen bis Mittag, ſie hätten mich nicht wecken wollen in der Hoffnung, ich würde wohl noch länger ihr Gaſt bleiben. Nach einigem, wiewohl nur ſcheinbaren Bedenken und auf ein wiederholtes Zureden nahm ich die unerwartete Gaſtfreundſchaft an und blieb geruhig in meinen Pantoffeln. „Zwar werden wir Euch leider über Tiſch für dießmal nicht Geſellſchaft leiſten,“ ſagte der Schloßvogt; „der Schulmeiſter im Dorf läßt heute taufen, da ſind wir zu Gevatter gebeten und müſſen gleich fort: Joſephe aber, meine Nichte, wird Euch Nichts abgehen laſſen.“ Ich war Alles zufrieden.

Das Ehpaar hatte ſich in Staat begeben und außen wartete ein Fuhrwerk. Sie baten nochmals um Entſchuldigung, mit dem Verſprechen, vor Abend wieder da zu ſein.

Ich befand mich allein in der Stube, und mit Joſephen, die draußen am Herde beſchäftigt ſein mochte, allein im ganzen Schloſſe. Die Nähe dieſes Mädchens, zu dem ich von der erſten Stunde an ein ſtilles unerklärliches Vertrauen hegte, obgleich wir bis jezt kaum ein Wort mit einander gewechſelt, beunruhigte mich ganz ſonderbar. Es zog und zupfte

mich immer, ſie in der Küche aufzuſuchen, allein wenn ich eben dran war, ſchien mir von allen den bei Handwerksburſchen üblichen galanten Redensarten nicht Eine gut genug. Auf Einmal kam ſie ſelbſt herein, band ſich die Küchenſchürze ab, ſtellte ſich dann mit einigem Erröthen mir grade gegenüber und ſprach, nachdem ſie ihre offenen braunen Augen ein ganzes Weilchen auf mir ruhen laſſen: „Alſo Ihr kennt mich wirklich gar nicht mehr?“

Da ich betroffen ſchwieg und nun mit halben Worten zu erkennen gab, daß ich auf eine frühere Bekanntſchaft mit einem ſo ſcharmanten Frauenzimmer im Augenblick mich nicht beſinnen könne, verbarg ſie ſehr geſchickt ihre Beſchämung und Empfindlichkeit hinter ein flüchtiges Lachen und that, als hätte ſie den puren Scherz mit mir getrieben. „Nein! Nein!“ rief ich, ſie eifrig bei der Hand nehmend, „dahinter ſteckt Etwas — Ihr ſeid betreten, Ihr ſeid gekränkt! um's Himmelswillen, beſte, ſchönſte Jungfer! helft mir nur ein wenig darauf — wenn, wo — wie hätten wir uns denn geſehen, es wird mir gleich beifallen!“ In der That ihr Geſicht wollte mir nun bereits ganz außerordentlich bekannt vorkommen, nur wußt' ich's nirgend hin zu thun. Ich bat ſie wiederholt um einen kleinen Fingerzeig.

„Seid erſt ſo gut, verſezte ſie, und nennt mir Euren Namen.“ Da ich beſtürzt ein wenig zauderte und eben eine ausweichende Antwort geben wollte,

brach ſie kurz ab, wie wenn ſie ihre Frage ſelbſt bereute: „Das Eſſen verbrennt mir — verzeiht, ich muß gehen.“ In Kurzem kam ſie wieder, ſchob ohne Geräuſch einen Tiſch in die Mitte der Stube und fing ſodann, indem ſie ihn ſehr ruhig deckte, als wäre Nichts geſchehn, vom Wetter an. Als ich mich auf dergleichen nicht einließ, ſondern mich nachdenkend und faſt verdrießlich zeigte, nahm ſie zulezt, um dieſer lächerlichen Spannung zu begegnen, das Wort: „Hört, thut mir doch den einzigen Gefallen, denkt nicht mehr an die einfältige Poſſe. Ich habe mich in der Perſon geirrt und das iſt Alles! Noch einmal, ich bitte, denkt nicht mehr daran.“ — Dagegen war nun freilich ſchicklicher Weiſe Nichts weiter zu ſagen, obgleich ich ihren Worten nur halb traute.

Wir ſezten uns zum Eſſen. Joſephe that Alles um mich zu zerſtreuen. Sie war die lautere Unbefangenheit, Anmuth und Herzensgüte. Zum erſtenmal, ich darf beinah ſo ſagen, zum erſtenmal in meinem Leben begriff ich, wie es möglich ſei ſich in ein Weibsbild zu verlieben.

„Man ſagt ſo viel von Eurem grauen Schlößchen,“ hub ich an, indem ſie die herrlichſten Aepfel zum Nachtiſch aufſtellte, wie wär's, Ihr ſchenktet mir, weil wir gerade ſo beiſammen ſind, einmal recht reinen Wein darüber ein?“ „Das kann geſchehen,“ antwortete ſie; „wir reden ſonſt nicht leicht mit Jemanden davon, allein man macht wohl eine

Ausnahme. Zudem ſeid Ihr ein verſtändiger Mann und werdet Euch bei uns nicht fürchten. (Hier ſah ſie mir ſehr ſcharf, wie prüfend in's Geſicht.) Auch iſt noch keiner Seele ſeit Menſchengedenken im Hauſe ſelbſt das Mindeſte zu Leid geſchehn, und außerhalb, nun ja man hütet ſich; es gab wohl ſchon ſo leichtſinnige Menſchen, die mögen immer ihren Fürwitz büßen." Sie hatte ſich geſezt und eine kaum erſt angefangene Strickerei, mit grün und ſchwarzem Garn zur Hand genommen, der Knaul lag ihr im Schooße. „Ach mein! ſo ſeht doch, was das regnet! was das ſchüttet! Wie gut iſt's, daß Ihr heut' nicht auf der Straße ſeid. Aber ich fange an."

„Vor ungefähr vierhundert Jahren wohnte allhier ein Graf mit Namen Veit von Löwegilt, ein frommer und tapferer Ritter. Er ehlichte als Witwer ein junges Fräulein, Irmel von der Mähne, welche ein Ausbund von Schönheit geweſen ſein muß und ſehr reich. Am Hochzeitabend als der Tanz im kerzenhellen Saal begonnen hatte und nun die Frau bald dem, bald jenem Gaſt die Hand zum Reigen gab, da ſah Herr Löwegilt eine ganze Zeit mit Wohlgefallen zu, bald aber kam ſeltſame Wehmuth über ihn, wie eine böſe Ahnung, davon er ſich jedoch Nichts merken ließ; nur gegen das Ende des Tanzes gab er der Dame einen Wink, daß ſie ein wenig aus dem Saale käme. Er nahm ein Licht

und führte ſie in ein ander Gemach. Mein liebſtes Herz! ſprach er, da ſie alleine waren, Euren Gemahl hat wunderlich verlangt, daß er ſich abgeſondert von den Leuten mit einem Küßlein Eurer Lieb' verſichere. Damit ſchloß er ſie in den Arm und küßte ſie und ſie that gleich alſo. In ihrem Innern aber war ſie ungehalten und dachte: was will mir der Narr? es ziemt den Wirthen ſchlecht, die Gäſte zu verlaſſen. Jezt zog Herr Veit eine ſchwere, goldene Kette unter dem Goller hervor mit den Worten: Betrachtet dieſe Kette. Mein Ahnherr ſchenkte ſie einſt ſeiner Frau, der züchtigen und edeln Richenza vom Stain, nachher iſt das Kleinod als ehrenwerthes Denkzeichen der glücklichſten Ehe von einem Sohn auf den andern gekommen und jetzo, heut, da Ihr erſtmals mein väterliches Erbe als Hausfrau betreten, vergönnt, daß ich Euch dieſen Schmuck umhängen mag: ich weiß, Ihr werdet ihn mit Ehren tragen. — Ich danke meinem Herrn und Gemahl, antwortete die ſchöne Frau ſehr freundlich, dafern Ihr aber irgend Zweifel habt an mir, ſo ſei es nicht genug an meinem Wort, das Ihr in Marien-Kapelle empfangen und ich gelobe nochmals hier, Euch als ein treues Weib zu dienen, ſo Gott mir nach dem Tode gnädig ſei. — So gingen ſie, und Irmel war vergnügt über die gelbe Kette und zeigte das Geſchenk mit Freuden der Geſellſchaft vor.

Im Anfang ging Alles ganz gut. Die Gräfin

ſchenkte ihrem Mann im erſten Jahre einen Sohn. Das Hauskreuz aber ſtellte ſich bei Zeiten ein. Die Frau wurde geizig über die Maßen. Ein Sprichwort ging beim Volk, ſie ſinge der Henne um's Ei. Es hieß: Frau Irmel iſt nicht dumm: weil ſie der Tropfen Oel im Lämplein dauert, läßt ſie die Mägde bei Mondſchein ſpinnen. Sonſt war Geſang und Harfenſpiel ihr ſchönſter Zeitvertreib, jezt that ſie nichts wie rechnen und ihre Leute ſcheren. Das Aergſte aber war, ſie fing ohne Wiſſen Herrn Löwegilt's an, viel Geld auszuleihen auf Zins an ihre Unterthanen und in der Nachbarſchaft umher. Wenn nun die armen Leute nicht zu rechter Zeit bezahlten, ſprach ſie zum Vogt: ſo lang mein Mann daheim, mag ich Nichts anfangen; er iſt zu gut und dankt mir's wohl wenn ich ihn mit dem Plack verſchone. Aber das nächſte Mal, daß er mit Reiſigen aus iſt, auf einen Monat oder zwei, da ſollt' Ihr ſehen, wie ich mein Zornfähnlein auf's Dach ſtecke! wir ſchicken den Preſſer herum und brauchen Gewalt; man muß dem Gauchenvolk die Frucht vom Acker und die Kuh von der Raufe wegnehmen. — Zu allem Glück kam es nicht gar ſo weit. Herr Veit erfuhr die feine Wirthſchaft der Frau Gräfin und wollte ſich beinah zu Tode ſchämen, allein weil er die Dame Tauſendſchön im Ganzen doch wie närriſch liebte, verfuhr er chriſtlich mit ihr und legte ihr in aller Güte den ſaubern Handel nieder. Das nahm

ſie denn ſo hin, wohl oder übel. Aber wie hätte ihr auch nur im Traum einfallen ſollen, ihr Veit könnte ſo gottlos ſein und den verwünſchten Bauern ihre Schuld bis auf den lezten Heller ſchenken? Er machte das ganz in der Stille ab und eines Tages bei Gelegenheit bekannte er's ihr frei und ohne alles Arg. Frau Irmel hört ihn an, verblaßt und ſagt kein Sterbenswort. Sie geht mit ihm denſelben Tag, weil eben Oſtern war, zu Gottes Tiſche. Aber ich ſorge ſehr, Frau Irmel hat ihr eigen Gift hinabgegeſſen anſtatt den ſüßen Leib des Herrn. Von Stund an war ſie wie verſtockt. Es ſah juſt aus, als hätte ſie zu reden und zu lachen und zu weinen für immerdar verlernt. Wenn er ſo vor ihr ſtand und ihr zuſprach mit guten klugen Worten, ſchaute ſie unter ſich wie ein demüthig Muttergottesbild und wich mit falſchem Seufzen auf die Seite; war der Gemahl hingegen auf der Jagd oder ſonſt ausgeritten, damit er einen Tag ſeinen Kummer vergeſſe, da ſei der kalte Fiſch daheim lauter Leben, lauter Scherz und luſtige Bosheit geweſen. Wer ſollte glauben, daß der Graf für eine ſolche Kreatur auch nur ein Fünklein Liebe haben können? ich ſage Euch, es heißt, er hing an ihren Augen troz einem Bräutigam. Einige meinten drum, ſie hätt' es ihm im rothen Wein gegeben.

Einſt ſaß er allein auf dem Saal und hatte ſeinen Knaben, nicht gar ein jährig Kind, ſein liebſtes

Gut, auf ſeinem Schooß und war ſehr traurig, denn der Knabe war ſeit kurzer Zeit elend und ſiech geworden und aß und trank nicht mehr und wußte Niemand was ihm fehle. Tritt leiſe die Amme herein, ein braves Weib und fängt zu weinen an: Ach lieber Herr, ich habe Etwas auf dem Herzen, das muß heraus und wäre mir die größte Sünde, ſo ich's vor Euch verſchwieg. Dürft aber mich um Gotteswillen nicht verrathen bei der geſtrengen Frau. — Der Knabe, da ſie Solches ſprach, bewegte ſich mit Angſt in ſeines Vaters Arm, als hätte er verſtanden und gewußt wovon die Rede ſei. Der Graf winkte der Wärterin zu reden, die denn fortfuhr: Neulich, Ihr war't eben verreiſ't, geh' ich des Morgens, wie ich immer pflege, nach der Kammer zum Kind. Das hört ich ſchon von weitem ſchrein, als hätte man's am Meſſer. Indem ich eintrete, Gott ſteh' mir bei, muß ich mit dieſen meinen Augen ſehn, wie die gnädige Frau den jungen Herrn, bevor ſie ihm das Röcklein angezogen, glatt auf den Tiſch gelegt, und ihn gequält, geſchlagen und gekneipt, daß es zum Erbarmen geweſen. Wie ſie mein anſichtig geworden, erſchrack ſie faſt und that dem Söhnlein ſchön und kitzelt es, daß das arm Würmlein gelacht und geſchrien unter einander. Schau, was er lacht! rief die Frau, iſt er nicht ſeines Vaters Conterfei? — Ich dachte: wohl, du armes Kind, drum mußt du alſo leiden. — — Herr, haltet's mir zu Gnaden,

daß ich ſo frech vor Euer Edlen Alles ſage; glaubt aber nur, man hat wohl der Exempel mehr, daß eine Ehfrau ihres Mannes Fleiſch und Bein im eigenen Kind hat angefeindet, und, mein' ich, ſolches thut der böſe Geiſt, daß einer Mutter Herz ſich ſo verſtellen muß und wüthen wider die Frucht ihres Leibes.

So redete Judith und ſah wie ihrem Herrn ein über's andere Mal die Flammen zu Geſichte ſtiegen und wie er zitterte vor Zorn. Er ſagte lange Nichts und ſtarrte vor ſich nieder. Jezt ſtand er auf, ſprach zu dem Weib: Geh, ſage Kaſparn, daß er gleich drei Roſſe fertig halten ſoll, den ſchönen Schimmel mit dem Weiberſattel, den Rappen und ſein eigen Pferd. Du ſelber lege dein Feierkleid an und nimm des Kindes Zeug zuſammen in ein Bündlein, wir werden gleich verreiſen. Fürchte dich nicht, dir ſoll dein Lebenlang kein Leid geſchehen. — Sie lief und that wie ihr befohlen war, derweil Herr Veit ſich rüſtete. Alsdann nahm er das Büblein auf und eilte nach dem Hof. Auf ſeinen Wink beſtieg Judith ihr Pferd, es war das edelſte von allen aus dem Stall. Veit nahm das Söhnlein vor ſich hin, ſo ritten ſie zum Thor hinaus, der Knecht hinterdrein. Frau Irmel aber ſah am Erkerfenſter halb verſteckt dem Allen zu, höchlich verwundert und erboſ't und bildete ſich freilich ein was es bedeute. Sie folgte dem Zug mit höhniſchen Blicken den Burgweg hinunter, und als die Rößlein dann in's ſchöne Sichelthal einlenkten,

ſprach Irmel bei ſich ſelbſt: Richtig! jezt geht es nach Schloß Greifenholz zu der lieben gottſeligen Frau Schwägerin. So war es auch; dort hatte der Graf ſeine nächſten Verwandten, bei denen er viel Troſt und für den Knaben und die Wärterin die beſte Aufnahme fand. Am zwölften Morgen kehrte der bedrängte Mann um eine große Sorge leichter zu ſeinem Fegfeuer zurück, denn ſichtbarlich gedieh das Kind fern ſeiner Mutter, wie eine Roſe an der Maienſonne. Die Gräfin fragte, wie man denken kann, mit keiner Sylbe, nach dem Junker, und beide Gatten lebten ſo fortan als ein paar ſtille und höfliche Leute zuſammen.

Drüber geſchah's einmal, daß Löwegilt in ſeines Kaiſers Dienſt mit Kriegsvolk auswärts war ſechs ganzer Monate, vom Frühling bis tief in den Herbſt. Das wäre eine ſchöne Zeit zur Buße geweſen, Frau Gräfin! Es gibt ein altes Lied, da ſteht der Vers:

In Einſamkeit
In Einſamkeit
Da wächst ein Blümlein gerne,
Heißt Reu und Leid...

Das war auch des Grafen ſein Hoffen und Beten, wenn er manchmal bei ſtiller Nacht in ſeinem Zelte lag und ſeines Weibes dachte.

Und als nun endlich Friede ward und Fürſten, Ritter und Knechte, des Siegs vergnügt, nach Hauſe

zogen, da dachte Löwegilt: Gott gebe, daß ich auch daheim den Frieden finde. Er führte ſeine Mannſchaft unverweilt auf den kürzeſten Wegen zurück. Sie hatten noch zwei kleine Tagreiſen vor ſich, da ſie eines Abends ein Städtlein liegen ſahen, wo man zu übernachten dachte. Begegnet ihnen ein Mönch, der betete vor einem Kreuz. Ei, ruft der Graf, indem er ſtille hält, das iſt ja Bruder Florian! willkommen, frommer Mann! Ihr kommt vom Gebirge herüber? — Ja, edler Herr. — Nun da habt Ihr wohl auf dem Schloſſe eingekehrt? — für diesmal nicht, Geſtrenger, ich hatte Eil und hielt nur kurze Raſt im Dorf. — Das iſt nicht ſchön von Euch; und nicht ein Wörtlein hättet Ihr von ungefähr vernommen, wie es daheim bei mir ſteht? — Ach Herr, antwortete der Mönch, die Leute dichten immer viel, wer möchte Alles glauben! Begehret nicht daß Euer Ohr damit beleidiget werde. — Bei ſolchem Wort erſchrack der Löwegilt in ſeiner Seele, er nahm den Mönch bei Seit', der machte ihm zuletzt eine Eröffnung von ſo ſchlimmer Art, daß man den Grafen laut ausrufen hörte: Hilf Gott! hilf Gott! haſt du die Schande zugelaſſen, ſo laſſe nun auch zu, daß ich ſie blutig ſtrafen mag! damit ſpornt er ſein Roß und ſprengt voll Wuth davon. Er läßt im nächſten Ort ſeine Leute zurück und reitet, nur von Einem Diener begleitet, die ganze Nacht hindurch, als wenn die Welt an tauſend Enden brennte.

Frau Irmel indeſſen glaubt ihren Gemahl noch hundert Meilen weit dem Feinde gegenüber, ſonſt hätte ſie wohl ihre Schwelle noch zu rechter Zeit geſäubert. Seit vielen Wochen nämlich beherbergte ſie einen Gaſt, einen abſonderlichen Vogel. Derſelbe kam eines Tags auf einer hinkenden Mähre geritten und fragte nach Herrn Veit, ſeinem ſehr guten Freunde. Der Gräfin machte er viel vor: er ſei ein Edelmann: landsflüchtig, ſo und ſo. Ein Knecht aber vom Schloß raunte den Andern gleich in's Ohr, daß er den Kauzen da und dort auf Jahrmärkten geſehen habe Latwerg und Salben ausſchreien. Man warnte die Gräfin, ſie hörte nicht drauf: der Burſche hatte gar zu ſchöne, ſchwarze Haare, Augen wie Vogelbeer, und ſingen konnte er wie eine Nachtigall. Er wußte eine Menge welſcher Lieder, die Gräfin ſchlug ihre Harfe dazu und ließ ihn nicht mehr von der Seite. Die Knechte aber und die Mägde unter ſich hießen ihn nur den Ritter von Latwerg.

Nun ſaß das feine Paar ſo wie gewöhnlich nach dem Mittagmahl allein im Saal am großen Fenſter und ſchauten unter luſtigem Geſpräch in die offene Gegend hinaus, wie ſie im hellen Sonnenſchein, mit dem lieblichen Fluß in der Mitten, da lag. Frau Irmel nahm ihre goldene Kette vom Hals, ſpielte damit und ſchlang ſie ſo um ihren weißen Arm. Was dünkt Euch, Lieber, ſagte ſie, wenn ich ein Kettlein hätte, ſeht, nicht länger als die kleine Strecke dort,

ſo weit die Sichel im Bogen zwiſchen den Wieſen längs dem Dörflein läuft. Verſteht, ein jedes Glied müßte nicht größer ſein als wie ich hier den Mittelfinger gegen den Daumen krümme, ſchaut!

Ei, ſagte der Galan, was Ihr für kurzweilige Einfäll' habt! Das hieße mir doch ein Geſchmeide; hätten zwei Rieſen genug dran zu ſchleppen. —

Nicht wahr? und nun was meinet Ihr (das ſagte ſie aber Herrn Veiten zum Spott, weil er von Hauſe aus nicht zu den Reichſten gehörte) wenn man dem Löwegilt ſein Hab und Gut verkaufte, merkt wohl, nach Abzug Deſſen was mein iſt, und machte den Plunder zu Gold und ſchmiedet' eine Kette draus, wie ich eben geſagt, wie groß ſchäzt Ihr daß die ausfallen würde? — Es lachte der Galan und rief: Ich wollte ſchwören, ſie reichte juſt hin, Frau Irmels Liebe zu Herrn Veit damit zu meſſen! — Da klatſchte Irmel luſtig in die Hände und ſezte ſich dem Ritter auf den Schooß und küßte ihn und ließ ſich von ihm herzen.

Auf Einmal ſprach er: Horcht! iſt mir doch immer, ich höre Jemand in der Kammer, wird doch das Geſinde nicht lauſchen? — Ihr träumt, ſagte die Frau, die Kammer iſt verſchloſſen gegen den Flur. Doch laßt mich ſehen.

Aber, indem ſie aufſtehn will, o Höllenſchreck! wer tritt hinter der Glasthür vor — Graf Löwegilt, er ſelber, ihr Gemahl!

Die falſche Schlange, ſchnell bedacht, wirft ſich mit einem Schrei der Freuden dem Manne um den Hals, er ſchleudert ſie hinweg, daß ſie im Winkel niederſtürzt. Sodann greift ſeine ſtarke Fauſt den Buhlen, wie dieſer eben auf dem Sprung iſt auszureiſſen, und übergibt ihn ſeinen Knechten zum ſicheren Gewahrſam. Jezt iſt er mit dem Weib allein. Da ſteht die arme Sünderin und deckt ihr Angeſicht mit beiden Händen; er aber ſchaut ſie lange an, dann nimmt er ihr die Kette ab, reißt ſolche mitten von einander, ſprechend: Alſo ſei es von nun an zwiſchen uns. Und dieſe Kette, wie du ſelbſt im eiteln Frevelmuth begehrt, werde für dich zu einer Zentnerlaſt, und ſolleſt ihr Gewicht jenſeit des Grabs mit Seufzen tragen, bis ihre Enden ſich wieder zuſammenfügen. Damit wirft er die beiden Stücke durch's offene Fenſter hinab in den Fluß.

Ich mache kurz was weiter folgt. Dem ſaubern Ritter ward ein lüftig Sommerhaus gezimmert mit drei Säulen, nicht fern von hier, man nennt's am Galgenforſt. Frau Irmel aber ſaß jezt unten in der Burg wohl hinter Schloß und Riegel. Es heißt, ſie habe Alles aufgeboten zu entfliehen, ja ſogar ihren Beichtvater beſtechen wollen. Demſelben habe ſie denn auch bekannt, ſie hätte, weil ſie ihren Mann vom erſten Tage an nicht lieben können, ein großes Unheil, wie nun leider eingetroffen, lange

vorausgeſehn, und drum bei Zeiten ihre Zukunft vorgeſorgt, indem ſie einen reichen Schatz bei Seit' gethan und außerhalb dem Schloß verborgen. Den Wächtern ſagte ſie: wer ihr zur Freiheit helfe, deß' Hände würde ſie mit purem Golde füllen. Hierauf ſei wirklich ein Verſuch zur Flucht gemacht, aber ſchmählich vereitelt worden. Jetzo verzweifelte ſie ganz. Am andern Morgen fand man ſie in ihrem Kerker todt; ſie hatte eine große ſilberne Nadel, womit ſie immer ihre ſchönen Zöpfe aufzuſtecken pflegte, ſich mitten in das Herz geſtochen.

Nicht lang darauf verließ der Graf das Schloß und die Gegend für immer. Er lebte weit von hier auf einer ganz einſamen Burg, der Hahnenkamm genannt, davon die Trümmer noch zu ſehen ſein ſollen. Der junge Hugo war der Troſt ſeines Alters. Er zeigte frühe ſchon die edlen Tugenden und Fähigkeiten, dadurch er nachher als treuer Vaſall und tüchtiger Kriegsmann in höchſte Gnaden kam bei ſeinem Kaiſer. Geſchlecht und Name der von Löwegilt ward nach und nach zu den berühmteſten gezählt in deutſchen Landen; es kam ja das Herzogthum Aſtern an ſie, davon ſie auch ſeitdem den Namen führen, und, wie Euch wohl bekannt ſein wird, die ſchöne Prinzeß Fritillary, von deren Vermählung mit unſerem Könige man im ganzen Lande ſpricht, iſt eine Tochter des jezt regierenden Herzogs Ernſt Löwegilt von Aſtern."

„Was?“ rief ich voll Erſtaunen, „hier alſo, dieſes Schloß, wäre das Stammſchloß der von Aſtern? und jene Irmel eine Ahnfrau der Prinzeß?“

„Nicht anders! Warum fällt Euch dieß ſo ſehr auf?“

„Und hat das ſeine Richtigkeit, daß dieſe Irmel noch bis auf den heutigen Tag — nun, Ihr verſteht mich ſchon —“

Joſephe nickte ja, indem ſie ſich ein wenig an meinem Schrecken zu weiden ſchien. Wir ſchwiegen beide eine ganze Weile und allerlei Gedanken ſtiegen mir auf.

„Aber,“ ſo fing ich endlich wieder an, indem ich unwillkürlich leiſer ſprach, „aber auf welche Art erſcheint ſie denn? und wo?“

Nun gab mir das Mädchen mit unbegreiflicher Ruhe, doch ernſthaft wie billig, Folgendes an.

„So viel man weiß, zeigt ſie ſich immer nur bei oder auf dem Waſſer, zunächſt beim Schloß, dem großen Saale gegenüber und dann abwärts eine Strecke bis gegen den Steg. Feldhüter und Schäfer verſichern, ſie nehme ihren Lauf auch wohl bis nahezù an's Dorf, weiter in keinem Fall. Ich ſelber ſah ſie blos ein einzig Mal und zwar vom Küchenfenſter aus, die Küche aber liegt gerade unterm Saal. Es war um Johannis, etwa drei Stunden vor Tag, wir hatten eben eine Wäſche und waren deßhalb frühe

aufgeſtanden. Der Mond ſchien hell. Von ungefähr ſchau' ich hinaus und auf die Sichel hinunter. Da ſteht ſchneeweiß gekleidet ein ſchlankes Frauenbild in einem Nachen, der drüben an den Weidenbüſchen ſo halb aus dem Schatten des grünen Gezweiges her-vorſtach, und ob es wohl kein rechter Nachen war, ich meine kein natürlicher, ſo hörte man doch deut-lich wie die Wellen am Schifflein unten ſchnalzten. Weiter, was wird? Sie kauerte ſich nieder, dann beugte ſie ſich weit über den Bord heraus, indem ſie mit den Händen hinab in's Waſſer reichte und rings-herum wie ſuchend wühlte. Jezt zog ſie langſam langſam, und mit dem ganzen Leib rückwärts ge-beugt, Etwas herauf, das ſchimmerte und glänzte als wie das lautre Gold und war, wie ich auf's Deutlichſte erkannte, eine dicke mächtig ſchwere Kette; Elle um Elle zog ſie herein in den Kahn und dabei klirrt' und klang es jedesmal im Niederfallen ſo na-türlich als nur etwas ſein kann. So ging es lange fort, es war kaum auszudauern. Ich hatte meine Leute gleich herbeigeholt; ſie ſahen alle Nichts und weil ich mich nach meiner Art weiter nicht ängſtlich dabei anſtellte, ſo hätten ſie mir's nimmermehr ge-glaubt, wenn ſie nicht jene ſonderbaren Töne ſo gut wie ich vernommen hätten. Auf Einmal klatſchte das Waſſer laut auf, die Kette mußte abgeriſſen ſein, ſo heftig ſchnellte es, und, dabei ſag' ich Euch, folgte ein Seufzer ſo tief aus einer hohlen Bruſt, ſo lang

gezogen und ſchmerzlich, daß wir im Innerſten zu-ſammenſchracken. In dieſem Augenblick war aber auch Geſtalt und Kahn, Alles wie weggeblaſen.

Und — ja, daß ich Das auch noch ſage — verzeih' mir Gott, noch muß ich lachen, wenn ich dran denke. Wir Weiber gingen mäuschenſtill an unſere Keſſel und Zuber zurück, und rieben und ſeiften drauf los und traute ſich keine ein Wörtlein zu reden; auch dem Herrn Vetter, merkt' ich wohl, war der Schlaf für heute vergangen: er ließ ſein Licht fortbrennen und ging allein die Stube auf und nieder. Kaum guckt der Tag ein wenig in die Scheiben, ſo ſticht der Muthwill ſchon eine von uns an, nämlich ein junges Weib vom Dorf —, man nannte ſie nur die lachende Ev. Die zieht ſo ein langes gewundenes Leintuch ganz ſachte ſachte aus dem Seifenwaſſer, Frau Irmel nachzuäffen und macht ein paar Augen gegen uns — huſch! hat ſie eine Ohrfeige."

„Eine Ohrfeige? was?"

„Ja denkt! aber nicht vom Geiſt. Es war mein Herr Vetter, der zufällig hinter ihr ſtand und ihren Frevel ſo von Rechtswegen beſtrafte."

Joſephe lachte ſo herzlich, daß ich ſelber den Mund ein wenig verzog. Doch ſogleich tadelte ſie ſich: man ſollte nicht ſpaßen auf dieſen Punkt.

Sie ſchwieg und ſtrickte ruhig fort. Der Regen hatte aufgehört, nur die eintönige Muſik der

Dachtraufen klang vor den Fenſtern. Was mich betrifft, mir war ganz unheimlich geworden. Die Vorſtellung, daß ich jenem Geſpenſt ſo nahe ſei, die Möglichkeit, daß erſt meine Beraubung, alsdann meine Verirrung auf das Schlößchen das Werk dieſes ſchrecklichen Weſens ſein könne — Dieſes zuſammen jagte mich im Stillen in einem Wirbel von Gedanken und ängſtlichen Vermuthungen herum. Das kluge Mädchen konnte mir vielleicht einiges Licht in dieſen Zweifeln geben und wenn ich auch nicht wagte, ihr meine Lage offen zu entdecken, ſo nahm ich doch Anlaß, ihr die Geſchichte des beſtohlenen Galanteriekrämers mit Zügen meiner eigenen Geſchichte zu erzählen und ſo ihre Meinung darüber zu hören. Sie ließ mich ausreden und ſchüttelte den Kopf. „Dergleichen hörte ich wohl auch," erwiederte ſie, „ſind aber dumme Märchen, glaubt mir: Spitzbuben machen ſich's zu nutz, vexiren und ſchrecken einfältige Leute, daß ſie in Todesangſt ihr Hab und Gut im Stiche laſſen."

„Aber die Kette!" verſezte ich ruhig, bedenke Sie Jungfer, die Kette, ſo viele tauſend Klafter lang, die wächst doch nicht von ſelbſt ſo fort, das braucht Dukaten, fremdes Gold!" — „Braucht's nicht! was Ihr doch närriſch ſeid! der ganze Plunder wiegt kein Quintlein unſeres Gewichts."

„Wie? alſo Alles eitel Schein und Dunſt?"

„Nicht anders."

„Allein“ — ſo fragte ich nach einigem Beſinnen weiter — „der Schatz, deſſen Irmel im Kerker gedachte, ſoll der noch irgendwo vergraben liegen?“

„Man ſagt's einmal. Hättet Ihr Luſt ihn zu löſen?“

„Nicht doch; ich meine nur, weil wir gerade von ſo wunderbaren Räubereien reden, wär' es denn nicht möglich, daß eben auch beſagter Schatz von Jahr zu Jahr zulegte auf Koſten mancher Paſſagiere?“

„Was fällt Euch ein!“ rief ſie mit herzlichem Gelächter. „Ihr meint alſo, daß ſo ein armer Geiſt mit Zangen und Meſſern ausziehe und ordentlich wie ein gemeiner Strauchdieb den Leuten die Koffer und Taſchen umkehre?“

Ich ſah das Abgeſchmackte meines Argwohns ein, allein ich wußte nicht, ob ich mich freuen oder grämen ſollte. Denn wenn mich vorhin der Gedanke mit einem freudigen Schrecken ergriff, daß ich vielleicht nur wenig Schritte von meinen Dukaten entfernt ſein möge, ſo ſchwand mir die Hoffnung, dieſelben jemals wieder zu erblicken, nun abermals in eine ungewiſſe Ferne. Was aber den Umſtand anbelangt, daß ich als ein Verirrter meine Zuflucht hier, gerade hier in dem verhängnißvollen Ahnenſchloſſe der Herzoge von Aſtern finden mußte, nachdem ich in der Abſicht ausgereiſ't war, ein Geſchäft zu beſorgen, welches unmittelbar mit der Verherrlichung

von Irmels Enkelin, künftig der erſten gekrönten Königin aus dieſem Stamm, zuſammenhing, und das auf eine ſo höchſt räthſelhafte Art geſtört werden ſollte, — dahinter ſchien doch wahrlich Mehr als ein bloſer Zufall zu ſtecken, es mußte eine höhere Hand im Spiele ſein und ich war feſt entſchloſſen, ihr von dem Augenblicke an Alles mit Zuverſicht zu überlaſſen, mich, ihres weiteren Winkes gewärtig, jeder eigenen Geſchäftigkeit und Sorge zu entſchlagen.

„Mein Freund wird mir ſo ſtill,“ ſagte Joſephe, „ich dächte wir gingen ein wenig und ſchöpften draußen friſche Luft.“ Ich war bereit, denn Dieß fehlte mir wirklich. Die erquickende Kühle wirkte auch ſogleich auf meinen verdüſterten Sinn. Wir gingen langſam auf den breiten Platten vor'm Hauſe auf und nieder, während die Schöne ſtets mit ihrem grünen Geſtricke beſchäftigt blieb. Wir bogen rechts um's Schlößchen und blickten in das ſtille Sichelthal, am liebſten aber wandte man doch immer wieder zurück nach der andern Seite, wo man über die niedrige Schutzmauer weg, am Abgrund des Felſen, eine köſtliche Ausſicht auf's tiefliegende Land und näher dann am Berg herauf den Anblick eines Theils vom Dorf genoß. Dort heftete ſich denn mein Auge unwillkürlich auf das berüchtigte Flüßchen, das hinter'm Schloß vorkommend ſich weit in die Landſchaft ſchlängelnd verlor. Allein ich drängte mit Gewalt alle unerfreulichen Bilder zurück.

Die Gegenwart des unwiderſtehlichen Mädchens begeiſterte mich zu einer Art von unſchuldigem Leichtſinn und kecker Sicherheit; ich hätte ein Gefühl, wie wenn mich unter ihrem Schutz nichts Widriges noch Feindliches antaſten dürfte. Die Sonne trat ſo eben hinter grauen und hochgelben Wolken hervor, ſie beglänzte die herrliche Gegend, das alte Gemäuer, ach und vor Allem das friſche Geſicht meiner Freundin.

„Erzählt mir Was aus Eurem Leben, von Eurer Wanderſchaft und Abenteuern; Nichts hört ſich luſtiger als Reiſen, wenn man's nicht ſelbſt mitmachen kann.“ Es fehlte wenig, daß ich ihr nicht auf der Stelle mein ganzes übervolles Herz entdeckte; jedoch, um ungefähr zu prüfen, wie es mit dem ihrigen ſtehe, fing ich in einer Art von hoffnungsvollem Liebes-Uebermuth Verſchiedenes von Frauengunſt zu ſchwadroniren an, und wußte mich als einen auf dieſem edlen Felde ſchon ganz erfahrenen Geſellen auszulaſſen.

Das Mädchen lächelte bei dem Allen getroſt und ſtill in ſich hinein. Und nun, mein Kind, ſagt' ich zulezt, wie denkt denn Ihr in Eurer Einſamkeit hier oben von dieſem böſen Männervolk?

„Ich denke, ſagte ſie mit angenehmer Heiterkeit, wie eben jede Braut es denken muß: der Meine iſt, ſo Gott will, noch der Beſte von Allen.“

Das gab mir einen Donnerſtreich auf's Herz.

Ich nahm mich möglichſt zuſammen. Ei ſo? — rief ich lachend und fühlte dabei wie mir ein bittrer Krampf das Maul krumm zog — „ſo? man hat auch ſchon ſeinen Holderſtock? das hätt ich Ihr kaum zugetraut! Wer iſt denn der Liebſte?“

„Ihr ſollt ihn kennen lernen, wenn Ihr noch ein paar Tage bleibt,“ verſezte ſie freundlich und ließ den Gegenſtand ſchnell wieder fallen; ich fragte nicht lange warum. Sie fing nun an ausführlich von ihrem häuslichen Leben bei den zwei alten Leuten, von den lezten Bewohnern des Guts, inſonderheit von einer ſeligen Freifrau Sophie, als ihrer unvergeßlichen Wohlthäterin zu reden. Mir war längſt Hören und Sehen vergangen, mir ſauſ'te der Kopf wie im Fieber. Ach Gott! ich hatte mich den lieben langen Nachmittag an dieſem braunen Augenſchein geweidet und gewärmt und mir ſo allgemach den Pelz verbrannt und weiter Nichts davon gemerkt! Und jezt, in Einem Umſehn, wie war mir geworden! unauslöſchlichen heimlichen Jammer im Herzen! die tolle wilde Eiferſucht durch alle Adern! Noch immer ſchwazte das Mädchen, noch immer hielt ich wacker aus mit meiner ſauer-ſüßen Fratze voll edler Theilnehmung und ſchweifte in Gedanken ſchon meilenweit von hier im wilden Wald bei Nacht und Mondenſchein das Bündel auf dem Rücken. Ein Blick auf meine nächſte Zukunft vernichtete mich ganz: die ungeheure Verantwortung, die auf mir lag, die

Unmöglichkeit meiner Rückkehr nach Hauſe, gerichtliche Verfolgung, Schmach und Elend, — das Alles that ſich jezt wie eine breite Hölle vor mir auf.

Joſephe hatte ſo eben geendigt. In der Meinung ein Fuhrwerk vom Thal her zu hören, ſprang ſie mit Leichtigkeit auf's nächſte Mäuerchen und horchte, den Aſt eines Ahorns ergreifend, ein Weilchen in die Luft. Noch Einmal verſchlang ich ihr liebliches Bild — Ach ſo, dacht' ich, in eben dieſer Stellung, aber mit freudiger bewegtem Herzen, wird ſie nun bald ihren Liebſten erwarten! Ich mußte das Geſicht abwenden, ich drängte mit Mühe die Thränen zurück. Ein Zug von Raben ſtrich jezt über unſern Häuptern weg, man hörte den kräftigen Schwung ihrer Flügel; es ging der Landesgränze zu; der Anblick gab mir neue Kraft. Ja, ja; ſprach ich halblaut, mit Tagesanbruch wanderſt du auch, du haſt hier doch Nichts zu erwarten als neue Täuſchungen, neuen Verdruß! Ich fühlte plötzlich einen namenloſen Troſt als wenn es möglich wäre, mit Wandern und Laufen das Ende der Welt zu erreichen.

„Sie ſind es nicht! des Müllers Eſel waren's!“ lachte Joſephe und griff nach meiner Hand zum Niederſteigen. Sie ſah mich an. „Mein Gaſt iſt ernſthaft worden — warum?“ — Ich antwortete kurz und leichtſinnig. Sie aber forſchte mit ſinnenden munteren Blicken an mir und begann: „So wie wir uns hier gegenüber ſtehen, ſollte man beinah meinen,

wir kennten uns nicht erſt von heute. Ja, aufrichtig geſagt, ich ſelbſt kann dieſen Glauben nicht los werden, und, meiner Sache ganz gewiß zu ſein, war ich gleich Anfangs unhöflich genug und fragt' Euch um den Namen, glaubt mir, ich brauch ihn jezt nicht mehr. Um Euch indeß zu zeigen, daß man bei mir mit faulen Fiſchen nicht ausreicht, ſo kommt, ich ſag' Euch was in's Ohr: — „Männchen! wenn Du ein Schneider biſt, will ich noch heut Frau Schneidermeiſterin heißen, und, Männchen! wenn Du nicht der kalte Michel biſt, heißt das, Franz Arbogaſt aus Egloffsbronn, bin ich die dumme Beth von Zünneda“ — hiemit kniff ſie mich dergeſtalt in meinen linken Ohrlappen, daß ich laut hätte aufſchreien mögen, — zugleich aber fühlte ich auch ſo einen herzlichen, kräftigen Kuß auf den Lippen, daß ich wie betrunken daſtand. „Für diesmal kommt Ihr ſo davon!“ rief ſie aus „Adieu, ich muß jezt kochen. Ihr bleibt nur hübſch hier und legt Euch in Zeiten auf Buße.“

Nachdem ich mich vom erſten Schrecken ein wenig erholt, empfand ich zunächſt nur die ſüße Nachwirkung des empfangenen Kuſſes. All' meine Sinne waren wie zauberhaft bewegt und aufgehellt; ich blickte wie aus neuen Augen rings die Gegenſtände an, die ganz im Roſenlicht vor mir zu ſchwanken ſchienen. Wie gern wär' ich Joſephen nachgeeilt, doch eine ſonderbare Scham ließ mir's nicht zu. Dabei

trieb mich ein heimliches Behagen, die angenehmſte Neugierde, wohin dies Alles denn noch führen möchte, unſtät im Hofe auf und ab. Denn daß die unvergleichliche Dirne Mehr als ich denken konnte von mir wiſſe, daß ſie, vielleicht im Einverſtändniſſe mit ihren Leuten, irgend etwas Beſonderes mit mir im Schilde führe, ſo viel lag wohl am Tage, ja mir erſchien auf Augenblicke — ich wußte ſelbſt nicht warum — die fröhlichſte Gewißheit: alle mein unverdientes Mißgeſchick ſei ſeiner glücklichen Auflöſung nahe.

Leider fand ſich den Abend keine Gelegenheit mehr, mit dem Mädchen ein Wort im Vertrauen zu reden. Die Alten kamen unverſehens an, ſchwazten, erzählten und packten Taufſchmausbrocken aus; nur konnte ich bemerken, daß mich Joſephe über Tiſch zuweilen ernſt und unverwandt, gleich als mit weit entferntem Geiſt, betrachtete, ſo wie mir nicht entgangen war, daß ſie gleich bei der Ankunft beider Alten von dieſen heimlich bei Seite genommen und eifrigſt ausgefragt wurde. Es mußte der Bericht nach Wünſch gelautet haben, denn Eines nach dem Andern kam mit ſehr zufriedenem Geſicht aus der Kammer zurück. Später, bei'm Gute-Nacht unter der Thür, drückte Joſephe mir lebhaft die Hand. „Ich wünſche, ſagte ſie, daß Ihr Euch fein bis Morgen auf etwas Gut's beſinnen mögt.“ — Lang grübelte ich noch im Bett über die Worte nach, vergeblich mein Gedächtniß quälend, wo mir denn irgend

einmal in der Welt dieſe Geſichtszüge begegnet wären, die mir bald ſo bekannt, bald wieder fremde däuchten. So übermannte mich der Schlaf.

Es ſchlug Ein Uhr vom Jünnedaer Thurm, als ich, von heftigem Durſte gepeinigt, erwachte. Ich tappte nach dem Waſſerkrug: verwünſcht! er ſchien vergeſſen. Ich konnte mich ſo ſchnelle nicht entſchließen, mein Zimmer zu verlaſſen um anderswo zu ſuchen was ich brauchte. Ich ſank ſchlaftrunken in's Kiſſen zurück und nun entſpann ſich, zwiſchen Schlaf und Wachen, der wunderlichſte Kampf in mir: ſtehſt du auf? bleibſt du liegen? Ich ſuche endlich nach dem Feuerzeug, ich ſchlage Licht, werfe den Ueberrock um und ſchleiche in Pantoffeln durch den Gang, die Treppe hinab... Ob ich Dies wachend oder ſchlafend that, — Das, meine Wertheſten, getraue ich mir ſelbſt kaum zu entſcheiden; es iſt das ein Punkt in meiner Geſchichte, worüber ich trotz aller Mühe noch auf dieſe Stunde nicht in's Reine kommen konnte. Genug, es kam mir vor, ich ſtand im untern Flur und wollte nach der Küche. Die Aehnlichkeit der Thüren irrte mich und ich gerieth in ein Gemach, wo ſich verſchiedenes Gartengeräth, gebrauchte Bienenkörbe und ſonſtiges Gerümpelwerk befand; auch war an der breiteſten Wand eine alte rieſenhafte Landkarte von Europa aufgehängt (wie ich denn dieſes Alles den andern Tag gerade ſo beiſammen fand). Schon griff ich wieder nach der

Thüre, als mir auf einem langen Bret bei andern Gefäßen ein voller Eſſigkolben in die Augen fiel; das löſcht doch beſſer wie das pure Waſſer, dacht' ich, hub ihn herab und trank in unmenſchlichen Zügen; es wurde mir gar nicht genug. Auf Einmal höre ich nicht weit von mir vernehmlich ein äußerſt feines Stimmchen rufen; „He! Landsmann, zünd' er doch ein klein biſſel hierher!" Ich ſah mich allenthalben um und es rief wieder: „Da! daher, wenn's gefällig iſt." So leuchte ich gegen die Karte hin, ganz nahe, und muß nun hier nicht ohne einige Verwunderung, ein Männlein ſehen, auf Ehre, meine Herren, nicht größer als die Hälfte von meinem kleinen Finger! Natürlich alſo ein Elfe, und zwar der Kleidung nach ein ſimpler Bürgersmann aus dieſer Nation, ſein grauer Rock etwas pauvre und landſtreichermäßig. Er hing oder vielmehr er ſtand wie angeklebt auf der Karte juſt an der ſüdlichen Gränze von Holland. „Noch etwas näher das Licht, wenn ich bitten darf," ſagte der kleine Kerl, „möcht' nur gelegentlich ſehen, wie weit es noch bis an den Pas de Calais iſt und unter welchem Grad der Länge und Breite ich bin." Nachdem der Burſche ſich orientirt hatte, ſchien er zu einigem Diskurs nicht übel aufgelegt. Bevor ich ihn jedoch weiter zum Worte kommen ließ, bat ich ihn um den einzigen Gefallen, er möchte ſich von mir doch auf den Boden niederſetzen laſſen, „denn," ſagte ich in allem

Ernſt, „mir ſchwindelt, Euch in dieſer Stellung zu ſehen; habt Ihr doch wahrhaftig weit über Mückengröße und Gewicht, und wollt ſo mir nichts, dir nichts an der Wand hinaufſlaufen ohne zu ſtürzen! Hier iſt meine Hand, ſeid ſo gut.“ — Statt aller Antwort machte er mit hellem Lachen drei bis vier Sätze in die Höhe, oder vielmehr, von meinem Standpunkt aus zu reden, in die Quere. „Verſteht Ihr nun,“ rief er aus, „was Schwerkraft heißt, Anziehungskraft der Erde? Ei Mann, ei Mann, habt Ihr ſo wenig Bildung? Seht her!“ Er wiederholte ſeine Sprünge mit vieler Selbſtgefälligkeit. „Indeſſen wenn's Euch in den Augen weh thut, auf ein Viertelſtündchen kommt mir's nicht an. Nur ſeid ſo gut, nehmt die Karte behutſam hüben und drüben vom Nagel und laßt ſie allgemach ſammt mir auf's Eſtrich herab, denn dies Terrain zu verlaſſen iſt gegen meine Grundſätze.“ Ich that ſofort mit aller Vorſicht wie er's verlangte; das Blatt lag ausgebreitet zu meinen Füßen und ich legte mich, um den Kameraden doch einigermaßen vor Augen zu haben, gerade vor ihm nieder, ſo daß ich ganz Frankreich und ein gut Stück vom Weltmeer mit meinem Körper zudeckte. Das Licht ließ er hart neben ſich ſtellen, wo er denn ganz bequemlich an den untern Rand des Leuchters gelehnt, ſein Pfeiflein füllte und ſich von mir den Fidibus reichen ließ.

„Ich war nämlich, fing er an, vormals Feldmeſſer

in königlichen Dienſten, verlor nachher durch allerlei Kabalen dieſen Platz, worauf ich eine Zeitlang bei den Breitſteißlern diente (bei dieſer Gelegenheit ließ ich mir ſagen, daß es mehrere Volksſtämme von Elfen gebe, die ſich durch Leibesgröße gar ſehr unterſchieden; die kleinſten wären die Zappelfüßler, zu denen ſich mein wackerer Feldmeſſer bekannte, dann kämen Heuſchreckenritter, Breitſteißler und ſofort, zulezt die Waidefeger, welche nach der Beſchreibung ungefähr die Länge eines halben Mannsarms meſſen mögen) „nun aber,“ fuhr der kleine Prahlhans fort, „treib' ich meine Kunſt privatim aus Liebhaberei, mehr wiſſenſchaftlich, reiſe daneben und verfolge noch einen beſondern Zweck, den ich freilich nicht Jedem unter die Naſe binde.“ „Ihr habt,“ bemerkte ich, „bei dieſen wichtigen Geſchäften doch immer hübſch trockenen Weg.“ „All gut,“ verſezte er, „aber auch immer trockene Kehle. Man findet hier nirgend einen Bach, geſchweige ein ordentlich Wirthshaus. Den Mittag ſchien die Sonne ſo warm dort in dem Strich über Trier herein, daß ich beinah' verſchmachtet wär' — Apropos, guter Freund, füllt doch einmal da meine Wanderflaſche.“ „Unſer Wein iſt aber ſtark,“ ſagt' ich, indem ich ihn mit einem Tropfen aus meinem Eſſigkrug bediente. „Macht Nichts“ ſprach er und ſoff mit Macht, wobei er das Mündlein ein wenig verzog. „Was übrigens“ fuhr er nun fort „den Weg betrifft, zum Exempel

bei Nacht, ja lieber Gott, da iſt Einer keinen Augenblick ſicher ob er auf feſtem Erdreich geht oder im Waſſer; Das wäre zwar in ſo weit einerlei, man macht da keinen Fuß nicht naß, hingegen ein Gelehrter, ſeht, es iſt ſo eine Sache, man will ſich keine Blöße geben, nicht einmal vor ſich ſelbſt. Wie's Einem aber wunderlich gehen kann! Ich lief neulich bei glockenhellem Tag unweit von der Stadt Andernach und ſah ſo in Gedanken vor mich nieder und dachte an Nichts — auf Einmal liegt der grüne breite Rhein, wie'n Meer, vor meinen Füßen! ich wär' um ein Kleines hineinplumpt ſo lang ich bin! wie dumm! und ſtand doch ſchon eine halbe Viertelſtunde davor mit ellenlangen Buchſtaben deutlich genug geſchrieben: Rhenus. Ich fiel vor Schrecken rückwärts nieder und dauerte zwei Stunden bis ich mich wieder beſann und erholte.“ Aber, fragt' ich, habt Ihr denn nicht das Rauſchen dieſes Stroms von Fern gehört? „Gehorſamer Diener,“ antwortete er, „Mosje, ſo weit haben's eure Herren Landkartenmacher noch nicht gar gebracht; all' die Gewäſſer da, wie hübſch ſie ſich auch krümmen, machen nur ſtille Muſik.“ Der Feldmeſſer ſchwieg eine Zeitlang und ſchien Etwas zu überlegen. „Hört“ fing er wieder an „ich muß jezt doch mit meiner Hauptſache herausrücken. Ihr könntet mir einen Gefallen erweiſen.“ Recht gern. „So ſagt einmal, gibt es wohl ſogenannte Oſterkinder unter euch Menſchen? und

wüßtet Ihr mir denn zu ſagen, wie ſolche ungefähr ausſehen?“ Gewiß, verſezte ich. Der Feldmeſſer hüpfte vor Freuden hoch auf. „Jezt will ich Euch denn gleich vertrauen,“ ſprach er weiter, „um Was es mir eigentlich iſt. Merket wohl auf. Euch iſt bekannt wo Zünneda liegt, unweit vom Irmelſchloß. Nun müßt Ihr wiſſen, hauſ't in jenen Landen der Waidefegerkönig, ein ſtolzer habgieriger Fürſt, nur immerfort auf Raub und Plünderung bedacht, beſtiehlt ſogar das Menſchenvolk nächtlicher Weiſ' und ſchleppt ihr Gold nach ſeinem uralten Schatze — nun ja, was ſtiert Ihr mich ſo an? es iſt doch wahr; die Waidefeger wittern das Gold. So ſoll erſt neulich wieder eine gräuliche Geſchichte paſſirt ſein, daß ſich die Spitzbuben hinter ein Fuhrwerk machten, und leerten einem Reiſenden, Gott ſtraf mich, den Goldſack zwiſchen den Füßen aus! Ja, ſag' ich Euch, die haben ihre Pfiffe, die kommen einem Wagen wie der Blitz von unten bei, ſetzen ſich rittlings auf die Langwied, durchgraben den Boden und ſchütteln den Dotter heraus — das Gelbe vom Ei, wie ſie zu ſagen pflegen, was Weißes iſt, das Silbergeld, laſſen ſie liegen.“ „Wo aber tragen ſie's denn hin, um's Himmelswillen? wo hat der König ſein Schatzgewölb?“ „Beim Sixchen, ja“ antwortete der Feldmeſſer „Das ſollt' ich eben wiſſen. Verſteht, es hat mit dieſem Schatz ſeine beſondere Bewandtniß. Der Grundſtock iſt von Menſchenhand gelegt, vor vielen hundert

Jahren; von der böſen Frau Irmel habt Ihr ja gehört — ich kenn' ſie wohl und ſie mich auch, mir thut ſie nichts zu Leide. Nun alſo, die ſoll noch zu ihren Lebzeiten eine Kiſte mit einem braven Nothpfennig wo eingemauert haben — das war zu Krachmandels Zeiten, des älteſten Waidfegerkönigs. — Nicht lange ſtand es an, ſo kam auch ſchon das Waidheer dahinter. Der König legte gleich Beſchlag darauf und machte das Gewölb zu ſeiner Schatzkammer, wo man ſofort alle koſtbare Beute verwahrte, unter Anderem auch die große Irmelskette, welche Krachmandulus II. mit erſtaunlicher Arbeit und Mühe in zweien Stücken aus dem ſandigen Bette der Sichel herausſchaffen laſſen. Der Irmel-Geiſt hat ſeitdem keine Ruhe und ſucht die Kette und kann ſie nicht finden. Nun aber geht im Volk noch heut' eine uralte Sage; es heißt: ein Menſchenjüngling würde dereinſt das Kleinod an's Tageslicht bringen und wiederum zuſammenfügen, dann wäre auch der Geiſt erlöſ't; der Jüngling aber müſſe als ein Oſterkind geboren ſein, die ſeien äußerſt rar und käme oft in hundert Jahren kaum Eins zur Welt. Ich meinerſeits jedoch bin, unter uns geſagt, entſchloſſen den rechten Mann irgendwo aufzugabeln und wär's am Ende der Welt. Ich habe mich deßhalb hier auf die Bahn gemacht, um vorläufig die Wege einzulernen und die Strapazen einer ſolchen Reiſe, Hunger und Durſt ein wenig zu

gewöhnen. Mein Glück iſt gemacht auf Zeitlebens, wenn es gelingt, und Euch ſoll's nicht gereuen, wenn Ihr mir Rath und Beiſtand leiſten wollt."

Ich wollte ihm ſo eben antworten, als er, das Köpfchen ſchnell zur Seite drehend und in die Ferne horchend, mir Stillſchweigen zuwinckte. „Der Waidekönig gibt heute ein Feſt; ich höre ſie von Weitem jubeln."

Wo denn?

Er deutete links in die Ecke der Karte hinauf. Nun waren hier, wie man es auf älteren Augsburger Blättern gewöhnlich bemerkt, zur Verzierung des Titels verſchiedene Schildereien angebracht und kolorirt; gewiſſe Symbole der Kunſt, Zirkel und Winkelmaß an den mächtigen Stamm einer Eiche gelehnt, hinter dem ein Stück Landſchaft hervorſah, ein Thal mit Rebenhügeln und dergleichen; im Vordergrund eine gebrochene Weinbergmauer.

„Seht ihr noch Nichts?"

Wo denn, zum Henker?

„Unten im Thal!"

Nicht eine Spur!

„So ſeid Ihr blind, in's Kukuks Namen!"

Jezt kam es mir wahrhaftig vor, als wenn die Landſchaft Leben annähme, die matten Farben ſich erhöhten, ja Alles ſchien ſich vor mir auszudehnen, zu wachſen und zu ſtrecken, der Länge wie der Breite nach, die Formen ſchwollen und rundeten ſich, die Eiche rauſchte in der Luft, zugleich vernahm ich ein

winziges Toſen, Schwirren und Klingen von jubelnden, ſingenden Stimmchen, das offenbar aus der Tiefe herkam.

„Stellt Euer Licht bei Seit,“ rief mir der Feldmeſſer zu „oder löſcht's lieber gar aus! der Mond iſt ja ſchon lang herauf.“ Ich that wie er befahl und jezt ließ freilich Alles noch hundertmal ſchöner. Als ich aber vollends den Kopf über's Mäuerchen ſtreckte — o Wunder! ſeh' ich das lieblichſte Thal ſehr artig und feſtlich erleuchtet, mit kleinen Gezelten und tauſend gepuzten, gepüzelten Leutchen bedeckt, die aber immerhin eine ziemlich anſehnliche Größe hatten, ſehr ſchlank und wohlgebaute Puppen. Es war ein unendliches Drängen. Der meiſte Theil beſtand aus Landleuten, welche mit Kübeln und Butten zwiſchen den Kufen umſprangen. Alſo eine Weinleſe, und eine königliche zwar! Denn auf der Seite ſah man die vollbeſezten Tafeln der Vornehmen vom Hofe, ein Zelt vor allen ſtach hervor, es ſchien aus blendendweißen Herbſtfäden gewoben, mit grünſeidnen Draperien behängt, das denn im Mond- und Fackelſchein auf's Herrlichſte glänzte. Mein guter Feldmeſſer war neben mir auf einen untern Aſt der Eiche geklettert, wo er kommode Alles überſah. Ich hatte gerade den König entdeckt und meine Augen ſuchten juſt die Königin, da ruft mir mein Begleiter zu: „Seht! Seht!“ und deutet in die Luft nach einer neuen Erſcheinung, welche zugleich von der ganzen kleinmächtigen Menge mit

Freudengeſchrei und aufgeworfenen Mützen begrüßt wird. Wie muß ich erſtaunen, wie hüpft mir das Herz vor kindiſcher närriſcher Freude, als ich den goldnen Hahn vom Jünnedaer Kirchthurm mit der großen Uhrtafel in den Klauen daherfliegen ſehe! Der arme Tropf flog ſichtbar angeſtrengt, ſeine Flügel klirrten erbärmlich. Indeſſen merkt' ich bald Was daraus werden ſollte: es galt ein Feſtſchießen und hier kam die Scheibe. Der Vogel erreichte die Erde, ſezte die Tafel in Mitten eines länglicht umſchränkten Platzes und ließ zugleich zwei Eiſen (die Zeiger der Uhr ohne Zweifel) aus ſeinem Schnabel fallen, welche alsbald von mehreren Edlen betrachtet, in der Hand gewogen und wie es ſchien verdrießlich als ein paar unförmliche Wurfſpieße wieder weggelegt wurden. Die Schützen zogen dagegen ihre ſilbernen Bogen hervor, Alles ordnet ſich, das Ziel iſt gerichtet, der Hahn amtspflichtlich ſtellt ſich dahinter. Er kräht bei jedem Schuß die betreffende Zahl und die Ringe. Die Luſt und der Jubel ging nun erſt recht los. Die Majeſtät ſelber verſchmähte nicht, den Bogen einmal zu verſuchen und ob ſie gleich ganz abſcheulich fehlſchoß, ja ſogar den Rufer blutig verlezte, ſo ſchrie derſelbe doch, anſtändig ſeinen Schmerz verbeißend, mit lauter Stimme: „Zwölf in die Minut'!“ was hier noch höher als das Schwarze galt. Unmäßiger Beifall erſcholl aus den Reihen, derweil der Gockel ſich insgeheim den Pfeil aus dem Schwanze

zog. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten. Mein Feldmeſſer raunte mir zu: auf die Scheibe ſei der König nie glücklich geweſen; vor zweien Jahren ſei der gleiche Fall begegnet und man wolle wiſſen, es habe damals der Monarch, als ihm ſein Hofnarr die wahre Bewandtniß mit dem Meiſterſchuß in's Ohr geſagt, die edle Delikateſſe des Thurmhahns ſo wohl vermerket, daß er deſſen allerunterthänigſtes Geſuch, ihm ſeine längſt unſcheinbar gewordene Vergoldung erneuern zu laſſen, nicht nur ohne Weiteres bewilligt, ſondern ihm überdies Titel und Rang eines geheimen Wetter- und Kirchenraths gnädigſt verliehen habe. — Es fielen mehr dergleichen luſtige Streiche vor, doch leider war ich es ſelbſt, welcher die ganze Herrlichkeit verſtörte. Ich konnte nämlich bei andauerndem entſetzlichen Durſte unmöglich der Verſuchung widerſtehn, den Arm in's Thal zu ſtrecken und mir eine der größte mit rothem Moſt gefüllten Kufen zu holen, die ich auch unbekümmert um das raſende Zetergeſchrei, das in der Tiefe losbrach, geſchwind ausgetrunken hatte, nur eben wie man einen Becher leert. „Wir ſind verloren!" rief der Feldmeſſer aus, rutſchte vom Baum und war nicht mehr zu ſehen. „Heidoh!! Heidoh!" ſcholl's aus dem Thal, „ein Menſchenungeheuer auf der Höhe! Weh, weh! bei der heiligen Eiche! beim heiligen Krachmandelbaum!" „Auf, tapfre Recken!" rief eine ſtärkere Stimme: „rettet! rettet! dort iſt mein Schatzgewölbe! des Königs heiliger

Schatz!“ Ein wüthendes Getrappel kam jezt über Stock und Stein den Berg herauf. Ich dachte an ein grosses Hornißheer, ließ schnell den Becher fallen und entfloh.

Wie ich auf meine Stube, wie ich in's Bett gelangte weiß ich nicht. Das weiß ich, daß ich mir die Augen rieb und nur geträumt zu haben glaubte.

Es war so eben heller Tag geworden. Das sonderbare Nachtgesicht beschäftigte mich sehr. Der Leuchter stand auf meinem Tisch, die Thür war ordentlich verriegelt, hingegen fehlte der Wasserkrug richtig und meinen Durst schien ich gestillt zu haben, denn wirklich, er war ganz verschwunden. Auf jeden Fall hat mir in meinem Leben kein Traum einen so heitern Eindruck hinterlassen wie dieser; ich konnte nicht umhin die glücklichste Vorbedeutung darin zu erblicken.

Mein Frohmuth trieb mich aus dem Bette, so früh es auch noch war. Ich zog mich an und pfiff dabei vergnüglich in Gedanken. Von ungefähr kommt mir mein leerer Beutel in die Hand und in der That ich konnte ihn diesmal mit größter Seelenruhe betrachten. An seinem ledernen Zugbande hing ein alter, schlichter, oben und unten offener Fingerhut, den ich als ehrwürdigen Zeugen einer kindlichen Erinnerung seit vielen Jahren aus Gewohnheit, um nicht zu sagen aus Aberglauben, immer bei mir trug. Indem ich ihn ansehe ist's, als fiel' es mir wie

Schuppen von den Augen, ich glaubte mit Einmal zu wiſſen, warum mir Joſephe ſo äußerſt bekannt vorgekommen, ja was noch ſonderbarer — ich wußte wer ſie ſei, „Bei allen Heiligen und Wundern!" rief ich aus und meine Knie zitterten vor Schrecken und Entzücken, „es iſt Aennchen! mein Aennchen und keine Joſephe!

Es drang mich fort — hinunter: unwiſſend Was ich wollte oder ſollte, ſchoß ich, baarfüßig, wie von Sinnen den kalten Gang auf und nieder; ich preßte, mich zu faſſen, die Hand auf meine Augen — „Sie kann's nicht ſein!" rief ich: „du biſt verrückt! ein Zufall hat ſein Spiel mit dir — und doch...." Ich hatte weder Ruhe noch Beſinnung, alle die Wenn und Aber, Für und Wider bedächtig auszuklauben, nein, auf der Stelle, jezt im Augenblick, durch's Mädchen ſelbſt wollt' ich Gewißheit haben; mein Innerſtes lechzte und brannte nach ihr, nach ihrem lebendigen Anblick! Ich war die Treppe hinabgeſchlichen und hatte im Vorbeigehn einen Blick in das Gemach geworfen, wo die Landkarte hing, — allein was kümmerte mich jezt das Teufelszeug! ich ſpürte nach des Mädchens Kammer: umſonſt, noch rührte ſich kein Laut im ganzen Hauſe. Ich konnte doch wahrhaftig nicht, als wäre Feuer im Dach, die Leute aus den Betten ſchrein, um nachher, wenn ich mich betrogen hätte, als ein Wahnſinniger vor ihnen dazuſtehn. Ich ging zurück nach meinem Zimmer,

warf mich in voller Deſperation auf's Bett und begrub mein Geſicht in die Kiſſen.

Doch es iſt Zeit zu ſagen, Was mir ſo plötzlich eingekommen war.

In meiner Vaterſtadt zu Egglofsbronn, als meine Mutter ſich, bereits als Wittwe, ſehr knapp mit mir in ein Oberſtübchen hinter'm Krahnen zuſammengezogen gehabt (ich war damals acht Jahre alt), wohnte mit uns im gleichen Haus ein Sattlermeiſter, ein liederlicher Kerl, der Nichts zu ſchaffen hatte und, weil er etwas Klarinet verſtand, Jahr aus Jahr ein auf Dorfhochzeiten und Märkten herumzog. Sein junges Weib war ebenfalls der Leichtſinn ſelber. Sie hatten aber eine kleine Pflegetochter, ein gar zu ſchönes Kind, mit welchem ich ausſchließlich Kameradſchaft hielt. An einem ſchönen Sonntag Nachmittag, wir kamen eben aus der Kirche von einer Trauung her, ward von dem Pärchen ernſtlich ausgemacht, daß man ſich dermaleinſt heirathen wolle. Ich gab ihr zum Gedächtniß dieſer Stunde ein kleines Kreuz von Glas, ſie hatte nichts ſo Koſtbares in ihrem Vermögen und heute noch kann ich es ſpüren wie ſie mich dauerte, als ſie mir einen alten Fingerhut von ihrem Pfleger, an einem gelben Schnürchen hängend, übermachte. — Allein es ſollte dieſes Glück ſehr bald grauſam genug zernichtet werden. Im folgenden Winter nach unſerer

Verlobung brach in der Stadt eine Kinderkrankheit aus, die man in dieſer Gegend zum erſten Male ſah. Es war jedoch nicht mehr noch weniger als das bekannte Scharlachfieber. Die Seuche räumte gräulich auf in der unmündigen Welt. Auch meine Anne wurde krank. Mir war der Zutritt in die untere Kammer, wo ſie lag, bei Leib und Leben unterſagt. Nun ging es eben in die dritte Woche, da kam ich eines Morgens von der Schule. Weil meine Mutter nicht daheim, der Stubenſchlüſſel abgezogen war, erwartete ich ſie, Büchlein und Federrohr im Arm, unter der Hausthür und hauchte in die Finger, denn es fror. Auf einmal ſtürmt die Sattlersfrau mit lautem Heulen aus der Stube: ſo eben hab' ihr Aennchen den lezten Zug gethan! — Sie rannte fort, wahrſcheinlich ihren Mann zu ſuchen. Ich wußte gar nicht wie mir war. Es wimmelten juſt ſo dicke Flocken vom Himmel; ein Kind ſprang luſtig über die Gaſſe und rief wie im Triumph: 's ſchneit Müllersknecht! 's ſchneit Müllersknecht! 's ſchneit Müllersknecht! Es kam mir vor, die Welt ſei närriſch worden und müſſe Alles auf den Köpfen gehn. Je länger ich aber der Sache nachdachte, je weniger konnte ich glauben, daß Aennchen geſtorben ſein könne. Es trieb mich, ſie zu ſehn, ich faßte mir ein Herz und ſtand in wenig Augenblicken am ärmlichen Bette der Todten, ganz unten, weil ich mich nicht näher traute. Keine Seele war in der Nähe. Ich weinte

ſtill und ließ kein Aug' von ihr und nagte haſtig haſtig an meinem Schulbüchlein.

„Schmeckt's Kleiner?“ ſagte plötzlich eine widrige Stimme hinter mir; ich fuhr zuſammen wie vor'm Tod und da ich mich umſehe, ſteht eine Frau vor mir in einem rothen Rock, ein ſchwarzes Häubchen auf dem Kopf und an den Füßen rothe Schuhe. Sie war nicht ſehr alt, aber leichenblaß, nur daß von Zeit zu Zeit eine fliegende Röthe ihr ganzes Geſicht überzog. „Was ſieht man mich denn ſo verwundert an? Ich bin die Frau von Scharlach! oder, wie der liebwertheſte Herr Doktor ſagen, die Fee Briskarlatina!“ *) Sie ging nun auf mein armes Aennchen zu, beugte ſich murmelnd über ſie, wie ſegnend, mit den Worten:

„Kurze Waare,
Rother Tod;
Kurze Noth
Und kurze Bahre!“

„Wär' Numero Drei und Siebenzig alſo!“ Sie ſchritt vornehm die Stube auf und ab, dann blieb ſie plötzlich

*) Viele Jahre nachher als ich dieſe Geſchichte gelegentlich vor einer Geſellſchaft erzählte, that ſich ein junger Arzt gar viel auf die Entdeckung zu gut: daß jene Worte nichts als eine ſonderbare Verſtümmelung des lateiniſchen Namens Febris scarlatina ſeien. Der nämliche Gelbſchnabel ſezte mir gar gründlich auseinander, die ganze Erſcheinung ſei ein bloßes Phantasma geweſen; der fieberhafte Vorbote meiner bereits erfolgten Anſteckung. Auf gleiche Weiſe pflege ſich in Ungarn das gelbe Fieber öfters anzukündigen.

Anmerkung des Hofraths.

vor mir ſtehn und klopfte mir gar freundlich kichernd auf die Backen. Mich wandelte ein unbeſchreiblich Grauen an, ich wollte entſpringen, wollte laut ſchreien; doch kein's von Beiden war ich im Stande. Endlich, indem ſie ſteif und ſtrack auf die Wand losging, verſchwand ſie in derſelben.

Kaum war ſie weg, ſo kam Frau Lichtlein zur Thüre herein, die Leichenfrau nämlich, ein frommes und reinliches Weib, das im Rufe geheimer Wiſſenſchaft ſtand. Auf ihre Frage: wer ſo eben da geweſen? erzähle ich's ihr. Sie ſeufzte ſtill und ſagte, in dreien Tagen würd' ich auch krank ſein, doch ſoll ich mich nicht fürchten, es würde gut bei mir vorübergehn. Sie hatte mittlerweilen das Mädchen unterſucht, und ach, wie klopfte mir das Herz, da ſie mit einigem Verwundern für ſich ſagte: „Ei ja! ei ja! noch warm, noch warm das Herzlein! Laß ſehn, mein Söhnchen, machen eine Probe; kann ja nicht ſchaden, machen eine Probe!" Sie zog zwei kleine Aepfel aus der Taſche, weiß wie das ſchönſte Wachs, ganz ungefärbt und klar, daß man die ſchwarzen Kern' beinah durchſchimmern ſah. Sie legte der Todten in jede Hand Einen und ſteckte ſie unter die Decke. Dann nahm ſie ganz gelaſſen auf einem Stuhle Platz, befragte mich über verſchiedene Dinge: ob ich auch fleißig lerne und dergleichen; ſie ſagte auch, ich müßte Goldſchmied werden. Nach einer Weile ſtand ſie auf: „Nun laß uns nach den Aepfeln ſehn, ob ſie nicht

Bäcklein kriegen, ob ſich der Gift hineinziehn will.“ Sie nahm ganz ſachte die wunderbaren Früchte hervor: — ach lieber Gott! weit weit gefehlt! kein Tüpſchen Roth, kein Striemchen war daran. Frau Lichtlein ſchüttelte den Kopf, ich brach in lautes Weinen aus. Sie aber ſprach mir zu: „Sei wacker mein Söhnchen, und gib dich zufrieden, es kann wohl noch werden.“ Sie hieß mich aus der Stube gehn, nahm Abſchied für heute und ſchärfte mir ein, keinem Menſchen zu ſagen Was ſie gethan.

Auf der Treppe kam mir meine Mutter entgegen. Sie ſchlug die Hände über'm Kopf zuſammen, daß ich bei Aennchen geweſen. Sie hütete mich nun auf's Strengſte und ich kam nicht mehr aus der Stube. Man wollte mir am andern Tag verſchweigen, daß meine Freundin gegen Abend beerdigt werden ſolle; allein ich ſah vom Fenſter aus wie der Tiſchler den Sarg in's Haus brachte. (Der Tiſchler aber war ein Sohn der Leichenfrau.) Jezt erſt gerieth ich in Verzweiflung und war auf keine Art zu tröſten. Darüber kommt die Sattlersfrau herauf, meine Mutter geht ihr vor die Thür entgegen und jene fängt zu lamentiren an, ihr liederlicher Mann ſei noch nicht heimgekommen, ſie ſei in großer Noth, ſie habe keinen Kreuzer Geld daheim und dergleichen. Ich unterdeſſen, aufmerkſam auf jede Bewegung im unteren Hauſe, hatte den Schemel vor ein kleines Fenſterchen gerückt, welches nach hinten zu auf einen

dunkeln Winkel ſah, wohinaus auch das Fenſter jener Kammer ging, in welcher Aennchen lag. Ich ſehe einen Mann da unten ſtehn, dem Jemand einen langen ſchweren Pack mit einem gelben Teppiche umwickelt zum Fenſter hinausreicht. Ahnung durchzuckte mich, freudig und ſchauderhaft zugleich: ich glaubte Frau Lichtlein reden zu hören. Der Mann entfernte ſich ſchnell mit ſeinem Pack. Gleich darauf hörte ich hämmern und klopfen, ohne Zweifel wurde der Sarg zugeſchlagen. Die Mutter kam herein, nahm Geld aus dem Schranke und gab es dem Weib vor der Thüre. Ich hütete mich wohl, etwas von Dem zu ſagen was eben vorgegangen war; im Stillen aber hegte ich die wunderbarſte Hoffnung, ja als der Leichenzug anging und Alles ſo betrübt ausſah, da lachte ich heimlich bei mir, denn ich war ganz gewiß, daß Aennchen nicht im Sarge ſei, daß ich ſie vielmehr bald lebendig wieder ſehen würde.

In der folgenden Nacht erkrankte ich heftig, redete irre und ſeltſame Bilder umgaukelten mich. Bald zeigte mir die Leichenfrau den leeren Sarg, bald ſah ich, wie ſie ſehr geſchäftig war den rothen Rock der böſen Fee, ſammt ihren Schuhen, in den Sarg zu legen bevor man ihn verſchloß. Dann war ich auf dem Kirchhof ganz allein. Ein ſchönes Bäumchen wuchs aus einem Grab hervor und ward zuſehends immer größer, es fing hochroth zu blühen an und trieb die prächtigſten Aepfel. Frau Lichtlein trat

heran: „Merkſt du?“ ſprach ſie: „das macht der rothe Rock, der fault im Boden. Muß gleich dem Todtengräber ſagen, daß er den Baum umhaue und verbrenne: wenn Kinder von den Früchten naſchen, ſo kommt die Seuche wieder aus.“

Dergleichen wunderliches Zeug beſchäftigte mich unaufhörlich ſo lang die Krankheit dauerte und ſelbſt nachher war ich noch auf die ſonderbarſte Art dadurch beunruhigt. Ich konnte daher nicht umhin, mich meiner Mutter zu entdecken, ihr namentlich auch Das was ich in jener Kammer noch bei geſunden Sinnen erlebte, getreulich zu erzählen, da ſie mich denn belehrte, dies wären lauter thörichte und kranke Hirngeſpinnſte, an die ich gar nicht weiter denken müßte. Zulezt gab ich ihr Recht: denn leider kam kein Aennchen mehr zum Vorſchein. Uebrigens wurde mir ſpäter verſichert, das liebe Kind wäre bei einer beſſeren Behandlung von Seiten ſeiner Angehörigen vielleicht gerettet worden, doch beide Pflege-Eltern wären der armen Waiſe längſt gern los geweſen. —

Wir kehren zum grauen Schlößchen zurück.

Ich war ſo ſehr in die Vergangenheit vertieft, daß ich einige Zeit die lebhafte Bewegung, die ſich indeß unten in der Wohnung des Schloßvogts verbreitete, ganz überhörte. Jezt ſpring' ich auf, kleide mich vollends an und eile hinab.

Von Weitem ſchon vernehme ich die heftige Stimme der Alten im Innern der Stube. Es war ein

lamentirendes Verwundern, Schelten und Toben, worin der Vogt zuweilen einen derben Fluch miſchte. Ich ſtutze, bleibe ſtehn. „Der Spitzbub!“ hieß es innen — der keinnützige Schuft! Vierhundert Dukaten! Sag' mir ein Menſch, iſt Das erhört? drum hat er gleich von Anfang ſeine Profeſſion verläugnet! Du meine Güte, was ſind wir doch Narren geweſen!“

Nun hatt' ich genug. Mein Blut ſchien ſtill zu ſtehen. — Am äußern Hofthor ſtand ein junger, gutgekleideter Mann: er kehrte mir den Rücken zu, indem er einen Buben, der drauſſen Ziegen hütete, mit eifrigen Geberden zu ſich her winkte; er gab ihm einen Auftrag, wie es ſchien, ſehr dringend, und rief dem Knaben, da er ſchon im Laufe war, noch halblaut nach: „Sie ſollen doch in's Teufels Namen machen! und ja die Fußeiſen mitbringen! hörſt du?“ — — Man denke ſich meine Beſtürzung! Beſinnungslos klink' ich die Thüre auf und trete in die Stube. Blos beide Eheleute ſind zugegen. Kein rechter Gruß, kein Blick wird mir gegönnt. Ein friſches Zeitungsblatt liegt auf dem Tiſch, welches der Schloßvogt hurtig zu ſich ſteckt, ich denke mir im Nu was es enthält. Er geht hinaus, ohne Zweifel dem jungen Manne zu melden, daß ich ſchon unten ſei.

„Ihr habt Beſuch bekommen?“ fragte ich, um nur Etwas zu reden, mit erzwungenem Gleichmuth die Alte. „Meiner Nichte Bräutigam!“ verſezte ſie kalt und fing mit recht abſichtlichem Geräuſch, um

jedes weitere Geſpräch zu hindern, Hanfkörner zu zerquetſchen an, dem Diſtelfinken zum Frühſtück. Ich hatte in meiner Verwirrung nach einem Buch gegriffen (ein Kochbuch war's, wenn ich nicht irre): dahinter wühlten meine Blicke ſich ſchnell durch ein Rudel von tauſend Gedanken hindurch. Reiß' ich aus? Halt ich Stand? Vielleicht wäre Erſteres möglich geweſen; der beiden Männer hätt' ich mich zur Noth erwehrt; allein was half mir eine kurze Flucht? Und in der That ich fühlte mich bereits durch die Nothwendigkeit erleichtert, endlich ein offenes Geſtändniß abzulegen. Deſſenungeachtet war mein Zuſtand fürchterlich. Nicht die Nähe meiner ſchmachvollen Verhaftung, nicht die Sorge, wie ich mich in einem ſo äußerſt verwickelten Falle von allem Verdacht würde reinigen können — nein, einzig der Gedanke an Joſephe war's, an Aennchen, was mich in dieſen Augenblicken faſt wahnſinnig machte, der unerträgliche Schmerz, dieſes Mädchen, ſie ſei nun wer ſie wolle, als die Verlobte eines Andern zu denken, und eines Menſchen zwar, welcher das ſchadenfrohe Werkzeug meiner Schmach, meines Verderbens werden ſollte! Wußte ſie etwa ſelbſt um den verfluchten Plan? Unmöglich! doch für mein Gefühl, für meine Leidenſchaft, indem ich ſie mit dem verhaßten Kerl in Eins zuſammenwarf, war ſie die ſchändlichſte Verrätherin. Liebe, Verachtung, Eiferſucht gohren im Aufruhr aller meiner Sinne dermaßen

durcheinander, daß ich mich wirklich aufgelegt fühlte, das Mädchen mit eigener Hand aufzuopfern, den Kerker, welchem ich entgegenging, durch ein Verbrechen zu verdienen und ſo mein Leben zu verwirken, an welchem mir nichts mehr gelegen war.

Die Alte war inzwiſchen ein paarmal in die Kammer nebenan gegangen; ſo eben kam ſie wieder heraus, zog die Thüre ſtill hinter ſich zu und ging nach der Küche. Schnell, wie durch Eingebung getrieben, ſpring' ich jezt auf die Kammer zu und öffne ganz leiſe. Niemand iſt da. Ich ſehe eine zweite Thür, ich trete unhörbar über die Schwelle und bin durch einen Anblick überraſcht, vor dem mein ganzes Herz wie Wachs zerſchmilzt. Denn in dem engen, äußerſt reinlichen Gemach, das ich mit Einmal überblickte, lag die Schöne am Fuße ihres Betts halbknieend hingeſunken, die Arme auf den Stuhl gelegt, die Stirn auf beide Hände gedrückt, wie ſchlafend, ohne Bewußtſein; Gewand und Haare ungeordnet, ſo daß es ſchien, ſie hatte kaum das Bett verlaſſen, als jene Nachricht ſie betäubend überfiel.

Ich wagte nicht, die Unglückliche anzuſprechen, ich fürchtete mich, in ihr Antlitz zu ſehn. Aber Sehnſucht und Jammer durchglühten mir innen die Bruſt, von ſelber ſtreckt mein Arm ſich aus, von ſelbſt bewegen ſich die Lippen — „Aennchen!“ ſagt' ich — es war kein Rufen, es war nur ein Flüſtern geweſen: dennoch im nämlichen Moment richtet die Schlummernde

den Kopf empor; ſie ſchaut, noch halb im Traum, nach mir herüber, der ich bewegungslos da ſtehe; nun aber wie durch Engelshand im Innerſten erweckt, ſteht ſie auf ihren Füßen, ſchwankt — und liegt an meinem Halſe.

So ſtanden wir noch immer feſt umſchlungen, als es im Hofe laut und lauter zu werden begann. Toſende Stimmen durcheinander, ein Eilen und ein Rennen hin und her — das Alles hörte ich und hörte nichts von Allem. Jezt kommt man heran durch die Zimmer, jezt reiſſen ſie die lezte Thüre auf — ein allgemeiner Ausruf des Erſtaunens! Das Mädchen wie in Todesangſt drückt mich gewaltſamer an ſich, dann ſinkt ſie erſchaudernd plötzlich zuſammen und fremde Hände faſſen die Ohnmächtige auf. Vor meinen Augen wird es Nacht; ich fühle mich unſanft hüben und drüben beim Arme ergriffen und wie im Sturm hinweggeführt nach einem finſtern Gange, dann abwärts einige Stufen, wo eine Thür ſich öffnet und alsbald donnernd hinter mir zuſchlägt.

Ich hatte mich in kurzer Zeit wieder geſammelt. Es war ein förmliches Gefängniß, worin ich mich nunmehr befand: dunkel und moder-feucht und kalt. Die Sichel, von dem Regen angeſchwollen, brauſ'te wild in der Tiefe. Ich überdachte meine Lage ſchnell. So unerfreulich ſie auch ſchien, ſie konnte doch unmöglich lange dauern. Und was mich über Alles tröſtete, fürwahr ich brauchte das nicht weit in

Gedanken zu ſuchen. Denn wenn es mir auch anfangs nur wie eine dämmernde Erinnerung vorſchwebte, daß ich das geliebteſte Mädchen vor wenig Augenblicken noch an dieſe Bruſt gedrückt, ſo gab ein nie gefühltes Feuer, das mir noch Mark und Bein heimlich durchzuckte, das ſeligſte Zeugniß, daß dieſes Wunder nicht ein eitles Blendwerk geweſen ſein könne; ein Uebermaß von Hoffnung und Entzücken riß mich vom Boden auf und machte mich laut jauchzen.

Bald aber, da Stunde um Stunde verging und es ſchon weit über Mittag geworden war, ohne daß ſich ein Menſch um mich bekümmerte, ſtellten ſich Ungeduld, Verdruß, Zweifel und Sorge bei mir ein. Für meinen Hunger hatte man durch ein Stück ſchwarzen Brods, das ich nebſt einem Waſſerkrug in der Mauer entdeckte, zwar hinreichend geſorgt und ich verzehrte es mit großer Gier; doch eben dieſe reichliche Vorſorge ließ befürchten, daß ich für heute wenigſtens aus dieſem Loche nicht loskommen würde, daß ich vielleicht die Nacht hier zuzubringen hätte. Ich läugne nicht, mir war dieſe Ausſicht entſetzlich. Denn, hatte nicht vielleicht jene verruchte Irmel in eben dieſen Mauern ihr blutiges Ende genommen? Wie, wenn es ihr einfiele dieſe Nacht ihr altes Quartier einmal wieder zu ſehen? Mir rieſelte es kalt den Rücken hinunter bei ſolchen Gedanken. Dabei wird man begreifen, daß es mir unter dieſen Umſtänden keine ſehr angenehme Diſtraktion gewährte,

der Frechheit zweier Ratten zuzuſehen, die ſich auf den Reſt meines Mittagmahls bei mir zu Gaſte luden.

Es ſchlug vier Uhr vom Schloß; ich wollte faſt vergehen. Auf einmal aber raſſelten die Riegel. Der Schloßvogt öffnete, Verwirrung und Verlegenheit im Blick. „Der gnäd'g' Herr iſt angekommen; er ſchickt mich, Euch zu holen.“

Ich folgte dem Vogt nach dem vordern Hausflur, wo er mich warten hieß. Zu meinem Aerger ſtanden hier verſchiedene gemeine Leute herum, die ſich ihrem Gebieter zu präſentiren wünſchten: der Pächter ſammt dem Schäfer und dergleichen. Sie gafften mich wie einen armen Sünder an und ziſchelten einander in die Ohren; ich machte ihnen aber ein Geſicht wie ein Panduren-Oberſt und ſah ſie mit dem Rücken an.

Es dauerte nicht lang ſo kam, geſtiefelt und geſpornt, vom Stalle her ein kleiner, blaſſer, ältlicher Herr mit großen blauen Augen, in Begleitung einer ſchneeweißen Dogge, durch deren gewaltige Größe die kurze Geſtalt ihres Herrn nur deſto auffallender wurde. Er ſah mich im Vorbeigehn ſcharf ſo von der Seite an, ſprach mit den Andern ein paar gütige Worte, ließ abermals den Blick auf mich herübergleiten und war ſchon im Begriff die Leute zu entlaſſen. In dieſem Augenblick gewahre ich den jungen Mann, der ſich am Morgen mit ſo vielem

Eifer meiner Perſon verſichern wollen und den man mir als Aennchens Bräutigam bezeichnet — Aber wo nehm' ich Worte her, um mein Erſtaunen, mein Entſetzen auszudrücken, als ich beim zweiten Blick meinen Juden in ihm erkannte! — — Unfühlend wo ich ſtand, und des Reſpekts vergeſſend, den ich der Gegenwart des gnädigen Herrn ſchuldig war, werf' ich mich auf den Burſchen mit einer Wuth, mit einer Schnelligkeit, wie kaum ein Tiger ſich auf ſeine ſichere Beute ſtürzt. „Vermaledeiter Dieb! ſo hab' ich dich!" und packt' ihn kräftig bei der Kehle. Eine Todtenſtille entſtand. Entſetzen hielt das Geſindel gebannt. Der alte Herr blickte unwillig verlegen zu dem Auftritt und einem allgemeinen Murren folgte unmittelbar der wildeſte Tumult. Man wollte mit Gewalt mir meinen Feind entreißen, von deſſen Gurgel meine Hand nicht loszubringen war und hätten die Kerl mich in Stücke zerriſſen. Die kreiſchende Stimme des Freiherrn allein war im Stande, mich zur Vernunft zurückzuführen. In Kurzem ward es ruhig.

„Faßt Euch, Herr Peter!" — ſagte der Patron zu meinem Gegenpart, der mich erhizt und keuchend mit weinerlichem Lachen angrinſ'te, — „ich hoffe, dieſer allzuraſche Jüngling wird Euch ſeiner Zeit den gröbſten Irrthum abzubitten haben — indeß, Herr Schulzenſohn, ſeid Ihr einmal entſchieden angeklagt und werdet Euch gefallen

laſſen, in Mitten dieſer Leute hier Euch zu gedulden, bis ich mit Jenem fertig bin."

Der Schloßvogt führte mich nun auf Befehl des Herrn hinauf in den Saal, wo er mich gleich wieder verließ. Ich hatte vor lauter Erwartung kaum einige Aufmerkſamkeit auf Dasjenige was mich hier umgab. Alte gewirkte Tapeten mit wunderbaren Schildereien, zwei lange Reihen von Porträts bedeckten die Wände; ein ungeheures Fenſter umfaßte die prächtigſte Ausſicht. Deſſenungeachtet wurde mir die Weile ziemlich lang. Endlich ging eine Flügelthüre auf und Herr Marcell von Rochen trat herein in feierlicher, ſonderbarer Tracht. Er war in Reitſtiefeln ſo wie vorher; ſein übriger Einband jedoch erinnerte mich auf der Stelle an mein Schatzkäſtlein. Er hatte ein ſchwarzſeiden Mäntelchen an, darunter ein geſchliztes, ſpaniſches Wamms von meergrüner Farbe hervorſtach. Sein grauer Knebelbart rieb ſich an einem ſteifen Ringelkragen, welcher wie Pergament ausſah. Wenn ſich der Mann von ungefähr umdrehte, ſo war etwas Erkleckliches von einem Höcker zu gewahren, ein Merkmal, das gedachter Aehnlichkeit auf keine Weiſe Abbruch that. Nichts deſto weniger hatte ſein ganzes Weſen etwas Ehrwürdiges, Unwiderſtehliches für mich.

Er nahm nunmehr mit Anſtand Platz und ſprach: „Ihr ſeid Franz Arbogaſt aus Egglofsbronn, Goldſchmiedsgeſell bei Meiſter Orlt in Achfurth?"

„So iſt es, Ew. Gnaden!“ verſezte ich mit großer Zuverſicht und erzählte ſofort auf Verlangen die ganze unglückſelige Geſchichte ausführlich und gewiſſenhaft, wobei er ſehr aufmerkſam zuhörte. Am Ende zog er die Klingel und ließ mein Felleiſen herbeibringen. Nachdem der Diener weggegangen, begehrte der Freiherr das Büchlein zu ſehen, das eine ſo wichtige Rolle in meiner Geſchichte geſpielt. Ich überreichte ihm das unſchätzbare Werklein ungeſäumt, das er mit einem ganz erheiterten Geſicht, ja mit unverkennbarer Rührung, wie eine wohlbekannte Reliquie empfing. „Meiner Schweſter Hand, bei Gott!“ rief er halblaut, blätterte lang und ſchmunzelte dazwiſchen, ſah mich dann wieder ernſthaft an, ging auf und ab, mit allen Zeichen ſtiller, nachdenklicher Verwunderung. Nun trat er auf mich zu und ſagte: „Alſo juſt vierhundert Dukaten betrüge die Summe, die Ihr verloren?“

„Gerade ſo viel, Ew. Gnaden.“

„Und davon hättet Ihr nicht das Geringſte übrig behalten? — beſinnt Euch ja wohl!“

Auf einmal fiel mir ein, daß ja noch ein Goldſtück im Wagen geweſen und daß ich dieſes in der Noth bei der Zeche zu Rösheim auswechſeln laſſen. Ich bekannte aufrichtig wie Alles gegangen.

„Da habt Ihr ſehr übel gethan!“ verſezte der Freiherr bedenklich, mit kaum merkbarer Schalkheit. „So geht es, wenn ein Oſterjüngling nicht genau

nach ſeinem Katechismo lebt. Ihr werdet Euch des trefflichen Spruches erinnern, worinnen geſagt iſt, daß man ſich fremden Eigenthums unter keinerlei Umſtänden bedienen möge. Genug, Ihr habt den Lockvogel hinausgelaſſen, mit deſſen Hilfe Ihr die ganze goldne Schaar gar leicht wieder in Eure Hand würdet bekommen haben."

„O Gott! ich Unglückſeliger!" rief ich verzweifelnd aus und ſchlug mich vor die Stirne.

„Geduld, Geduld, Geſell! ſagte der alte Herr, noch iſt nicht Alles verloren. Laßt Euch den Fehler für die Zukunft zu einer Warnung dienen; indeß" — hier griff er in die Taſche und zog zu meinem freudigſten Erſtaunen den Dukaten hervor, den er mir lächelnd mit den Worten reichte: „er kann nun freilich die erwünſchte Wirkung nicht mehr thun, der Zeitpunkt iſt verſäumt; deſſenungeachtet werdet Ihr vor Cyprian Eure 399 wieder haben, da es Euch denn doch angenehm ſein dürfte, auch den Vierhundertſten gleich drauf zu legen. Er fand ſich noch zum Glück im Rachen des goldenen Löwen."

Mit Thränen küßte ich die Hände des Patrons und wußte meinem Danke keine Worte. Der unvergleichliche Mann fuhr nun fort:

„Franz Arbogaſt, Ihr ſeid von nun an frei und die Gerechtigkeit gibt Euch hiemit durch meinen Mund und Kraft dieſes Papiers, bis auf ein Weiteres, Euren ehrlichen Namen zurück. Marcell von Rochen hat

Bürgſchaft für Euch geleiſtet; noch geſtern ſprach ich Euren wackern Meiſter in Achfurth. Er läßt Euch freundlichſt grüßen. Auch mußte er mir das Verſprechen geben, daß er die bewußte Arbeit um derenwillen Ihr nach Frankfurt reiſen ſolltet, in keines Andern Hände geben wolle. Es hat noch Zeit damit und auf mein Wort bleibt Ihr nur vor der Hand getroſten Muths hier auf dem Schloſſe. Joſephe wird ſchon ſorgen, daß Ihr uns nicht entlauft; denn noch erwartet Euch ein wichtiges Geſchäft. Ich kann für heute nicht bleiben: in wenig Tagen ſehen wir uns wieder. Bevor ich aber ſcheide, nehmt meinen beſten Segen für Euch und für Joſephen. Gewiß, mein Freund, Euch iſt nach mancher Prüfung ein ſelten Glück beſchieden: was man dagegen von Euch fordern wird, das ſollt Ihr ſeiner Zeit von Eurer Braut vernehmen. Indeß gehabt Euch wohl!“ Hiemit entfernte er ſich in ein Seitenzimmer eh' ich ihm nochmals hatte danken können. Ich blieb in einer Art von freudiger Betäubung noch eine ganze Weile auf Einem Flecke ſtehn, halb in Erwartung, ob mein Wohlthäter nicht noch einmal herausträte. Als ich den Saal endlich verließ und die Treppe herabkam, ſtand der Freiherr bereits in ſeinen ordentlichen Kleidern unter'm Thor und ſtieg ſo eben zu Pferde. Er winkte mir im Wegreiten noch ein Adieu zurück. Der Schloßvogt mußte ihn den Berg hinab, dem Dorfe zu, begleiten. Ein junger flinker Jäger, der hinterdrein

ritt, gab mir durch poſſirliche Geberden zu verſtehn, daß man „den Juden“ ſchon voraus geführt habe. In Gottes Namen! dachte ich und eilte weg auf Aennchen zu, die mir entgegenflog.

Die Trunkenheit der nächſten Stunden zu beſchreiben, ſoll mir billig erlaſſen ſein.

Joſephe — ſo will ich ſie von jezt an immer nennen, denn dieſer Name war ihr ganz eigen geworden — Joſephe zog mich bald an ein Tiſchchen, auf dem ein wohlbereitetes Abendbrod, mit Blumen ſchön geziert, mein wartete. Ich hatte hundert Fragen an das Mädchen, doch meine Ungeduld eilte von einer zu der andern, dergeſtalt, daß ich am Ende ſo wenig wie vorher von Allem begriff. Die ſeligſte Konfuſion von Fragen und Erklären, von Thränen, Scherzen, Küſſen löſ'te ſich bald in das Geſtändniß auf: man wolle jezt nichts wiſſen und nichts faſſen, als daß man ſich wieder beſitze, daß man ſich ewig ſo umſchlungen halten würde.

Frau Baſe ſchien in großer Noth, wie ſie dem glücklichen Paar ihre Theilnahme ausdrücken ſollte. Sie hatte in der That, wie ich nachher erfuhr, nicht das beſte Gewiſſen. Denn wenn Joſephe geſtern, im Sinne mich zu prüfen, auf zweideutige Weiſe Etwas von einem Bräutigam verlauten ließ, ſo hing dieß bei der Alten ganz anders zuſammen. Gedachter Schulzen-Sohn, ein angehender Wirth, filzig und reich, doch ſonſt ein guter Chriſt, hoffte an dieſem

Mädchen eine tüchtige Hausfrau für ſich zu erwerben, und er betrieb ſeine Abſicht um ſo ernſtlicher, da nicht verſchwiegen blieb, daß das Mädchen von der ſeligen Freifrau Sophie von Rochen — auf welche merkwürdige Dame wir nachher zurückkommen werden — mit einem Vermächtniß bedacht worden war, deſſen Eröffnung erſt auf die Hochzeit Joſephens geſchehen ſollte, da man denn, in Betracht wie viel das Mädchen bei gnädiger Herrſchaft gegolten, ſehr übertriebene Vermuthungen von dieſer Sache hegte. Joſephe, die den Menſchen nicht entfernt ausſtehen konnte, war überdies durch manchen geheimnißvollen Wink ihrer verblichenen Wohlthäterin geleitet, mit Sinn und Herzen immerfort nur auf die Zeit geſpannt, wo der Goldſchmiedsgeſelle von Achfurth anrücken würde. Die Baſe aber, inſoweit auch ſie in das Geheimniß eingeweiht war, hatte, als eingefleiſchtes Weltkind, noch nie ſo recht daran geglaubt und konnte endlich eine kleine Kuppelei nicht laſſen. Doch ihre Künſte ſcheiterten an der Beharrlichkeit des braven Kindes und der gekränkte Freier blieb einige Zeit aus. Am lezten Sonntag kam er wieder, ſein Heil noch einmal zu verſuchen. Allein wie ſehr war er erſtaunt, als er noch außerhalb des Hofraumes wahrnehmen mußte, wie ſich das Jüngferchen mit einem fremden Geſellen, deſſen Perſon er ſich jedoch von der Gramſener Botenfahrt her ſogleich erinnerte, gar traulich vor dem Schlößchen hin- und herſpazirend,

behagte. Er hatte auf der Stelle weg, wo das hinaus zielte; zumal er an demſelben Nachmittag in Zünneda mit der Gevatterſchaft vom Schloß zuſammengetroffen, und ihm die Aengſtlichkeit, womit die Baſe ihn für dieſes Mal von einem Beſuche bei Sephchen abhalten wollte, bereits verdächtig vorgekommen war. Ganz ſtill ſchlich er den Berg wieder hinab und ſann auf Rache. In Kurzem trat auch wirklich ein ganz vertrackter Zufall ein, der ganz geeignet ſchien, mich mit Einem Schlag in alle Lüfte zu ſprengen.

Herr Peter hatte nämlich in folgender Nacht einige Gäſte zu beherbergen, Kaufherren, die mit anbrechendem Tage weiter wollten. Der Wirth war aufgeſtanden und reichte ihnen, bis das Frühſtück käme, gefällig die neueſte Zeitung. Einer der Reiſenden bemächtigt ſich des Blatts und trägt in guter Ruhe das Merkwürdigſte vor, unter andern auch einen ellenlangen Steckbrief, der viel Aufſehen erregte. Der Wirth geht eben durch das Zimmer, ſteht ſtill und ſpizt die Ohren; er iſt von dem Signalement frappirt, er lieſ't mit eignen Augen, wird plötzlich Feuer und Flamme und rennt mit dem Blatte davon — zum Schulzen, ſeinem Vater. Der, weil er eben unpaß iſt, überträgt die Sache dem Sohn, auf den er ſich verlaſſen kann. In weniger als einer halben Stunde war meine Aufhebung erfolgt. — Daß ich aber in einem Menſchen, welcher mit ſolcher Zuverſicht die Schergen wider mich aufbot, den Dieb

ſelber vermuthen konnte, war freilich eine Unbeſonnenheit, die nur der blinde Drang des Augenblicks verzeihlich machte. Ich meinerſeits indeſſen war nicht einmal geneigt, mir den Irrthum ſo ſehr zu Herzen zu nehmen; beſonders da ich gar wohl merken konnte, daß unſer guter Schatzkäſtleins-Patron, welcher von vornherein der Sache auf den Grund geſehen, dem ſchadenfrohen Kauzen eine vorübergehende Demüthigung — er ſaß zwei ganze Tage zur Unterſuchung im Arreſt — abſichtlich nicht erſparen wollen. —

Joſephe ſchlug noch einen Gang in's Freie vor: der Abend war ſo ſchön; der Mond, als ſchwache Sichel, hing am reinſten Himmel.

Indem wir nun ſo Hand in Hand über die Wieſe gingen, war mir's noch immer wie ein Märchen, daß ich mein Schätzlein wieder haben ſollte. „So ſag' mir doch, um's Himmelswillen," hob ich an, „Mädchen, wie biſt du von den Todten auferſtanden?" „Ich kann dir wohl geſtehen" verſezte ſie „mir ſelber kam es vor, als ging es nicht mit rechten Dingen zu, da ich eines Morgens die Augen aufſchlug und mich in einem fremden Zimmer, wo Alles gar vornehm und lieblich ausſah, in einem feinen ſeidenen Bettchen zum erſtenmale wieder fand. Es war ein wenig dunkel in dem Zimmer, die Laden waren zu, die Vorhänge herabgelaſſen. Nach einer Weile kam eine ältliche Dame herein; ſie war mir gleich bekannt, ſo ein ſanft und liebreich Wittwen-Geſicht hatt' ich

ſchon ſonſt einmal geſehen. Du mußt dich noch erinnern, zu Egglofsbronn vor'm Brückenthor gegen die Landſtraße hin ſteht einzeln ein freundliches Haus zwiſchen Gärten —"

„Ganz recht! Es liefen immer ein paar prächtige Pfauen im Hofe herum, die wir durch die Staketen oft beguckten —"

„Ja weißt, und da rief uns einmal eine vornehme Frau in das Haus und ſchenkte Jedem was und war ſo freundlich. Wir kamen nachher noch einigemal, doch leider war die gute Frau nie mehr zu ſehen. Nun aber kannte ich ſie ſogleich wieder. Sie ſezte ſich zu mir an's Bettchen, erkundigte ſich nach meinem Befinden und reichte mir köſtliche Biſſen zur Stärkung. Nicht lang ſo trat Frau Lichtlein in's Gemach und gleich darauf ein ſchönes Frauenzimmer; ſie Alle bezeugten die größte Freude an mir, beſonders wußte ſich das Fräulein kaum zu faſſen vor Vergnügen; ſie ſchien überhaupt ſehr lebhaft zu ſein; man nannte ſie Joſephe, zur ältern Dame ſagte ſie Tante S o p h i e. Sie zeigte mir ein ſchönes Kleid, das ſollte ich anziehen ſo bald ich wieder aufſtehen dürfte. Meine Frage, ob ich denn zu Eggloffsbronn wäre, bejahte ſie, und als ich weiter forſchte, ob man mich wieder zu meinen Pflegeeltern bringen würde, hieß es: nein, die Tante wolle mich mitnehmen auf ihr Gut, wenn ich Luſt hätte. Ach ja, ſagt' ich, wenn der Goldſchmied-Franz auch mit

geht. Der kommt dir nach! verſezte das Fräulein und lachte. Tante Sophie hatte ſich inzwiſchen leiſe mit Frau Lichtlein unterhalten und endlich ſie entlaſſen.

Am andern Tage puzte mich das Fräulein ſo artig heraus, daß ich mich kaum mehr kannte; ſie flocht mir mit eigener Hand meine Zöpfe, ſie ſtellte allerlei Spielwerk vor mich und merkte dabei nicht, daß ſie mit mir ſelbſt wie mit einer neuen Puppe umging. „Hören Sie, Tantchen!“ rief ſie der gnädigen Frau einmal zu, „ich habe Luſt einen Vertrag mit Ihnen abzuſchließen: hiermit verſpreche ich, nicht nur den kommenden Monat, wie wir ſchon ausgemacht haben, ſondern ein ganzes Jahr Ihnen auf Ihrem verrufenen Schlößchen Geſellſchaft zu leiſten, mit dem Beding, daß ich das Kind nach meinem Sinn erziehen und mir es ganz aneignen darf.“

„Schon gut,“ erwiederte jene, „wir wollen ſehn, wie lang das dauern wird.“

Am Abend fuhr ein Wagen an und alsbald kam ein kleiner munterer Herr in Reiſekleidern herauf, welchen die beiden Frauen mit vieler Zärtlichkeit empfingen. Es war der Herr vom Hauſe, ein Bruder jener Dame, die ſich, ſo wie die Nichte, nur gaſtweiſe bei ihm, der eben Wittwer war, aufhielt. Das Fräulein präſentirte mich dem Oheim, der ſogleich herzlich zu lachen anfing: „Ich wollte wetten, Schweſter,“ rief er aus, „das iſt nun wieder eins

von deinen Auserwählten, ein Oſterlämmchen, eine Friedensbraut nach deinem heimlichen Kalender. Ja ja, Frau Irmel mag ſich freuen: die große Stunde der Erlöſung muß nun allernächſtens ſchlagen. Ich hoffe doch die Gräfin wird ſo höflich ſein und mir ein Drittheil ihres Mammons zuſcheiden."

„Du wirſt," verſezte Frau Sophia lächelnd mit einem ſanften Vorwurf, „du wirſt, Marcell, noch einſt ganz anders von dieſen Dingen reden."

So ſtritten ſie und ſcherzten noch Vieles hin und her, wovon ich Nichts weiter verſtand.

Eines Morgens reiſ'ten beide Frauen mit mir ab. Es war das erſtemal in meinem Leben, daß ich in einer Kutſche fuhr: ich war vor Luſt ganz außer mir. Den zweiten Tag erreichten wir das Schlößchen. Nun ging ein Leben wie im Himmel für mich an. Es war als wäre ich nur für Joſephen da: ſie gab ſich ganze Tage mit mir ab und da ich ſogar ihren Namen führen mußte, ſchien ich mir ſelber wie verwandelt und eine ganz neue Perſon. Nun ſollte ich gleich tauſenderlei Dinge auf Einmal von dem Fräulein lernen; ſelbſt auf der Harfe nahm ich Unterricht bei ihr. Es fand ſich nämlich ſo ein altes Ding von Inſtrument aus den früheren Zeiten der Tante. Das Fräulein ſagte oft: es ſei die Irmels-Harpfen; ich wußte damals nicht was mit dem Scherz gemeint war, welchen die Tante jedesmal und endlich ſehr

ernſthaft verwies. Wir trieben unſer Weſen ſo fünf Monate zuſammen, als meine junge Gönnerin zu meinem größten Kummer von den Verwandten nach der Hauptſtadt abgerufen wurde. Die Tante konnte den Wildfang wohl miſſen, und ſpäterhin geſtand ſie mir geradezu, es hätte in der Art, wie ihre Nichte mich behandelt, unmöglich fortgehn können: der Stand in den ich künftig treten würde, verlange nicht etwa ſo ein verwöhntes Modepüppchen, wohl aber eine wackere Hauswirthin. Doch es war Niemand weniger gegeben, mit Kindern umzugehen, als eben dieſer guten, von mir ſo hochverehrten Frau; ich machte ihr nur lange Weile, ſtörte und ärgerte ſie. So mußte ich mich denn faſt einzig zu des Hausſchneiders halten und ich war herzlich froh, daß ich nur Jemand hatte zu dem ich einmal wieder wie einſt in Egglofsbronn Vetter und Baſe ſagen durfte. Dieß wurde gegenſeitig ſo ſehr zur Gewohnheit, daß Jedermann uns für Verwandte hielt."

Indem nun meine Braut, — ſo fuhr der Hofrath zu erzählen fort — mich mit den Eigenheiten ihrer ſeligen Wohlthäterin näher bekannt machte, bedauerte ich aufrichtig, dieſe Edle nicht mehr am Leben zu wiſſen: ihr hatte ich mein Schatzkäſtlein, ach und noch weit mehr zu verdanken. Aber" — mit dieſen Worten wandte ſich Herr Arbogaſt an eine hübſche Frau in der Geſellſchaft, — „aber, Frau Obriſtin! Sie bringen ja den Mund nicht mehr zuſammen ſeit ich

von Frau Sophien rede! Am Ende haben Sie die Dame ſelbſt gekannt?“

„Errathen!“ rief die Obriſtin — „Leibhaftig ſteht ſie wieder vor mir, wie ich als Kind vor zwanzig Jahren ſie geſehn!“

„Was iſt denn Das?“ brummte ein alter treuherziger Schweizer, der während der Erzählung einigemal ſehr merklich eingenickt war: „Bi Gott, ich dacht', wär' alles Das nur Fabel g'ſin und jezt kümmts halt doch anderſt heraus. Hätt' ich das eh' gewüßt, mich hätt's bi miner Ehr' nit g'ſchläfert!

Auf dies Bekenntniß folgte ein allgemeines unauslöſchliches Gelächter. Der Hofrath endlich nahm das Wort: „Auf jeden Fall, Frau Obriſtin, würde es für meinen Kredit als Erzähler gar förderlich ſein, wenn Sie der Geſellſchaft eine Schilderung von Frau von Rochen machen wollten.“

Die angenehme Frau ließ ſich nicht lange bitten. „Von allen Gliedern der Familie“ fing ſie an, „war dieſe Sophie die lezte, welche dem alten Rittersitz die Ehre ihrer perſönlichen Gegenwart ſchenkte, indem ſie den verſtorbenen Gemal, Anſelm von Rochen gern am Ort wo er begraben lag betrauern wollte. Ich ſah ſie dort mehrmals mit meiner Mutter und hörte auch ſpäter noch Manches von ihr. Ohne gerade menſchenſcheu zu ſein, liebte ſie Einſamkeit und Stille über Alles, ſelbſt ihre Kammerfrauen verweilten nur wenige Stunden des Tags in

ihrer unmittelbaren Nähe und nicht über zweimal im Jahre, an hohen Feſten etwa, kam ſie in's Dorf herab. Dagegen ward ſie auch von Groß und Klein als eine Heilige verehrt, wenn nun die ſchlanke feingebaute Geſtalt mit der ihr eignen Freundlichkeit und, bei einem Alter von bald ſiebzig Jahren, mit beinah jungfräulichem Anſtand in der Kirche den gewohnten Platz einnahm und aus dem offenen erhöhten Gitterſtuhl ihre Unterthanen durch ein Lächeln begrüßte, nach angehörter Predigt aber die Kranken und die Armen als freigebige Tröſterin in ihren Häuſern beſuchte.

Dem klöſterlichen Leben, das Sophie im Innern ihrer prunkloſen Gemächer führte, entſprachen denn auch ihre Lieblingsbeſchäftigungen ganz und gar. Von Kindheit an zu einer bewunderungswürdigen Kunſtfertigkeit in feiner bunter Stickerei geübt, war ſie bei völlig ungeſchwächten Sinnen noch immerfort im Stande, dergleichen Arbeiten, wozu ſie ſich ehmals die reichſten Muſter kommen ließ, mit gleicher Sorgfalt fortzuſetzen; ſie wiederholte unermüdet ihre alten Zeichnungen um dann mit ſolchen Prachtſtücken an denen Gold und Silber glänzte, von Zeit zu Zeit die Ihrigen zu überraſchen, ganz unbekümmert freilich um den Geſchmack des Tags.

Bedeutend aber war ihr Anſehn bei der Familie dadurch, daß ſie die Gabe der Weiſſagung in hohem Grade beſeſſen haben ſoll; beſonders wollte ſie es

Jedem gleich anſehn, ob er Sinn und Beruf für überſinnliche Dinge beſitze. Auch ſtand ſie allezeit mit einer Anzahl Geiſtlichen in Briefwechſel und wußte ſich — zu einem Zweck, den freilich Niemand kannte, worüber uns jedoch Herr Arbogaſt die unzweideutigſten Winke gegeben — von den Verhältniſſen aller möglichen Menſchen, von Zeit und Stunde ihrer Geburt und dergleichen genaue Kenntniß zu verſchaffen. In ihrer eigenen Verwandtſchaft fand ſie den unbedingteſten Glauben, obſchon ſie gerade hier am ſparſamſten mit ihren Eröffnungen war. Bruder Marcell allein wagte es, den hartnäckigen Zweifler, auch wohl gelegentlich den Spötter gegen ſie zu ſpielen, deſſenungeachtet iſt er doch ihr Liebling immer geblieben. Nach ihrem Tode mag er ſich bekehrt haben, ja wie es ſcheint verſchmähte er nicht, Sophiens myſtiſche Hausfarbe, Grün, Schwarz und Weiß zu Ehren der Schweſter bei feierlichen Anläſſen zu tragen.

Nun aber iſt leicht zu vermuthen, daß unſerer guten Nonne das kleinſte Verdienſt dabei blieb, wenn unter ihrem frommen Regiment die Gutsökonomie, die gar nicht unbeträchtlich war, dennoch durchaus zum Vortheil der Beſitzer aufrecht erhalten wurde. Sie nahm von ihrem ſammtnen Armſtuhl aus ſehr regelmäßig Antheil an den vorkommenden Geſchäften; ſie hörte an beſtimmten Tagen den Verwalter an, durchſah als eine gute Rechnerin die Bücher mit der

Feder in der Hand, ermahnte die Dienſtboten und übte mitunter auch wohl ein klein wenig die Kunſt, unterrichtet zu ſcheinen, wo ſie es nicht war. Jedoch verſtand es ſich bei männiglich von ſelbſt, daß Alles in der Wirthſchaft hätte drüber und drunter gehn müſſen ohne die Einſicht und Treue eines Verwalters, der wirklich ſeines Gleichen ſuchte. Der gute Mann nahm aber unvermuthet ſeinen Abſchied, die Güter wurden verpachtet, und die edle Matrone, den Bitten ihres Bruders jezt nicht länger widerſtrebend, entſagte dieſem Aufenthalt und ließ es ſich gefallen, den ſpäten Abend ihres Lebens im Schooße der Familie zuzubringen.

Dies wäre nun Alles was ich zu Gunſten der Wahrhaftigkeit des Herrn Erzählers vorzubringen hatte."

Nachdem ſich die Verſammlung für dieſe intereſſanten Nachrichten auf's Schönſte bedankt, ſprach unſer Hofrath weiter: „Ich werde mich zum Schluß meiner wahrhaftigen Geſchichte nunmehr ſo kurz wie möglich faſſen.

Joſephens Konfirmation war in der Dorfkirche vollzogen worden. Die Nachfeier des Tages aber fand in aller Stille auf dem Schlößchen Statt. Am Abend nahm Sophie das Mädchen bei der Hand und führte ſie nach einem Gemache im untern Stock, zu dem Niemand, ſogar der Vogt nicht, Zutritt hatte. Sephchen erblickte nun hier eine vollſtändige Goldſchmieds-Werkſtatt, ganz neu und ſauber eingerichtet.

Mein Kind! ſagte die edle Frau: Sieh' an, das iſt für deinen Franz, hier führſt du ihn herein, wenn er 'mal kommen wird; hier muß dein Liebſter ſein Meiſterſtück machen. Iſt das geſchehn, ſo findet ſich das Uebrige von ſelbſt. Der Werkzeug bleibt ſein Eigenthum; er nimmt ihn mit gen Achfurth, wo ihr euch niederlaſſen ſollt. Und dann gedenket mein und habt einander lieb in Gottesfurcht und Frieden. — Zugleich bekam Joſephe ein ähnliches Büchlein wie ich, obgleich ſie nach Rang und Geburt nur ein Sonntagskind war. Die Werkſtatt wurde nun wieder geſchloſſen und ich war in der That der Erſte dem ſie ſich nach ſechs Jahren wieder öffnete. Joſephen war der Schlüſſel durch Herrn Marcell bei ſeiner neulichen Anweſenheit behändigt worden. Ich hatte nur zu ſtaunen und zu preiſen als ich mit meiner Braut von dieſen Sachen Einſicht nahm: da war auch nicht das Geringſte vergeſſen, vom großen Ofen bis zum unbedeutendſten Löthrohr herab, und Stück für Stück untadelhafte Waare, ſo rein und einladend, daß einem gleich der Mund nach der Arbeit zu wäſſern anfing. Auf meine Frage, was denn wohl zunächſt hier mein Geſchäft ſein würde, gab mir Joſephe nur ganz verblümten Beſcheid, indem ſie mich auf Herrn von Rochens Wiederkunft verwies; allein ich hatte längſt gewittert was da werden ſollte, und war gefaßt auf Alles, obwohl ich gar nicht läugnen will, daß mir ein wenig unheimlich wurde, als mir das Mädchen

bald hernach zwei ſonderbar geſtrickte Schärpen zeigte, worauf gewiſſe Chiffern und Figuren von grüner, ſchwarzer, weißer Farbe ſich durchſchlangen. „Wozu ſoll das Joſephe?“ rief ich aus. „Die eine für dich, die andere für mich;“ antwortete das Mädchen mit geheimnißvollem Lächeln, „wir tragen ſie auf Eine Nacht.“ „Aber wozu um Gotteswillen?“ Sie legte ihren Finger auf den Mund: „Für jezt nicht weiter, Franz; du biſt ein Mann und da wo ich mich hin getraue, wirſt du dich hoffentlich nicht ſcheuen.“ So kamen wir ſtillſchweigend überein, daß vor der Hand nicht mehr die Rede davon ſein ſolle.

Der nächſte ſchöne Morgen reizte uns zu einem kleinen Ausflug in die Gegend. Wir hatten uns noch hundert Dinge zu vertrauen. Unter andern wollte ich wiſſen, warum ſie ſich mir denn nicht gleich am erſten Abend als ich kam entdeckte? ja wie ſie es nur über's Herz bringen können, den ganzen folgenden Tag ſo grauſam Komödie mit mir zu ſpielen? „So, meint der Herr?“ entgegnete ſie, „man hätte nicht auch Luſt gehabt ihm etwas auf den Zahn zu fühlen? Frau Sophie hat mir ausdrücklich geſagt, du müßteſt mich von ſelbſt erkennen: das müßte die erſte Probe ſein, wie tief dir Aennchen noch im Herzen ſitze. Und daß ich's nur geſtehe, mir wollte ſchon anfangen bange werden, weil du ſo gar vernagelt warſt; ja meinen Ohren traute ich kaum, als mir der Menſch anfing von ſeinen Liebſchaften da vorzuprahlen —

Sieh, hätt' ich mir nicht alle dieſe Faxen ſo ziemlich zurecht legen können, es wär' ja wahrhaftig mein Tod geweſen! Etwas muß aber doch wohl dran ſein, dacht' ich, ſo arg er auch aufſchneidet, ganz leer ging es nicht ab, dafür ſoll er mir jezt ein bischen zappeln. Im Ganzen war ich freilich meiner Sache gewiß; beſonders hielt ich mich an Das, was wir gelegentlich durch Reiſende von dir erfuhren. So kam einmal der Vetter als eben Kirmeß war zu Jünneda mit einem luſtigen Färber an Einen Tiſch im Rößlein zu ſitzen, der war nicht weit von hier zu Haus, kam erſt von Achfurth her und wußte gar Manches von dir; darunter war mir denn das Wichtigſte und Angenehmſte, daß ſie dich dort den kalten Michel hießen. Die Baſe wollte dies nicht eben tröſtlich für mich finden, ich aber ſagte gleich, bei mir wird er ſchon aufthauen."

Unter ſo fröhlichen Geſprächen waren wir, ſtets auf der flachen Höhe des Gebirgs fortwandelnd, bis an die gutsherrlichen Weinberge gekommen. Wir ſezten uns auf eine kleine Mauer und blickten, über die Rebſtöcke weg, hinunter in den ſogenannten Schelmengrund, der nur ein Ausläufer vom Sichelthale iſt. Die Gegend fiel mir auf, ja ich war ganz verblüfft — denn auf und nieder war ja hier das Thälchen wieder das ich in jener Nacht geſehen, wo es vom Herbſt-Jubel der Waidfeger ſo fröhlich widerhallte! Wie ſonderbar! Alles traf zu, die Eiche

abgerechnet, von welcher nichts zu ſehen war. Ich ſäumte nicht, die Sache gleich Joſephen zu erzählen, die ſich höchlich darüber vernahm; zwar hielt auch ſie den Spuck in jener Rumpelkammer für einen bloßen Traum, den ſie jedoch nichts deſto weniger bedeutſam fand. Nachdem wir uns den Ort und namentlich eine gewiſſe rundliche mit Gras und Diſteln überwachſene Vertiefung in der Erde zunächſt am Mäuerchen genau gemerkt, begaben wir uns, aller guten Hoffnung voll, nachdenklich auf den Rückweg.

Zu Hauſe ließ ich es mein Erſtes ſein, die alte Karte mit dem Titelbildchen nochmals aufmerkſam zu betrachten. Die Aehnlichkeit war abermals nicht zu verkennen, obgleich ſie ſich ſchon nicht mehr ſo ganz wie vorhin wollte finden laſſen. — Während ich noch darüber nachdenke, reicht mir Joſephe einen Brief: er ſei in unſerer Abweſenheit vom Dorf gebracht worden. Ich meinte Wunder was es wäre, das ſchlaue Mädchen aber ſagte: gib acht, Herr Peter hat was auf dem Korn. So war es in der That. Seiner gekränkten Ehre eingedenk, machte er wahrlich Miene, mir einen Prozeß anzuhängen; ſo viel ſich aus der ganz confuſen Schreibart ſchließen ließ, ſchien er jedoch nicht abgeneigt, bevor es dahin käme, Entſchädigung privatim von mir anzunehmen — kurzum der Jude hinten und vorn'! ich dachte mir ſchnell Etwas aus, wie ich den Ehrenmann gar höflich heimſchicken könne. Eben zu rechter Zeit erinnerte ich

mich jenes ſtählernen Knopfs womit der Schuft den Fuhrmann damals prellte. Ich ſchlage alſo gleich ein ſäuberlich Papier um das edle Schauſtück und lege ein paar Zeilen bei, worin ich mit der größten Beſcheidenheit andeute, wie ſehr man ſich zuweilen irren könne, und daß ein Biedermann, der in der Eile einen glatten Knopf für einen Fünfzehner ausgegeben es eben auch paſſiren laſſen müſſe, wenn ihn ein Anderer gelegentlich für einen Galgenvogel nahm. — Der Brief that völlig die gehoffte Wirkung; Herr Peter zeigte ihn zwar keiner Seele, doch ſoll er ſich geäußert haben, ich hätte ihm ſehr anſtändig Abbitte gethan. Wahrſcheinlich war er froh, daß ich der Handſchuhe mit keinem Wort gedachte.

Nun kämen wir an das lezte Kapitel in meiner Geſchichte, von dem ich zwar verſichern darf, daß es ſeine beſondern Reize hat, allein ich habe die Geduld meiner verehrten Zuhörer längſt über die Gebühr erprobt und ſo mag es für heute hier bewenden."

„Wie? was, Herr Hofrath?" riefen mehrere Stimmen — jezt fällt es Ihnen plötzlich ein, Punktum zu machen, jezt, da es auf's Ziel losgeht? da Alles voll Erwartung iſt? Nein, nein, das geht nicht an, wir proteſtiren ſämmtlich!"

Der Hofrath aber rückte gelaſſen lächelnd ſeinen Stuhl und da man ſeinen Eigenſinn ſchon kannte, ſo ſprach ihm Niemand weiter zu. — „Es ſcheint," ſagte Kornelie, eine ſehr liebenswürdige Blondine,

„Herr Arbogaſt will unſerer Einbildungskraft auch Etwas überlaſſen und wie mich dünkt iſt es gar nicht einmal ſo ſchwer, den Reſt hinzuzufügen.“

„Ei ja, mein ſchönes Kind,“ ſagte der Obriſt, „theilen Sie uns Ihre Gedanken mit! wir ſind begierig.“

„Für's Erſte“ fing Kornelie an „wird wohl der Herr von Rochen, als ihm der merkwürdige Traum erzählt wurde, ſogleich Anſtalt zur Nachgrabung bei jenen Weinbergen getroffen haben. Gewiß geſchah dies mit der größten Vorſicht, und zwar nicht anders als bei Nacht, theils um ein Aufſehn zu verhüten, theils weil der feierliche Gegenſtand es ſo erforderte. Es war die Nacht vor Cyprian. Der Herr Marcell wird nicht ermangelt haben, bei Fackelſchein in ſeiner Oſtergalla-Tracht zu Pferde den kleinen Zug geziemend anzuführen. In deſſen Mitte ging Herr Arbogaſt als Hauptperſon, dann folgten ein halb Dutzend Arbeiter mit brennenden Laternen, Spaten und Hacken verſehen. Dieſe geheimnißvolle Prozeſſion, die Ankunft auf dem Platze, die Thätigkeit der Leute ſelbſt, wobei kein lautes Wort geſprochen werden durfte, ſodann die immer ſteigende Bewegung, da man nach einem zweiſtündigen Graben endlich auf ein Gewölbe, zuletzt auf eine ſchmale Treppe ſtößt, und nun der auserwählte Jüngling die Fackel in der Hand, ſich zwiſchen Schutt und Trümmerwerk hindurch arbeitend, ein enges Kellerchen betritt, wo er vor allen Dingen eine kleine verroſtete Kiſte entdeckt,

hierauf, nicht weit davon, Frau Irmels unheilvolle Kette und endlich — o Entzücken! ein helles Häuflein Gold, ſeine Dukaten! — fürwahr das ſind köſtliche Scenen, deren getreue Ausmalung ſich wohl verlohnen würde. Allein das Wichtigſte iſt noch zurück. Der Irmelgeiſt, je näher die erſehnte Stunde kam, verdoppelte, wie man leicht denken kann, ſein Seufzen, ſeine Ungeduld. Auf alle Fälle mußte der edle Jüngling noch um Mitternacht in ſeine Werkſtatt gehn, die Kette herzuſtellen; ein kitzliches Geſchäft, wobei er jeden Augenblick beſorgte, daß ihm der Geiſt über die Schulter gucke, ob auch die Arbeit fördere. Das Bräutchen war ihm hier der größte Troſt: ſie hielt ihm vermuthlich das Licht. Nachdem er fertig war, ſchickte das vielgetreue Paar ſich an, das Lezte und Bedenklichſte ſelbander zu beſtehen. Joſephe knüpfte ſich und ihrem Liebſten die magiſche Leibbinde um, die zwar nicht jede Gänſehaut verhüten, doch ſonſt vor böſen Einflüſſen bewahren konnte. So zog denn Bräutigam und Braut, die goldne Kette zwiſchen ſich haltend, dem Sichelfluſſe zu, wo das Kleinod mit ſtillen Segensſprüchen den Wellen übergeben ward. Wie ſich der Geiſt dabei benommen und wie Frau Irmels Dankſagung gelautet, muß freilich dahin geſtellt bleiben. Genug daß ſie zur Ruhe kam. — Begierig wäre ich, was in dem eiſernen Kiſtchen geweſen, und faſt noch mehr, was für niedliche Dinge das Waidfeger-Volk in die Niſchen und Ritzen

des königlichen Schatzgewölbs verſteckt haben mag. Zuverläſſig fand man auch der Waidekönigin ihr Krönlein darunter, das ich mir ſo geſchmackvoll, ſo zierlich vorſtelle, daß es Herrn Arbogaſt gleich als Modell zu ſeiner größern Arbeit dienen konnte, von der die Welt behauptet, ſie ſei ein Meiſterſtück der Kunſt; wo aber eigentlich der Künſtler die unvergleichlichen ſonſt nie geſehenen Formen dazu hernahm, hat er den Leuten freilich nicht geſagt und kann auch billig unter uns bleiben."

Der Hofrath lächelte und ſprach: „Sie haben in der That bis auf einige Kleinigkeiten meine Geheimniſſe ſo artig errathen, daß ich mich wirklich darüber wundern muß und kein Bedenken trage, hiemit das Märchen für geſchloſſen zu erklären."

Nun aber trat der Oberſt auf und ſagte: „Zwar ſollte man das Wunderbare, das die Erzählung hat, und deſſen, für ein Märchen, eher zu wenig als zu viel ſein möchte, auf keine Weiſe ſchmälern, doch kann ich nicht umhin, noch eine Thatſache nachträglich anzuführen und hiemit zu verſichern, daß, wie ich auf's Beſtimmteſte von einem Augenzeugen weiß, vor etwa zwanzig Jahren wirklich Nachgrabungen in jener Gegend Statt gehabt. Man fand zwar kein eigentliches Gewölbe, wohl aber einen langen, noch ziemlich gut erhaltenen Gang. Derſelbe zog ſich unterirdiſch noch eine Strecke in den Wald hinein, wo er ſich über einer wilden, faſt unzugänglichen Bergſchlucht

öffnete. In dieſem Gange nun, nicht weit von der gedachten Oeffnung entdeckte man verſchiedene, zum Theil koſtbare Gegenſtände, die ſchwerlich anders als durch Raub dahin gekommen ſein konnten. Bekanntlich hauſ'te Faligan, der berüchtigte Räuber, eine Zeitlang in dieſem Revier und wahrſcheinlich war er damals der einzige Menſch, welcher um jenen Schlupfwinkel wußte; er hinterlegte dort vielleicht einen Theil ſeiner Beute und ſtarb darüber auf dem Rad. Wer weiß, ob nicht nachher ein zweiter Faligan das Loch gefunden und ob nicht dieſer eben Herrn Arbogaſts Felleiſen ſo glücklich operirte."

Indeß nun die Geſellſchaft ſich hierüber ſtritt, war der Hofrath ſtill hinausgegangen, kam aber ſehr bald wieder und ſah ſich rings im Saale um. Man fragte, was er ſuche. „Denken ſie nur!" verſezte er, „ich wollte ſo eben nach meiner Frau ſehen, die ich ſchon längſt im tiefſten Schlafe geglaubt, allein ſie iſt nirgend zu finden."

„Das ſieht bedenklich aus!" ſagte Kornelie, „wenn man ſie Ihnen nur nicht entführte, Herr Hofrath! Sagt nicht Ihr Schatzkäſtlein etwas dergleichen?"

Eine bekannte, angenehme Stimme ſprach hier auf einmal hinter dem Ofen hervor:

„Jag' nit darnach, mach kein Geſchrei,
Und allerdings fürſichtig ſei."

und ſogleich trat zu allgemeinem Jubel Madam Arbogaſt aus ihrem dunkeln Verſteck. Sie dankte ihrem

Manne ſehr anmuthig für alle das Schöne und Gute, das er ihr angedichtet, und ſo genoß man noch einige heitere Augenblicke zuſammen. Inzwiſchen ließ Kornelie im Stillen Joſephens Harfe bringen und ſagte: „Nun könnte, wie mir däucht, die ſchöne Unterhaltung, die uns Ihr Herr Gemal gewährt, nicht lieblicher gekrönt werden, als wenn Sie uns zu guter Lezt ein hübſches Lied zum Beſten gäben.“

„Sehr gerne; befehlen Sie nur.“

„Wohlan, weil ja die ganze Zeit von Geſpenſtern und Kronen die Rede geweſen — ſingen ſie uns den König Mileſint.“

Joſephe ſezte ſich, während die Andern auf die Seite traten. Sie präludirte feierlich, ja ſchwermüthig, und wußte ſogleich eine ernſte Stimmung bei ihren Zuhörern zu wecken. Jezt fing ſie an:

Es war ein König Mileſint,
Von dem will ich euch ſagen;
Der meuchelte ſein Bruders-Kind,
Wollte ſelbſt die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey-Schloß begangen:
O Irland! Irland! wareſt du ſo blind?

Der König ſizt um Mitternacht
Im leeren Krönungs-Saale,
Er freut ſich ſeiner neuen Pracht
Bei'm einſamen Pokale;
Er ſpricht zu ſeinem Sohne:

Noch Einmal bring' die Krone! —
Doch ſchau — wer hat die Pforten aufgemacht!

Da kommt ein ſeltſam Todtenſpiel,
Ein Zug mit leiſen Tritten,
Vermummte Gäſte groß und viel,
Eine Krone ſchwankt in Mitten.
Es hebt ſich ſchwer vom Orte,
Mit Flüſtern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird ſo geiſter-ſchwül.

Und aus der ſchwarzen Menge blickt
Ein Kind mit friſcher Wunde,
Es lächelt ſterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, deß Herze tief erſchrickt.

Darauf der Zug von dannen ſtrich,
Von Morgenluft berauſchet;
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenſter lauſchet.
Der Sohn mit Angſt und Schweigen
Zum Vater thät ſich neigen —
Er neiget über eine Leiche ſich.

Die Harfe klang in traurigen Akkorden aus. Die Sängerin erhob ſich leiſe; das Lied hatte ſichtbaren Eindruck gemacht.

Als bald nachher die Geſellſchaft aufbrach, und Jedermann ſein Licht ergriff, ſprach Arbogaſt noch

mit Kornelien und ſagte ihr Etwas in's Ohr. „Iſt's möglich?“ rief ſie mit Verwunderung, ſo daß die Andern in der Thüre ſtehen blieben. „Wiſſen Sie auch“ fuhr ſie gegen Jene gewendet, heraus: „wer jener verdächtige Wegzeiger war auf der Haide? — Der Ritter von Latwerg! Er wartete auf ſeinen Oſterengel.“

„Was Teufels! So?“ rief der Oberſt. „Nun denn — Gut Nacht, Herr Ritter! Die Hähne krähen ſchon, mich verlangt nach dem Bette!“

Gedichte

von

E. Mörike.

1.

Das Bacchusfeſt.

Hier im traubenſchwerſten Thale
Stellt ein Feſt des Bacchus an!
Becher her und Opferſchale!
Und des Gottes Bild voran!
Flöte mit Geſang verkünde
Gleich des Tages lezten Reſt,
Mit dem Abendſtern entzünde
Sich auch unſer Freudenfeſt.

Braune Männer, ſchöne Frauen
Soll man hier verſammelt ſehn,
Greiſe auch, die ehrengrauen,
Dürfen nicht von Ferne ſtehn!
Knaben, die die Krüge füllen,
Und, daß es vollkommen ſei,
Treten zögernd auch die ſtillen
Mädchen unſerm Kranze bei.

Noch iſt vor der nahen Feier
Süß beklommen manche Bruſt,
Aber weiter bald und freier
Uebergibt ſie ſich der Luſt.
Wahrlich und ſchon mit Entzücken
Iſt der Gott in vollem Lauf,
Baut vor den erwärmten Blicken
Seine goldnen Schlöſſer auf.

Amor, ſeht, hat nichts dawider,
Wenn ſich Wang' an Wange neigt,
Und der Mund im Takt der Lieder
Sich dem Mund entgegenbeugt.
Kommt euch nicht wie Frühlingsregen
Lieblicher Gedankenſchwarm?
Erdenleben, laß dich hegen!
Uns iſt wohl in deinem Arm!

Laßt mir doch den Alten machen
Der ſich dort zum Korbe bückt,
Und den Krug mit hellem Lachen
Kindiſch an die Wangen drückt!
Wie ſein kleiner Sohn geſchäftig
Sorge um den Vater trägt,
Und ihm mit der Fackel kräftig
Den gekrümmten Rücken ſchlägt!

Mädchen! ſchlingt die wildſten Tänze!
Reißt nur euren Kranz entzwei!
Ohne Furcht, denn ſolche Kränze
Flicht man immer wieder neu;
Doch den andern, den ich meine,
Nehmt, ihr Zärtlichen, in Acht!
Und zumal im Mondenſcheine,
Und zumal in ſolcher Nacht.

Aber ſchaut nach dem Gebüſche,
Wo gedrungner Epheu webt,
Wie ſich dort das träumeriſche
Marmorbild des Gottes hebt!
Laſſet uns ihm näher treten,
Schließt mit Kerzen einen Kreis!
Flehet zu ihm in Gebeten,
Doch geheimnißvoll und leis.

Wie er lächelnd abwärts blicket!
Er beſinnet ſich nur kaum;
Herrlicher! dein Auge nicket,
Doch dies Alles iſt kein Traum:
Luna ſucht mit frommer Leuchte
Dich, o ſchöner Jüngling, hier,
Schöpfet zärtlich ihre feuchte
Klarheit auf die Stirne dir.

Und auch wir, o Herr, erſcheinen,
Herz und Mund zu dir gekehrt;
Herr, erkenne doch die Deinen!
Immer haſt du uns erhört.
Laß dir Alle wohlgefallen,
Wie du Jedem wohlgefällſt,
Ueberſchwänglich über Allen
Deine volle Schale hältſt!

Wie der Menſchen ſo der Götter
Liebſter Liebling heißeſt du,
Selber Zeus winkt ſeinem Retter
Herzliches Willkommen zu,
Und Apollo mit der Leier
Rufet Welt und Sternenbahn
Gern aus dem verklärten Feuer
Deines holden Wahnes an.

Und eh' Mars im Kriegerſchwarme
Sich zur Ebne niederläßt,
Schließet er in ſeine Arme
Dich, wie die Geliebte, feſt;
Fühlet nun an Göttermarke
Sich gedoppelt einen Gott,
Dann erſt ruft der Himmliſch-Arge
Todesluſt und Siegerſpott.

Wie dir Alle dienen müſſen,
Schmiegt auch Eros hohe Macht
Leiſe todt ſich dir zu Füßen,
Oder ſchauert auf und wacht.
Dumpf iſt des Olympus Dröhnen,
Aber wie melodiſch Gold
Wird ſein ſtarres Erz ertönen,
Wenn dein Thyrſus auf ihm rollt.

Sprich, wie müſſen wir dich loben?
Soll mit wildgeſchlagner Bruſt
Die Mänade um dich toben?
Fluchſt Du unſrer keuſchen Luſt?
Und daß, in ſich ſelbſt verſunken,
Der Veſtalin gleicht die Nacht,
Wenn ſie einſam, ſchlummertrunken
Noch die heil'ge Glut bewacht?

Gib, o Fürſt, gib uns ein Zeichen,
Daß wir deine Kinder ſind,
Daß wir ſcheu nicht ferne weichen,
Sprich ein Wort nur leiſe lind!
Tritt in unſre bunte Mitte,
Oder winke mit der Hand,
Wandle drei gemeſſ'ne Schritte
Längs der hohen Rebenwand!

Ach, er läßt ſich nicht bewegen...
Aber horcht, es bebt das Thal!
Ja, das iſt von Donnerſchlägen, —
Horch! und ſchon zum drittenmal!
Selber Zeus hat nun geſchworen,
Daß ſein Sohn uns günſtig ſei!
So iſt kein Gebet verloren,
So iſt der Olymp getreu.

Doch nach ſolcher Götterfülle
Ungeſtümem Ueberſchwang
Werden alle Herzen ſtille,
Alle Gäſte zauberbang.
Tretet alſo in Gedanken
Und mit heiligem Bedacht
Aus den purpurſchweren Ranken
In das blaue Schiff der Nacht!

Auf dem vordern Rand erhebe
Sich der Gott und führ' uns an,
Und der Kiel mit Flüſtern ſchwebe
Durch die mondbeglänzte Bahn.
Löſche nun die Fackel, Knabe!
Jeder gönne ſich die Ruh!
Und — der Gott mit ſeinem Stabe
Drückt euch ſelbſt die Augen zu.

2.

Erſtes Liebeslied eines Mädchens.

Was im Netze? ſchau einmal!
Aber ich bin bange:
Greif' ich einen ſüßen Aal?
Greif' ich eine Schlange?

Lieb' iſt blinde
Fiſcherin;
Sagt dem Kinde,
Wo greift's hin?

— Schon ſchnellt mir's in Händen!
Ach Jammer! o Luſt!
Mit Schmiegen und Wenden
Mir ſchlüpf'ts an die Bruſt!

Es beißt ſich, o Wunder,
Mir keck durch die Haut, —
Schießt's Herze hinunter, —
O Liebe! mir graut!

Was thun, was beginnen?
Das ſchaurige Ding,
Es ſchnalzet da drinnen,
Es legt ſich im Ring!
Gift muß ich haben!
Hier ſchleicht es herum,
Thut wonniglich graben
Und bringt mich noch um!

Lieder

von

Karl Mayer.

1.

Der Schmetterling am Regentag.

Mit beigelegtem Flügelpaar
Stellt ſich der Schmetterling mir dar.
Er ruh't noch immer farbenſchön,
Bei grauen Regens Klaggetön.

Oft iſt die Zeit nicht gut genug
Daß ſich die Schönheit ſetz't in Flug.
Oft lang ein Lied im Herzen ruht,
Eh' es entſchwebet wohlgemuth.

2.

Des Vogels Schatten.

Einſt war mein Blick ſo unbeſchränkt,
Nun ruht er, auf den Weg geſenkt,
Als ob ein trüber Geiſt ihn banne
Auf dieſes Pfades nächſte Spanne.

Sonſt ſchwärmt' er mit dem Vogelflug,
Der ihn zu blauen Höhen trug.
Ach jezt, was fuhr vorbei dem matten
Den Weg hindurch? — Ein Volgelſchatten!

3.

Der ſtille Streit.

Sanft wechſeln manch geheimes Wort
Der Dörfer ferne Kirchenglocken.
Ich horche drauf am Blumenbord
Beim Fallen ſüßer Blütenflocken.
So ſpielt um mich in leiſem Streit
Vergänglichkeit und Ewigkeit.

4.

Luftgezitter.

Nicht die weiße Wolke nur
Schwebet durch die Himmelsflur;
Nicht der Schmetterling allein
Tanzt im Schmelz und Sonnenſchein.

Nicht der Vogel huſcht nur queer
Durch das blaue Lüftemeer;
Dieſes mit dem Sonnenglanz
Freut ſich ſelbſt in ſtillem Tanz.

5.

Das ferne Wort.

In der Kirche Segensort
Sind ſie jezt erbaut vom Wort.
Daß der Lehrer ſchon es ſpende,
Zeigt des Ferngeläutes Ende.

Einſam von dem Wald umwürzt
Seh' ich mich um's Wort verkürzt,
Aber ernt' in Waldeskühle
Unausſprechliche Gefühle.

6.

Die Schwalbe.

Unterm Fenſter liegend
Träum ich mich zu Wald,
Wenn vorüberfliegend
Vogeljubel ſchalt.

Gern wir Menſchenkinder
Flögen mit hinaus;
Doch um ſo geſchwinder
Flieht ihr unſer Haus.

Vögel, recht zum Hohne
Ruft ihr mir vorbei,
Daß es, wo ich wohne,
Euch nicht wohnlich ſei

Und ſtatt Gegenliebe
Zeigt ihr mir nur Scheu. —
Welches Vöglein bliebe
Einem Menſchen treu?

Schwälbchen, du da? — niſte
Schnell am Fenſter hier!
Mildre das Gelüſte,
Mitzuſchwärmen, mir!

7.

Enttäuſchung.

Wieſen in des Morgens Weihe,
Wald, gelehnt an ihren Plan
Weiße Dörfer nach der Reihe
Grüßen friſchbetagt mich an.

Zum Gemälde wird mir Alles,
Hingezaubert vor das Herz;
Doch die Redlichkeit des Halles
Macht die Malerei zum Scherz.

Triumphirend Hähne krähen
Aus der Ferne zu mir her,
Daß ihr Dorf nicht blos zum Sehen
Hingemalt ſei, freudenleer.

8.

Mein Lied.

Wie gern ſich doch mein Lied enthält
Des Fluges in die große Welt!
Ja, Echo, wirf mein Lied vom Glück
Des Thales nur in's Thal zurück!

9.

Das alte Lied.

„Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte!
Iſt Der ein Menſch, den ſie nicht rührt?“
Ein altes Lied, doch im Gemüthe
Noch immer wärmend nachgeſpürt.

Die Morgenbienen lang ſchon raunen
Das alte Thema mir in's Ohr,
Nun ſchallen mir's die Thurmpoſaunen
Auch aus dem grauen Städtchen vor.

Ein Greis, den Laut recht einzutrinken,
Hält dort im Feld die Hacke ſtill,
So wie auch mir der Griffel ſinken,
Der Geiſt ſich aufwärts richten will.

10.

Das Land der Arbeit.

Nirgends grüßt hier Sorgenſtille,
Arbeit iſt das Volksgepräge.

Lächelnd ſtehet die Idylle
Nirgends hierzuland am Wege.

Doch, was ſag' ich? — Wär' ein Märchen
Hier der Mutterkuß? im Stillen
Küßte Abends ſich kein Pärchen? —
Liebe lebt auch hier Idyllen!

11.
Zeitverlauf.

Heuſchrecken ſpringen durch die Wieſe
Und zeigen, wie die Zeit verfließe,
Ein Uhrwerk, das nicht ſtille ſteht,
Ein ſichtbar Hüpfen der Sekunden,
Auch von der Zeitloſ' ſtill empfunden,
Die bald im Thale nun vergeht.

12.
In Wäldermitte.

Zeitloſen liegen hier zerknickt
Frühmorgens im Waldwieſenthau.
Wer ſpielte mit ſo ungeſchickt
Dem zarteſten Gebild der Au?
Ich ſelber; denn das ganze Weh
Schuf ein von mir geſchrecktes Reh.

Vermiſchte
Gedichte.

1.
Macht der Schönheit.

Aller Diamanten ſchönſte,
Die, gleich Sternen, Feuer ſtrömen,
Leuchten nicht, wie liebe Augen.
Alle Perlen und Korallen,
Die die Meere in ſich ſchließen,
Reizen nicht wie ſchöne Wangen
Und wie rothe Lippen reizen.
Aller Länder Seide feſſelt
Nicht, wie zarte Locken feſſeln.
Wie ein reiner Buſen blendet
Blendet nicht Carrara's Marmor;
Und kein Feuer brennet heißer,
Als der erſte Kuß der Liebe.

Friedrich Heiler.

2.
Der Hoffende.

(Den 11. Dez. 1833).

So eben fiel das letzte Blatt
Von meiner Lieblings-Eiche;

Schon lange hing es welk und matt
Am mütterlichen Zweige.

Die Stürme zerrten Tag und Nacht
Daſſelbe hin und wieder:
Nun hat ſich's endlich losgemacht,
Und ging zur Erde nieder.

Bald fall' auch ich, ein müdes Blatt,
Vom ſchönen Lebens-Baume,
So welk, wie du, wie du ſo matt,
Und unvermißt im Raume.

Die Stürme toben Tag und Nacht,
Sie kehren ſtärker wieder:
Bald hab' auch ich mich losgemacht,
Und geh' zur Erde nieder.

Fr. Heiler.

3.

Erklärung.

Ich lebe nur um dich zu lieben,
Lieb' ich dich nicht, ſo bin ich todt:
Mein ganzes Weſen iſt umſchrieben
Von dieſem heiligſten Gebot.

Heinr. Kern.

41.

Der Frühling.

Ihr ſagt, der Frühling ſei ein zarter Knabe,
Und mir erſcheint er als ein rauher Krieger:
Denn immer, wenn der Holde ankam, habe
Geſehn ich aufziehn ihn als einen Sieger.

Die Gräslein, wenn ſie aus dem Boden ſprießen,
Die Hälmlein, wenn ſie durch die Schollen ſtechen,
Die gleichen Schwertern nur und lauter Spießen,
Als wollt' ein junger Ritter Lanzen brechen.

Die gelben Sterne, die zuerſt ausſchlagen,
Sind goldne Orden ſeiner Offizire,
Voran ſind weiße Schneeglöcklein getragen,
Daß zu dem Feldzug man auch muſizire.

Ernſt Rapp.

5.

Belehrung.

Ein ſchönes, buntes Vögelein
Auf einer Trauerweide ſingt,
Es iſt ſo niedlich, lieb und klein,
Und ſein Geſang ſo fröhlich klingt.

Die Trauerweide trauert fort,
Sie wird durch Freude nicht geſtört,
Doch hab' ich mir ein goldnes Wort
Aus dem Geſang herausgehört:

„Der Scherz iſt beſſer als der Schmerz,
Hoch über Schmerzen ſchwing' dich auf,
Das lieblichſte Geſchenk iſt Scherz
Für dieſer Welt verworr'nen Lauf.“

Fr. Richter.

6.

Liebe.

Die Roſe glüht,
Der Herbſtwind zieht,
Und ſtreift ſie ab;
Sie ſinkt in's Grab.
So fallen die Blüten der Liebe,
Der Himmel wird trübe.

Die Quelle rauſcht,
Das Mädchen lauſcht
Am Blumenrand;
Sie verliert ſich im Sand.
So verhallen die Töne der Liebe,
Der Buſen wird trübe.

Das holde Licht
Aus Oſten bricht,
Des Tages Pracht,
Sie ſinkt in Nacht.
So erlöſcht das Feuer der Liebe;
Das Auge wird trübe.

Das Leben ſchäumt,
Die Zeit nicht ſäumt,
Dein Haupt ſich neigt,
Der Hügel ſteigt.

Nicht Schmerz, nicht Wonne der Liebe
Dir übrig bliebe.

C. G. Hölder.

7.
Der wahnſinnige König.

Es wohnt ein König im Meeresthurm,
Ein König, dem iſt der Thron geraubt,
D'rum ſchauet er ſtützend das greiſe Haupt
Hinaus, laut klagend beim Wogenſturm.

Und ſteigt die Sonne aus blauem Meer,
Da wähnt er zu ſchauen den Königskranz,
Als ſtral' er im Meer' in goldnem Glanz
Er greift in die Locken und ſeufzet ſchwer!

Es brauſen die Wogen in finſtrer Nacht,
Sie ſprützen hinauf am Königsthurm;
Es rollt der Donner, es tobt der Sturm,
Der König iſt d'ran vom Schlaf erwacht.

Da ruft er hinaus vom zitternden Thurm:
„Was tobt's und donnert's in meinem Reich,
Mein Volk, ich gebiete dir Ruhe ſogleich!“
Und lauter und ſchrecklicher donnert der Sturm.

Und es brauſet, der König voll Zorn erblaßt:
„Da mag es wohl gelten, ich muß hinaus,
Sie achten nimmer das Königshaus!“
Er ſtürzt hinunter, der Wirbel ihn faßt.

Aug. Lebret.

8.

Orientaliſche Weiſe.

Ueber'n See hin ſchwimmt der Nachen,
Silbern klingen Ruderſchläge,
Weht ein lilienweißes Segel,
Stralt ein goldner Halbmond drinnen.

Auf dem weichen ſeid'nen Divan
Ruht der große Herr von Bagdad,
Hat im Arm die ſchönſte Buhle,
Spielt mit ihren ſchwarzen Locken.

Warme Abendlüfte ſäuſeln,
Aus den Wellen hauchen Blumen,
Auf der ſchönſten Buhle Wangen
Scheint die untergeh'nde Sonne.

Und aus ihrer Augen Dunkel
Glühen liebefeuchte Sterne,
Thränen ſchmachten d'rin wie Perlen,
Schmachten zu dem Herrn von Bagdad.

Heit'res, wohlgefäll'ges Lächeln
Schimmert über ſeine Mienen,
Und er zieht an's Herz die Schöne,
Auf die ſel'ge Stirn ſie küſſend.

Ueber'n See hin ſchwebt der Nachen,
Silbern klingen Ruderſchläge,
Weht ein lilienweißes Segel,
Stralt ein goldner Halbmond drinnen.

H. Looſe.

9.

Der Gürtel.

„Den Gürtel ſo reich und glänzend
Durchwirkt mit Gold und Geſtein,
O nimm ihn und laß deine Liebe
Meine Morgengabe ſein!“

So ſpricht ſie im keimenden Frühroth
Zu ihrem Herrn und Gemal,
Hebt bittend zu ſeinem Blicke
Des liebenden Auges Stral.

Und wie vorüber ein Monat,
Eine Dirne ſie erblickt,
Die iſt mit dem Liebesgürtel,
Den ſie ihm wirkte, geſchmückt.

„Iſt das die Lieb' und Treue,
Du kalter, unſeliger Mann,
Der mit meinem Liebesgürtel
Eine Buhlerin ſchmücken kann?

„Hab' ich mit Kuß und Thränen
Das Gewebe genetzet ſo reich,
In Dunſt ſind ſie verflogen,
In Dunſt ſeine Liebe zugleich.

„So durchglühe mir Haß die Seele,
Meine Liebe verwehe zu Rauch,
Es werde der Liebesgürtel
Sein Todesgürtel auch!“ —

Sie hat den Gürtel in Händen,
Wiegt ihn mit grimmer Luſt,
Sie blickt ihn an, ſie lächelt,
Birgt ihn an ihrer Bruſt.

Und ſie ſetzt ſich neben den Gatten,
Zum Mahl im ſchimmernden Saal:
„Willſt Du nicht trinken und trinken,
Geliebter Herr und Gemal?“

Und er trinkt den Wein, es ſchlummern
Ihm bald die Augen ein:
„Bringt meinen Gemal zu Bette,
Und laßt mich mit ihm allein!“

Da nimmt ſie hervor den Gürtel,
Den ſie im Buſen birgt.
Und mit dem Gürtel der Liebe
Den Gatten ſie erwürgt.

C. Fezer

10.

Ständchen.

Da komm' ich her in Nächten mild,
Und ſing' und wag' es kaum,
Wie Sternenglut in's Mondlicht quillt,
Sing' ich in deinen Traum.

Und haſt du meiner nie gedacht,
Was iſt nun mehr mit mir?
Doch komm' ich her in ſtiller Nacht
Und ſing' empor zu dir.

Ein Sehnen zieht zu dir mich hin,
Das macht mich todeswund,
Ach zieht mich, Herzenskönigin,
Bald in der Erde Grund.

Und Lied und Liebe ſinkt hinab,
Doch keines ſchlummert ein;

Dann laß im Garten hier mein Grab
Vor deinem Fenſter ſein.

Und ſchauſt du in die Nacht hinaus,
Dann ſteh' ich wieder hier,
Entſtiegen meinem kühlen Haus,
Und ſing' empor zu dir. L. Seeger.

11.

Einziger Wunſch.

Eines möcht' ich nur erwerben,
In des Lebens Kampf und Noth;
Wollte leiden d'rob und ſterben,
Und vergehn in ew'gem Tod!

Eine fromme, liebe Seele
Mein zu nennen, einzig mein! —
Doch mein armes Herz verſchmachtet:
Nimmer kehrt hier Liebe ein.

Ach! daß mein Auge könnte weinen,
Eh' mich des Lebens Sturm verweht,
Daß ich die Hände lernte einen
Zu kindlich-brünſtigem Gebet!

Doch Alles iſt hinweggeriſſen
Von meiner Jugend Zorn und Glut:
Was bleibt mir noch? — Verzweifeln müſſen,
Wenn Gott hier nicht ein Wunder thut.

Wohl wüßt' ich Eins, was meine Hölle
Verwandelte in Himmelsluſt,
Die einzig klare, heil'ge Quelle,
Um rein zu waſchen meine Bruſt.

Ein Mädchen, das mit ſtiller Liebe
Mein eigen wär', auf ewig mein,
Aus deren Auge fromme Liebe
Fiel' in mein wildes Herz hinein:

Sie möcht' ich in des Fluches Stunde,
Wenn ſich des Zweifels Teufel regt,
Wenn wieder brennt die alte Wunde,
Wild auf in blutigen Flammen ſchlägt:

Sie möcht' ich finden auf den Knien
Vor einem heil'gen Chriſtusbild,
Ihr Auge ſchau'n voll Andacht glühen,
Die ganz ihr Herz und Sinnen füllt.

Und neben ihr würf' ich mich nieder,
Und blickte in ihr Aug' ſo kar: —
Da könnt ich beten, weinen wieder,
Wär' aller meiner Sünden baar!

A. Helfferich.

12.

An die Moosroſe.

Beſcheiden ſtets erſcheinſt du edle Roſe,
Beſcheidenheit nur heißt dich früh verblüh'n.
Du eineſt Sanftmuth mit der Jugend Glüh'n;
Doch birgſt du deinen Reiz in duft'gem Schooße.

Erröthend ſiehſt du aus dem dunkeln Mooſe
Doch blickt in's Tiefſte dir gar frech und kühn
Der Sonne feurig Auge; zu entzieh'n
Dich ihr, wähnſt du vergebens; o die Loſe!

Sie löſ't den mooſ'gen Schleier, deine Hülle:
Die höchſte Pracht läßt ſich in dir nun ſeh'n,
Dein ſüßer Duft erfüllt die luft'gen Hallen.

Doch ſieht man kaum dich in der ganzen Fülle,
So meinſt du prahlend ſchon vor uns zu ſtehn,
Und läſſ'ſt die zarten Blätter ſchamroth fallen.

Friederike M.

13.

Die Thränenweide.

Nicht paſſend ſcheint mir auf dem Todeshügel
Die Thränenweide mit geſenktem Haupt.
Der Himmel drückt ſo ſchwer die grünen Flügel,
Ihr iſt der Muth emporzuſeh'n geraubt.

Zu ſtreben aufwärts ſollte ſie nicht ſcheuen,
Gleich jenem Geiſt, deſſ' Hingang ſie uns weiſ't:
Pflanzt lieber Lilien mir auf's Grab, ſie ſeien
Geweiht als Sinnbild dem entſchwund'nen Geiſt.

Friederike M.

14.

Bei Nacht.

Nun hat die heil'ge Mutter Nacht
Viel tauſend Augen aufgethan,
Auf daß der Sohn, der unten wacht,
Getroſt die ſeinen ſchließen kann.

L. Mezger.

Epigramme

von

H. Wagner.

1.

Stern an Stern.

„Ei ſchaut den ſchwerbelad'nen Herrn!
Auf ſeiner Bruſt glänzt Stern an Stern.
Wer iſt's? das ſage, wer ihn kennt.“

Ich nicht; — allein
Kein Andrer kann's wohl ſein,
Als Atlas, welcher trägt das ganze Firmament.

2.

Graf von Thüngenthal.

Im Adel wohnt' einſt Muſengunſt;
Graf Thüngenthal iſt Feind der Kunſt,
Und will, was friſtet ihr das Leben,
Zum Salz den armen Bauern geben,
Welch Mitleid, Freund, woher, wozu? —
Der Bauer hat mehr Salz als Du.

3.

Schillers Grabſchrift.

Hier liegt im Sänger Schiller begraben
Ein deutſcher Elias, der Stolz der Schwaben.
Wohl Mancher mag „mein Vater!“ lallen,
Auf den ſein Mantel nicht gefallen.

Digitized by Google

Cordelia.

Novelle

von

A. Treuburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zwei junge Deutſche, die ſchon früher auf einer vaterländiſchen Univerſität Freunde und, bis auf einen gewiſſen Grad, Vertraute geworden waren, hatte neuerdings ein fröhliches Wiederſehen vereinigt. Der Eine, Wilhelm, hatte von der Abſicht, ſich irgend einer Brodwiſſenſchaft zu widmen, frühe abgelenkt und ſich der Kunſt ergeben. Studium der alten Poeſie und beſonders der Antike war es, was ihn ſeit einem Jahr in Rom faſt ausſchließlich beſchäftigte. Die Vorliebe für ſchöne Wiſſenſchaften war es auch, worin ſein Freund Theobald ihm begegnet war, ſo ſehr ſie ſonſt in ihrer geiſtigen Richtung von einander abwichen. Denn der Leztere hatte ſich, unbefriedigt durch einen äſthetiſchen Dilettantismus, ernſteren Forſchungen, beſonders der Philoſophie zugewendet, und jezt erſt, nachdem er ſich eine feſte und nachhaltige Bildung erworben zu haben glaubte, hatte ihn ſeine alte Neigung in das Land der Kunſt und Schönheit gezogen.

Es waren kaum acht Tage ſeit Theobalds Ankunft in Rom verfloſſen, ſo war er durch Wilhelm

ſchon mit den meiſten von deſſen dortigen Freunden bekannt geworden. Zu dieſen gehörte ein deutſcher Arzt, im vertrauten Kreiſe Chriſtoph genannt, deſſen gemüthliches Entgegenkommen den neuen Gaſt ſogleich angezogen hatte. Er zählte bald vierzig Jahre, und pflegte auf die Frage, was er in Rom wolle, nach ſeiner wunderlichen Manier in einem abſichtlichen Wirrwarr zu antworten.

Dieſen Freund beſuchten jene Beiden eines Mittags, da er Theobald eingeladen hatte, ein ſchönes Gemälde, das er beſitze, zu betrachten. Es war offenbar ein meiſterhaftes Werk, vor das er den Erſtaunten treten hieß; König Lear mit dem Narren in der Sturmnacht. „Wie oft habe ich doch ſchon den Gedanken gehabt, rief der freudig Ueberraſchte, wie ſchön dieſer Moment von einem Maler ſich müßte darſtellen laſſen, und nun ſtehe ich vor einer Wirklichkeit, die alle meine Erwartungen übertrifft! Armer Greis, da ſtehſt du, dem Toben der Elemente Preis gegeben; der Blitz ſpeit ſein zackiges Feuer, der Donner rollt, der Regen ſtürzt in Strömen herab. Doch ſie ſollen nur wüthen, ſie ſind ja nicht deine Töchter, ihnen gabſt du kein Reich und nannteſt ſie Kinder! Der Sturm wühlt dir im weißen Barte und in den ſpärlichen Locken des Haupts, er will dir den Königsmantel vom Leibe zerren, dunkler Wahnſinn kräuſelt bereits deine hohe Stirn in unheimliche Fältchen. Und doch biſt du noch immer der große König, vor

deſſen mähendem Schwerte einſt die Feinde hüpften, immer noch jeder Zoll ein König!“

„Die Lichter ſind aber doch etwas zu grell,“ ſagte Wilhelm. „Meinſt du? antwortete Theobald. Das iſt gewiß eine falſche Anwendung gewiſſer gangbarer Begriffe. Kann das ſcheue Licht des Blitzes eine ſolche Schreckensnacht, eine ſolche Geſtalt wahrer und treffender beleuchten, als wir es hier ſehen? Und ſieh doch, wie dieſe ſeltſame Beleuchtung den gemiſchten Ausdruck auf dem Geſichte des Narren ſo herrlich vollenden hilft!“

„Der Narr gefällt mir auch beſonders, ſieh' ihn einmal recht an,“ bemerkte Wilhelm. Theobald konnte die Verbindung von Furcht und Schelmerei, von herzinniger Gutmüthigkeit und dialektiſchem Verſtande, von Sinn und Unſinn nicht genug bewundern, die in dieſen Geſichtszügen geſchrieben ſtand. „Seht doch den armen Burſchen; die Knie ſchlottern ihm, eine Gänſehaut rieſelt an ihm hinunter, er kann die Augen vor dem Regen ſchier nicht öffnen, und doch kann er den Schalk nicht laſſen; er möchte vor Mitleid mit dem König und ſich zu Grunde gehen, und doch quält er ſich und ihn mit ſeinem ſinnvollen Unſinn. Er möchte weinen und ſcherzt, er denkt der guten, armen Cordelia. Welche Wirkung hat der Maler beſonders durch die Fältchen an den äußeren Winkeln der halb zugedrückten Augen hervorgebracht!

Sollen wir lachen oder ſchaudern über dieſe witzige Nemeſis in der Narrenkappe? Wer dieſen Narren und dieſen König neben einander ſtehen ſieht, der, meine ich, ſieht nicht nur den Grund-Gedanken dieſes Trauerſpiels, ſondern das Trauerſpiel verkörpert."

„Jezt iſt er im Zuge, unterbrach ihn Wilhelm, jezt wird er uns die Idee des Drama's auseinanderſetzen, wird uns nach Solger die hohe Bedeutung der Ironie einſchärfen, und wir hören eine ganze Vorleſung über Aeſthetik." Theobald ließ ſich gerne unterbrechen, denn ein neuer Gegenſtand hatte ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt. Je genauer er die Phyſiognomie des Narren betrachtete, deſto mehr drang ſich ihm eine, nur wenig verdeckte, Aehnlichkeit mit Chriſtophs Zügen auf; er fixirte verwundert bald dieſen, bald das Bild. „Nicht wahr, du merkſt es auch? ſagte Wilhelm, aber er geſteht Nichts." „Zufall, Zufall!" rief Chriſtoph mit einem tiefen, aus der Bruſt hervorgeholten Lächeln, das Wilhelm ein gründliches Lächeln zu nennen pflegte; „da, ſehet lieber den herrlichen Kopf des Lear noch einmal an. Lear iſt ganz Temperament, in deſſen Zeichnung ja Shakespear beſonders Meiſter iſt. Er iſt prachtliebend, tapfer, großmüthig, herzlich, kindlich, eigenſinnig, jähzornig, hört gerne Schmeicheleien; er verſtößt ſeine geliebteſte Tochter um eines wahrhaft albernen Grundes willen, und da er ſie wiederfindet, will er ſich mit ihr im Gefängniß an der vergoldeten Fliege freuen, die am

Fenſter ſpielt. In dieſer Herrſchaft des Temperaments liegt auch ſeine Schuld. Es iſt Altersſchwäche, ſagt Regan, doch hatte er von jeher nur dürftige Selbſt- kenntniß. Er iſt daher bei jedem Anlaſſe der tiefſten Alteration ausgeſezt, und dies iſt der Punkt, an wel- chem der Wahnſinn ihn packt."

Während Chriſtoph durch dieſe Bemerkungen ſichtbar bemüht war, weiteren Fragen auszuweichen, ſtand Theobald in tiefes Sinnen verloren. „Sonder- bar, begann er endlich, auch dieſer Kopf des Lear hat mir etwas ſo Bekanntes, deſſen ich mich doch nicht entſinnen kann; ſo ſagen Sie mir doch, wer iſt der Künſtler, wie kam das Gemälde in Ihre Hände?" Chriſtoph hinkte mit einer komiſchen Behendigkeit ſei- ner Beine, deren eines etwas kürzer war, auf und nieder, und ſagte: „Das iſt ein eigener Caſus. Dieſes Gemälde hat eigentlich Niemand gemacht; denn Der- jenige, der es gemacht hat, war ein Anderer, als Derjenige, der er war. Da aber ein Anderer, als ein Derjeniger, eigentlich gar kein Derjeniger iſt, ſo war er alſo gar kein Derjeniger. In jedem andern Falle würde ich ſagen, ich habe es durch Raub, Be- trug, Diebſtahl an mich gebracht." In dieſer Weiſe fuhr er fort zu faſeln, ſo lange von dem Gegenſtand die Rede war, während Wilhelm vergebens gegen den Eigenſinn eiferte, mit dem er die Herkunft des ſchö- nen Bildes verſchwieg. Endlich machten die drei Freunde ſich auf den Weg, um nach einem kleinen

Spazirgange ſich mit einigen Bekannten in einer Oſterie bei trefflichem Albaner-Wein zu verſammeln.

„Vor Allem nun, o Edler, ſagte Wilhelm, indem er Theobalds Arm faßte, erwäge, daß du nicht ſowohl in Halle, Berlin, Königsberg, als vielmehr in Italien biſt.“ „Sehr treffend bemerkt, fiel Chriſtoph ein; überlaſſen wir uns hier keinen unklaren, unlogiſchen Begriffen, vielmehr gründlich betrachtend und unterſuchend ſtellen wir den Satz auf: Italien iſt Italien.“ „Faſt käme ich nun in Verſuchung, entgegnete Theobald, euch zu beweiſen, daß Italien nicht Italien ſei. Denn wenn ich nun doch einmal von euch zum Märtyrer der Philoſophie auserkoren bin, ſo ſollt ihr's auch büßen. Die ächte und wahre Logik nimmt das Prinzip des Widerſpruchs als fortbewegendes Element —“ „Ich bitte, flehe, beſchwöre dich,“ rief Wilhelm, und hielt dem Sprechenden mit einem verzweifelten Drucke den Mund zu. „Nun, heute muß ich mir ſchon Etwas gefallen laſſen, fuhr Theobald fort; aber laß mich im Ernſte ſprechen: wenn du meinſt, mein Hegel habe mir die Phantaſie ausgetrocknet und mich zum friſchen Genuſſe des Schönen untüchtig gemacht, ſo iſt Dies eben ein Beweis, daß du, Geliebteſter, zu wenig lieſeſt.“ „Davon ein andermal mehr, erwiederte Wilhelm, laß mich doch nur die gehörigen Folgerungen aus meinem obigen Satze ziehen.“

Die Monſtranz wurde hier an den Sprechenden vorübergetragen. Die Geſichtszüge des wohlbeleibten

Prieſters zeigten jene glatte Süßigkeit, unter deren Oberfläche der Fanatismus zu lauern pflegt. Das Volk warf ſich nieder; eine Mädchengeſtalt lag unter den Knieenden, mit dem ſchönſten Ebenmaß der Glieder hingegoſſen; während ſie ihr Gebet flüſterte, fiel ein brennender Blick aus ihren ſchwarzen Augen auf Wilhelm, der ihn mit einem Zeichen ſeiner Hand erwiederte. „Siehſt du, ſagte er dann zu Theobald, da haſt du den Prieſter und die guten frommen Leute mit einem Blicke betrachtet, als läge dir eine ganze Philippica über Katholizismus und Aberglauben auf der Zunge.“ „Ich zweifle ſehr, erwiederte Theobald, ob unſere Reformatoren mich für einen guten Proteſtanten gelten laſſen würden; aber das iſt wahr, ich bin nicht tolerant, ich haſſe dieſe Kirche, die ein krankhaftes, längſt erſtorbenes Daſein im unbegreiflichen Widerſpruch mit allen Fortſchritten des Geiſtes behaupten will, ich empöre mich über die tiefe Schmach der Knechtſchaft, in die ſie die Geiſter bannt. Haſt du dieſen Prieſter beobachtet? Haſt du dieſe Süßigkeit in ſeinem Geſichte, dieſen Honigſeim, dieſen klebrigen Thran der ſeligen Pfaffenfreundlichkeit geſehen, der unter ſeiner Oberfläche vom Blute gemordeter Ketzer trieft?“ „Eben dieſen proteſtantiſchen Eifer, ſagte Wilhelm, mußteſt du in Deutſchland zurücklaſſen, zumal da er mit einer engherzigen und ſpießbürgerlichen Moral zuſammenhängt. Dort zanken ſich, wie ich höre, eben jezt die Theologen über

Proteſtantismus und Katholizismus. Was wiſſen die von der Sache! Es iſt freilich ein großer Gegenſatz, aber er liegt nicht in einzelnen Dogmen. Vielmehr muß man erſt Liebſchaften mit katholiſchen Weibern gehabt haben, wenn man ihn verſtehen will; man muß erfahren haben, daß ihre Seele, ſo zu ſagen, keinen Boden hat.“ „Unſer gelehrter Freund Wilhelm, bemerkte Chriſtoph, ſchreibt gegenwärtig an einem großen Werke, betitelt: Darſtellung des Gegenſatzes zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus, gegründet auf ſorgfältige und gewiſſenhafte Experimente an katholiſchen Weibern, von einem Proteſtanten.“ „Und noch Etwas, ſezte Wilhelm lachend hinzu: du ſprachſt ſonſt ſo viel von Zweifeln, Kämpfen des Bewußtſeins; dieſer alte Sauerteig —“ „Richtig, ich kenne Das, fiel Chriſtoph ein, dieſes Drängen, Drücken, Zwicken, Bohren des innern Menſchen —“ „Dieſes, ſchloß Wilhelm, muß in Italien ebenfalls über Bord geworfen werden.“ „Damit, ſagte Theobald, bin ich, Gott ſei Dank, im Reinen; die Philoſophen haben mich krank gemacht, aber auch geheilt.“

Nachdem ſie unter ſolchen Geſprächen die Oſterie erreicht hatten, ſtellte ſich nur Einer von den erwarteten übrigen Freunden ein, welcher freundlich grüßend, Theobald noch unbekannt, eintrat und von Chriſtoph beſonders heiter empfangen wurde. Es war ein bejahrter Mann mit grauen Haaren, der Theobald als ein Maler, Namens Friederich, vorgeſtellt wurde; ſeine

wohlwollenden Züge, die einen ſanften Ausdruck von Frömmigkeit trugen, ſeine ruhige, klare Rede gewannen ihm ſchnelle Theobalds Herz. Das Geſpräch lenkte ſich auf den Gegenſatz der klaſſiſchen und romantiſchen Richtung in der Malerei. Wilhelm kämpfte entſchieden für die erſtere, Friederich hielt zum romantiſchen Panier und Theobald ſuchte zu vermitteln. Als Friederich behauptete, die unbefangene Darſtellung der reinen Natur ſei für uns verloren, als er den Grund dieſer Veränderung in dem Geiſte der chriſtlichen Religion nachzuweiſen ſuchte, und erklärte, daß ſeit dem Einen Worte des Täufers „thut Buße und gehet in euch“ die klaſſiſche Naivetät Ein- für allemal hinter uns liege, ſo brach Wilhelm aus: „O Buße und Sünde! Was ſoll noch aus der Kunſt werden, wenn ſie Fleiſch und Sinne verdammt, ſehnſuchtſterbende, demuthzerſchmolzene Köpfe auf eingemummte Körper ſezt und die klare Sicherheit der Geſtalten zur abſtrakten Durchſichtigkeit eines Elfenleibs verklärt!“ „Apropos, Elfen gibt's, fiel Chriſtoph ein, ich hab' einmal welche geſehen.“ Man beſtürmte ihn, zu erzählen; er begann:

„Ich kam Abends — wo, ſage ich nicht — im Pfarrhauſe an. Man lud mich ein, in den Garten zu treten, wo eine fröhliche Geſellſchaft von jungen Leuten in der Laube ſcherzte. Man erzählte Geſpenſtergeſchichten, und ein Schelm hatte ſo eben das Licht ausgelöſcht, als ich eintrat. Ich ſezte mich im

Dunkeln nieder, ohne meine nächſten Nachbarn und Nachbarinnen zu kennen, ich verlangte ſelbſt, daß mir ihre Namen nicht genannt werden, denn es ergezte mich, zu den unbekannten Stimmen der Sprechenden die paſſenden Phyſiognomien und Geſtalten in meiner Phantaſie zu ſuchen. Ein Mädchen hatte ſo eben eine entſetzliche Erzählung begonnen, und ich ſchickte mich an, den köſtlichen Geiſterſchauder recht behaglich in vollen Zügen zu genießen. Aber meine Aufmerkſamkeit ſollte plötzlich einen andern Gegenſtand finden. Durch die Jasminzweige fiel ein voller Mondſtral auf ein weibliches Antlitz. Das zarte Haupt war rückwärts gebeugt, die Augen geſchloſſen, als ſchaue die träumende Seele ganz nach innen und ſchiffe auf unbekannten Pfaden im Geiſterreich. Nur an den Bewegungen der feinen Lippen zeigte ſich, daß ſie wachend den wechſelnden Eindrücken der Erzählung folge. Nur dieſes Eine Antlitz war vom blaſſen Lichte beleuchtet, Alles Uebrige rings um mich im tiefen Dunkel. Ich kann keine topographiſche Beſchreibungen von Geſichtern à la Walter Scott und Bulwer geben, als wären es aufgenagelte Landkarten; ich weiß nur zu ſagen, daß ihre Farbe ein natürliches, geſundes Bleich war, durch das man die feinen Aeſte der Adern am Schlafe hinlaufen ſah, und zu welchem die rabenſchwarzen Haare, die ſich an der blendenden, mondhellen Stirne hinkräuſelten, im lieblichſten Verhältniſſe ſtanden. Ihr Wuchs mußte

groß ſein, denn während ich ſie anſchaute, ſchien mir die Stimme des erzählenden Mädchens aus der Tiefe zu tönen. Sie ſchien eben erſt in das Alter der Jungfrau eingetreten zu ſein; Kinderſpiele wiegten ſich noch auf ihren Wangen. Was an Allem das Schönſte war: ich ſah keine Spur von Sentimentalität. Der Jasmin duftete betäubend, die Geiſtermärchen ſpielten wie muſikaliſche Begleitung zwiſchen meine Träume, ich ſaß ſtumm und ſchaute immer und immer nur nach dieſem Antlitz. Ein höchſt widerliches Gefühl ſchnitt plötzlich den Faden meiner Gefühle ab; ich konnte mich nicht ſogleich auf die Urſache deſſelben beſinnen, fand ſie jedoch bald in einem ſcharfen Käſegeruch, der vom Tiſche aufſtieg. Der Käſe iſt eine eigenthümliche Speiſe. Er zog mich ſonſt immer durch eine gewiſſe liebenswürdige Niederträchtigkeit und holdſelige Gemeinheit ſeines Geruches an; aber wer in Gegenwart der Geliebten Käſe riechen oder gar eſſen kann, iſt ein Verworfener. Aus der ungeheuern Indignation, die mich jezt erfüllte, erſah ich alſo, daß ich verliebt ſei. Ich verließ heimlich die Laube, ſchlich hinaus an einem murmelnden Bache hin, trat in den mondbeglänzten Wald, und warf mich auf's Moos. Mein Organ für das Geiſterreich war geöffnet, der Anblick des blaſſen, wundervollen Angeſichts im Zauberlichte des Mondes hatte mich ſchnelle zum Prieſter ſeiner Geheimniſſe geweih't. Ich hörte es raſcheln und

klingen im Laube und wechſelnde Rede von zarten Stimmchen. Es kam immer näher, und troz der Tarnkäppchen erkannte ich endlich drei Männchen, nur bienengroß, mit feinen, klugen Geſichtern. Wo biſt du geſtern übernacht geweſen? fragte der Eine. Im zarten Glöckchen einer Maienblume. Und du? Ich wiegte mich die ganze, lange Nacht in einer Jungfrau weichem Wangengrübchen; im Dorfe drüben wohnt die ſüße Maid, werth, unſre Königin zu ſein; auf einem Mondſtral ſchifft' ich hin zu ihr. Der dritte der Elfen ſchien traurig und müde, und ſonderbar! der kleine Körper hatte die Rundung der Glieder verloren und erſchien platt gedrückt bis an das Köpfchen. Da ſie mit Fragen in ihn drangen, aus welchen hervorging, daß er lange Zeit von den Seinigen vermißt worden, erzählte er in klagendem Tone: „Noch ſind zwei volle Wochen nicht verfloſſen, als ich am Weg in klarer Mondennacht auf einer Weide ſchwankem Zweig mich wiegte. Da ſeh' ich kommen einen Bauersmann vom Städtchen her, wo heute Markt geweſen. Der Querſack ſchwankt ihm über, über voll am ſchweren Stock auf ſeinem breiten Rücken, er aber hatte, wie ich klar erkannt, ſei's Obſtmoſt, niederträchtiger Batzenwein, ſei's Schnaps, kurzum von dem gemeineren Getränke gottloſes Uebermaß in ſich geſchluckt. Die Bauernfüße, ungebildet breite, der Hobelung, der heilſamen, bedürftige, ſezt' er dem Manne gleich, der,

Schleifſchuh=laufend auf der Eiſesfläche, den rechten jezt, und jezt den linken Fuß im Kreiſe kreuzend um den andern wirft, und ohne Scheu ſtieß er der Flüche allerſchrecklichſte aus rauher Kehle in den nächt'gen Himmel. Ich aber flog vom ſchwanken Zweig herab auf ſeines Hutes dreigeſpizten Filz, der, eingekrempt zu dreien Seiten, mir bequemer Höhlung ſichres Lager bot. Doch langſam kroch ich nach der hintern Spitze, bis daß der Hut von meiner Füße angeſtemmter Kraft das Gleichgewicht verlor und ſchnell mit mir hinab zur Erde ſtürzte. Der Bauer tappte nach dem guten Hut, und ſezt' ihn wieder auf das kahle Haupt. Doch war er kaum der Schritte zehn gegangen ſo kroch ich in des Hutes vordre Spitze, und ſtürzt' ihn alſo abermals zu Boden. Er bückte fluchend ſich, und ſchweift', unſicher kreiſend, Stoßvogel=ähnlich um den Hut, bis er ihn faßt' und wieder ſich bedeckte. Und wiederum zum dritten, vierten, fünften Male flog ich zur Erd' im breiten filznen Schiffe. Da nahm in ſeines Zornes Uebermaß der Bauer endlich ſeinen Hut und ſchlug ihn mit Gebrüll an eines Steines ſcharfe Kante, und lag ich Armer zappelnd an dem Boden; mein Käpplein aber war im Hut geblieben. Er ſah mich nun, und tappt mit rohen Pfoten nach meinem zarten, lieben Elfenleibchen, und ſteckte mich in ſeine Weſtentaſche, und hielt ſie zu, daß ich ihm nicht entflöhe. Und wie er nun zu Hauſe war gekommen, erfaſſet er, der

Unmenſch, der Tyrann, ein uralt Buch von ungemeſſ'ner Größe — metallne Klappen hielten ſeine Decke — und ſprach zu mir: du ſollſt zur Strafe, kleiner Naſeweiß, zu meines Buches Zeichelein mir dienen! Mein Bitten, Flehen, Weinen war umſonſt; er ſchob mich in des Ungeheuers Mitte, daß nur mein Köpflein aus dem Buche ſah, und klappt' es zu, und ſchloß die ſchweren Riegel. So lag ich nun in namenloſer Klemme, mein Bäuchlein, Aermlein, Wädlein, Schenkelein durch lange Quetſchung formlos breit gedrückt, wehrlos, ein aufgegebner Mann, bis wiederum der Bauer ſich beſoff, und ich, da er das Buch ſich aufgeſchlagen, inwährend er die Brill zur Naſe führte, ſchnell, ſchnell entfloh, ſo gut's mein Körperlein, das abgeflächte, dürre mir erlaubte. So bin ich hier, gerettet aus des Buchs Gewalt und aus der ſchlimmeren der Menſchen." Die Elfen lachten aus vollen Hälschen, als er geendet; plötzlich aber entſtand im Laube ein Geräuſch, man hörte das zarte Knallen eines Elfenpeitſchchens, und in einer, von mir noch nie geſehenen, Art von Fuhrwerk kam eine ganze Elfenfamilie blitzſchnell angefahren. Es war der lederne Helm eines Soldaten, umgekehrt auf Räder geſtellt, ſo daß das Ganze wo möglich einer Chaiſe glich. Plötzlich machte ſie Halt, die Chaiſe ſtieß hart auf, fiel um, der Kutſcher purzelte vom Bocke und heraus rollte und praſſelte eine ganze kleine Elfenfamilie; der Vater war der Kutſcher,

dann eine Frau mit vielen Kindern, wie kleine Eſſigfliegen, und zwei Tanten. Die Weibsperſonen ſchienen ſehr eitel, ihr erſtes Wort waren Klagen über die beſchmuzten Röckchen und Hütchen. Als endlich der Kutſcher zu Worte gekommen, vernahm ich aus ſeiner, durch Beklemmung des Athems vielfach unterbrochenen, Erzählung, daß der Grund ihrer raſenden Eile eine große Mücke geweſen, welche in brummendem Fluge den armen Erſchreckten nachgeflogen und erſt am Walde von ihnen abgekommen ſei. Die Schilderung ihres Schreckens war ſo drollig, daß mir Unbeſonnenem ein lauter Lach-Träller entfuhr. Alles war verſchwunden, ich hörte nur das eintönige Hacken eines Spechts am nahen Baume, und ſchweigend ſchlich ich mich in's Dorf zurück."

Die heitere Erzählung ſtimmte die Geſellſchaft zu allgemeiner Fröhlichkeit, und nachdem Chriſtoph nach dem Namen und Wohnort ſeiner Feen-Königin vergebens ausgeforſcht und vielfach geneckt worden war, gerieth Wilhem auf den Gedanken, es ſollte nun auch von den Uebrigen Jeder ein Liebes-Abenteuer Preis geben. Der Gedanke fand Beifall, nur Friederich bat, ihn frei ziehen zu laſſen, und Wilhelm begann:

„Zum Präludium ein kleines Wanderlied, das ich auf meiner Reiſe nach Italien zwiſchen die Felſen und Wälder Vorarlbergs ſchallen ließ:

Geſtern ſah ich hüpfen, ſchweben
Schlanke Füßchen auf und ab,
Ueber Dorn und Klippen ſtreben
Muß ich heut' am Wanderſtab.

Geſtern noch mit wilden Küſſen
Deckte mich ihr heißer Mund,
Heut' an ſcharfen Felſenriſſen
Stoß' ich mir die Wange wund.

Geſtern glänzten weiße Brüſte,
Die ein tiefes Athmen hob,
Heute ſtarren in der Wüſte
Felſenblöcke, rauh und grob.

Geſtern fühlten warme Glieder
Schwelgend wonnigen Verein,
Heute lieg' ich frierend nieder
Auf den kalten, feuchten Stein.

Auf! Friſchauf! und nicht gezaget!
Weiter in die Welt hinein!
Immerzu, und friſch gewaget,
Heute darf nicht geſtern ſein!

Ich kann euch, fuhr der lockere Sänger fort, keine eigentliche Liebesgeſchichte erzählen, was ihr wohl ſchon aus der ſo eben abgeſungenen Beichte meiner Grundſätze im erotiſchen Fache errathen könnt. Um eine ordentliche Liebesgeſchichte zu erleben, wird nämlich offenbar ein gewiſſes Streben vorausgeſezt, die Sache rund abzuſchließen, zu beſitzen, zu heirathen. Nun will ich nur ſogleich geſtehen, daß mir ein kalter

Angſtſchweiß auf Stirn und Schläfen ausbricht, wenn ich die Wörter: Verlobung, Hochzeit, Heirath, in irgend einer Beziehung auf meine eigene Perſon auch nur von ferne mir vorſtelle. Vor meiner Phantaſie richten ſich grauſenerregend empor ganze Käſten voll Weißzeug mit dem ihnen eigenthümlichen herzbeklemmenden Geruche, ungeheure Himmelbettladen, Kaffe-Viſiten, gute Rezepte zu der beſten Stiefelwichſe, Erlaubniß, ein Sauerkrautfaß im Keller ſtellen zu dürfen, — ich höre Kinder ſchreien — o entſetzlich! Ein tiefes Beben durchwühlt mein Mark, der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an. Ich habe daher in Liebesſachen mich immer an Plato's hohe Weisheit gehalten."

Die Zuhörer brachen in ein Lachen aus. Chriſtoph meinte, der Blick, den ihm heute das Mädchen auf der Straße zugeworfen, habe allerdings von ſehr platoniſchem Feuer geleuchtet. „O die! rief Wilhelm, ſie ſteht mir gegenwärtig als Modell und macht Jagd auf mich, aber vergeblich; ich bin nicht nur ein Mann von Erfahrung, ſondern auch neuerdings eigentlich ein wiedergeborner und ein ſolider Mann. Ich kehre zunächſt zu meinem Plato zurück, den ihr, wie ſo viele andere mangelhafte Denker, unrichtig auffaßt. Plato beweiſ't in ſeinem Gaſtmahle, daß die Liebe, das heißt diejenige, welche Liebesgeſchichten im obigen Sinne anſpinnt, auf einer Verwechslung beruhe, nämlich auf einer Verwechslung des Ideals mit einer

einzelnen Perſon. Ich kann die Stelle auswendig. Sie lautet alſo: „Wer die Sache auf die rechte Art angreifen will, der muß zwar in der Jugend damit anfangen, ſchönen Leibern nachzugehen, dann aber muß er einſehen, daß die Schönheit in einem einzelnen Leibe der Schönheit in jedem andern verſchwiſtert iſt, und es alſo großer Unverſtand wäre, nicht die Schönheit in allen Leibern für eine und dieſelbe zu halten, und wenn er dies zu Herzen genommen, ſo muß er als Liebhaber aller ſchönen Leiber erſcheinen und von der gewaltigen Heftigkeit für Einen nachlaſſen, weil er dies für klein und geringfügig hält." Von dieſem erhabenen, ächt philoſophiſchen Standpunkte bin ich immer ausgegangen; nur erſt ſeit einigen Tagen will ſich ein leidenſchaftlicher Irrthum bei mir einſchleichen, als gebe es nur Einen ſchönen Körper, und alle andern ſeien bloſe Schattenbilder; ja es will mir öfters bange werden, als habe es mit der fortſtrebenden, jedem Ausruhen und Haften an Einem Punkte abgeneigten Tapferkeit meines Gemüths ein Ende. Es iſt nur Ein Auftritt, den ich zu erzählen habe; er hat aber einen Eindruck in mir zurückgelaſſen, von deſſen Gewalt ich keine Ahnung hatte. Als ich am Morgen des Himmelfahrtfeſtes nach der Sixtiniſchen Kapelle ging, ſah ich auf der Brücke St. Angelo eine verſchleierte weibliche Geſtalt, begleitet von einem bejahrten Manne, vor mir hingehen, nicht gehen: wie ſoll ich ihre Bewegung nennen?

Ein Dichter nennt es eine Muſik der Glieder, und ich weiß keinen andern Ausdruck. Welche Süßigkeit und welcher Stolz war in dieſem hohen, ſchlanken, vollen Leibe! Die Liebesgöttin konnte nicht ſchöner aus dem weißen Schaume ſteigen. Betäubt, verzaubert folgte ich der herrlichen Geſtalt, und wußte ſie, in der Kirche angelangt, mit meinem Auge ſo zu umklammern, daß ich ſie im Gedränge nicht verlor. Sie ſchlug jezt den Schleier zurück; und welches Antlitz hatte er verborgen! Das dunkelbraune Auge war hochgewölbt und der weiße Grund von einem leiſen Blau überflogen, wie auf vielen Madonnenbildern der italiäniſchen Schule; — dieſes Auge ſo ſtolz, und doch ſo redlich und gut, abweiſend, herriſch, und doch ſo ein feuchtes, ſüßes Geſtändniß des Weibs darin! Ein ſinnender Ernſt ſaß in einer kleinen Falte zwiſchen den ſchöngeſchweiften Brauen. Um die Lippen ſpielte etwas, wie Zorn; Witz und Wolluſt dazwiſchen. Jenen leiſen Anflug eines Schnurrbärtchens, der ſo reizend über die Lippen römiſcher Frauen hingehaucht iſt, habe ich nie ſo entzückend gefunden. Ein ſchöner Knabe, deſſen unreife Formen noch zwiſchen männlicher Feſtigkeit und weiblicher Weichheit ſpielen, reißt uns zur Liebe hin; aber wie ſüß iſt es umgekehrt, an vollen, weiblichen Formen eine leiſe Andeutung des Männlichen zu finden! Wir glauben die Natur auf einer ſcherzhaften Erinnerung an den Menſchen des Ariſtophanes, an die urſprüngliche Einheit der

Geſchlechter, den Grund ihrer gegenſeitigen Sehnſucht, zu ertappen. Ich meinte die kühne Antigone zu ſehen, wie ſie, zum Tode ſchreitend, die geraubte Wonne der Brautnacht beklagt. Eine dunkle Lockenfülle ſpielte auf dem ſchlanken Halſe und dem ſchönſten Nacken, den ich je geſehen, und einzig zierten ſie als einfacher Schmuck ein ſilberner Pfeil durch das Haar und im Ohre zwei lange Bernſteine. Die Muſik, die nun in tiefen, langgezogenen Tönen hinter den verbergenden Gittern, wie aus unbekannten, geheimnißvollen Quellen aufſtieg, ſchien ſich mit mir in das heilige Myſterium verſenken zu wollen, das in geheimem Weben der Kräfte dieſe Formen entfaltet; jezt ſchwang ſie ſich wie ein glänzender Wundervogel, wie ein Chor jubelnder Nachtigallen empor, als ſei das Räthſel gelöſ't, als ſei ſie gefunden, und das Götterbild ſchwebe in blendender, nackter Majeſtät durch morgenrothe Wolken auf. Meine Augen ſaugten ſich flammend, verzehrend in die herrliche Geſtalt ein, meine Phantaſie ſank mit ihr zwiſchen duftende Blumen nieder. Ein flüchtiger Blick ihres Auges fiel auf mich. Sie ſchien meine Glut zu bemerken, denn Purpur bedeckte ihre Stirne und die Lippen zuckten. Noch einmal ſah ſie nach mir herüber; ſie ſchien meinen Anblick zugleich zu fürchten und zu ſuchen, ſie war in ſichtbarer Bewegung, als hätte der Bliz einer Leidenſchaft in ihr gezündet, die ſie mit Schrecken von ſich abzuweiſen rang. Dieſe

Miſchung von Weiblichkeit und Brunhildenſtolz ſtachelte mich bis zum Wahnſinn, ein hoher Schwur ward in meiner Seele geſprochen, nirgends Schönheit, nirgends Genuß zu ſuchen, bis die Wilde beſiegt ſei, bis von dieſen zornigen Lippen ein gränzenloſes Geſtändniß fließe, bis dieſe köſtliche, herbe Perle aufgelöſ't mir im ſchäumenden Pokale an die Lippen flute. Der Gottesdienſt war zu Ende; ich folgte mit haſtigen Schritten der Jungfrau auf dem Fuße, welche, aufgeſchreckt durch meinen Anblick, wie ein geſcheuchtes Reh dahineilte. Es war nicht das zierliche Getrippel unſerer Mode-Damen, es waren die antiken, feſten Schritte der Römerin, und doch ſo ſchwebend, ſo elaſtiſch! Das Gedränge, das auf der Piazza di S. Pietro wimmelte, hemmte ihre Eile und ihr Begleiter konnte ihr nicht zur Seite bleiben. Die Convenienz hatte der thörichte Wilhelm ganz vergeſſen, er drängte ſich an ſein ſchönes Wild, und wollte etwas ſprechen. Aber er bekam weder eine ſchnippiſche Antwort, noch ward ihm blos ein ſtolzer Blick zugeworfen, ſondern ſie gab ihm einen herzhaften Puff mit dem Ellbogen und wandte ihm dabei ein Geſicht voll glühenden, römiſchen Zornes zu. Da ſtand der Gimpel und durfte nach Hauſe gehen. Ich war gegen meine Gewohnhe't ſehr betroffen, und vergaß in meinem Schrecken ſogar, ihr von Weitem zu folgen, um ihre Wohnung zu erfahren. Hätte ich doch nur wenigſtens ihrem Begleiter einen

einzigen aufmerkſamen Blick geſchenkt, um einen Anknüpfungspunkt für meine Nachforſchungen zu haben! Wer iſt ſie? Wo iſt ſie? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, wie ich hier die rothe Flut an meine Lippen ſetze, ſo muß die Stolze beſiegt an meinem Herzen liegen."

Er ſtand auf, von Weine glühend, und ſang mit voller Stimme:

Laßt mich trinken, laßt mich trinken,
Laßt von dieſem Feuerwein
Immer neue Fluten ſinken
Mir in's luſt'ge Herz hinein!

Jedes Ende ſei vergeſſen!
Wie's im Herzen drängt und ſchafft!
Sagt, wer will mir jetzo meſſen
Gränz' und Schranke meiner Kraft?

Stellt mir ſchwere, weite, blanke
Becher ohne Ende her,
Füllet ſie mit dieſem Tranke,
Und ich trink' euch alle leer!

Bringt mir Mädchen, ſchöne, wilde,
Noch ſo ſpröd, und noch ſo ſtolz,
Schickt die ſchreckliche Brunhilde,
Alle trifft der Liebesbolz!

Stellet mir die ſchwerſten Fragen
Wo das ew'ge Räthſel ruh't?
Feuerhell und aufgeſchlagen
Schwimmt es hier im rothen Blut.

Gebt mir Staaten zu regieren!
Kinderſpiel ſoll mir es ſein!
Gebt mir Heere anzuführen,
Und die ganze Welt iſt mein!

Burgen möcht' ich jauchzend ſtürmen,
Ihre Fahnen zittern ſchon,
Felſen, Felſen möcht' ich thürmen
Und erobern Gottes Thron!"

Friederich hatte während dieſer Erzählung etwas finſter vor ſich nieder geſehen; Chriſtoph ging dem Uebermüthigen ziemlich hart zu Leibe, indem er in Sokratiſcher Manier den ſittlichen Grundſätzen, die er ausgeſprochen, insbeſondere jener Verachtung der Ehe vollkommen Recht zu geben den Schein annahm, dann aber unverſehens ihre innere Unwahrheit hervorkehrte, wobei er denn namentlich nachwies, daß jene Platoniſche Stelle in ihrem Zuſammenhange gerade das Gegentheil von Dem unterſtützen ſollte, zu deſſen Rechtfertigung Wilhelm ſie herbeigerufen.

Theobald war von der Erzählung ſonderbar ergriffen. Von der Einen Seite wollte ſie alte Erinnerungen mit plötzlicher Gewalt in ihm aufregen, von der andern Seite, vielleicht gerade wegen dieſes Intereſſes, das ſeine eigene Perſon an der Erzählung nahm, lag ihm etwas Verletzendes in der ſinnlichen Glut, womit Wilhelm ſeine Farben gemiſcht hatte. Die Reihe war nun an ihm. Er lag mit ſich ſelbſt im Kampfe; ein lebhaftes Verlangen, dieſer Geſellſchaft ſich vertraulich

mitzutheilen, hatte ihn angewandelt, und doch erſchien ihm wieder Das, was auf ſeinen Lippen ſchwebte, als ein heiliges Geheimniß, das in der Tiefe ſeiner Seele verborgen bleiben müſſe. Aber beſonders die Gegenwart Friederichs, obgleich er ihn erſt an dieſem Abend kennen gelernt hatte, ſeine grauen Haare, ſeine friedlichen Züge, ſein wohlwollender, väterlicher Blick lösten vollends die Scheue vor der Offenbarung einer Begebenheit, die er bis jezt gegen Jedermann verſchwiegen, deren Bild übrigens durch einen unbedeutenden Zufall mit doppelter Stärke in ſeiner Phantaſie aufgefriſcht worden war. Friederich war bei dem Geräuſche eines Meſſers, das zufällig Chriſtophs Hand entfiel, leicht zuſammengeſchreckt, und als Chriſtoph dieß bemerkte, ging ein leichtes, gutmüthiges Lächeln über ſeine Lippen.

Endlich öffnete der Gedanke, daß er ja hier in der Mitte zutraulicher Freunde, daß Das, was er mittheilen wolle, ein Vergangenes ſei, deſſen Fäden nur durch den ſtillen Träger ſeiner Erinnerung in die Gegenwart herüberreichen, ſeine Lippen.

„Was Freund Chriſtoph, ſo begann er, von den Elfen gedichtet hat, und Wilhelms Schilderung der Römerin, die er geſehen, erinnerte mich an einen ſchönen Abend, der mir unter ähnlichen Geſprächen, wie jene Erzählung, und bei einem ähnlichen Anblicke, wie ihn Wilhelm vor unſre Augen ſtellte, gewiß zum ſchönſten meines Lebens geworden iſt. Du weißt

Wilhelm, welche ſtürmiſche, geiſtige Unruhe während meines akademiſchen Lebens mich beherrſchte, wie ich unter metaphyſiſchem Grübeln und Zweifeln mich in das Netz meiner Gedanken gefangen hatte und hilflos zappelte. Oft riß mich der ungeſtillte Drang vom Pulte weg auf zweckloſe Wanderungen über Stock und Stein, durch Wind und Wetter. Auf einer derſelben gerieth ich bei anbrechender Nacht in ein Dorf im Gebirge, wo ich, vom Regen durchnäßt, vergebens nach einer ordentlichen Herberge umirrte. Endlich entſchloß ich mich, in einem lotterhaften Wirthshauſe, deſſen Schild ächzend im Winde ſchwankte, mein Heil zu verſuchen. Eine ſchmutzige, von Fliegen durchſchwärmte, von einem brennenden Spahn kümmerlich erhellte Wirthsſtube empfing mich. An einem Tiſche ſaßen betrunkene Bauernburſche beim Kartenſpiel, ein anderer, an den ich im Dunkel mich ſezte, ſchien mir leer zu ſein. Als aber Einer der Spieler ſich bückte, fiel der flackernde Schein des Lichtes nach meiner Seite, und ich bemerkte, daß ich einen Nachbar habe. Ein Mann mit ſchwarzen, dichten Haaren und verwildertem Barte, todesbleich, mit unbeweglich ſtarrem Blick vor ſich hinſchauend, ſizt, in eine Ecke zuſammengedrückt, an meinem Tiſche. Indem ich ihn aufmerkſam betrachte, gleitet mir das Meſſer, das ich eben gebrauchen wollte, aus der Hand und fällt klirrend auf den Teller. Schnell richtet er den Kopf auf, und ein hohles, graſſes Auge, in

welchem mit unverkennbaren Zügen der Wahnſinn geſchrieben ſtand, ruht durchdringend bald auf mir, bald auf dem entfallenen Meſſer. Immer weiter reißt er es auf, die Augbraunen hoch emporgezogen, die Geſichtsmuskeln fangen an, fieberhaft zu zittern, der Mund ſteht halb offen, dann plötzlich auffahrend, zurückgebeugt, ſchreit er mir zu: „Wollen Sie mich denn wirklich ermorden?“ Der Wirth trat herzu und blickte mich bewußt an, mit dem Finger nach der Stirne deutend. Ich ſuchte den Unglücklichen durch eine unendlich liebreiche Anrede zu beſänftigen, an welcher freilich der Schrecken eben ſo großen Antheil haben mochte, als das Mitleid. Er ſchaute mich ungewiß an, und antwortete: „Nicht wahr, Sie verkennen mich nicht auch? Folgen Sie mir, wohnen Sie bei mir, Sie werden meine Talente entdecken, anerkennen, ſchätzen, Tugend, Begriff, Zärtlichkeit wird uns verbinden.“ — Der Wirth, der die Erbärmlichkeit ſeiner Herberge mit großer Unbefangenheit einzuſehen ſchien, rieth mir ernſtlich, der Einladung zu folgen, er verſicherte mich, daß mein Erſcheinen die gaſtfreundliche Förſterfamilie, zu welcher der Wahnſinnige gehöre, nicht befremden werde, indem ihnen ſchon öfters Fremde in derſelben Verlegenheit und auf dieſelbe Weiſe zugeführt worden ſeien. Während ich noch überlegte, hatte er ſchon in's Forſthaus geſchickt, und eine freundliche Einladung zur Antwort erhalten. Mich erfreute dieſe patriarchaliſche

Gaſtfreundſchaft, vor dem Wirthshauſe hatte ich einen Ekel gefaßt, und ſo folgte ich denn meinem ſonderbaren Begleiter. Er führte mich in die reinliche, etwas düſtere Stube des Forſthauſes. Eine hochbejahrte Frau ſaß in einem altväteriſchen Lehnſtuhle und grüßte mich freundlich. „Nun, wen bringſt du uns denn?“ fragte ſie mit mitleidig herzlichem Tone den Wahnſinnigen.“ „Wo ſind meine Sachen, meine Kunſtwerke, die verkannten Produkte meines Genies? Hat man mir denn Alles genommen?“ murmelte er, im Zimmer herumſuchend, uud überließ mir, mich ſelbſt einzuführen. Ich hörte nur zerſtreut die Entſchuldigungen der guten Frau, welche bedauerte, daß ich keine Geſellſchaft finde, da ihr Sohn, der Förſter, in Geſchäften verreiſ't ſei; denn das trübe Ausſehen meiner Umgebungen hatte bereits angefangen, einen düſteren Eindruck auf mich auszuüben. Die getäfelte Stube war durch die Länge der Zeit grau, faſt ſchwarz gefärbt; eine Maus raſchelte hinter den Bretern; das gleichförmige Picken einer Wanduhr weckte ungewohnte, altkluge Gedanken über die Vergänglichkeit der Zeit in mir; der Narr ſchlich brummend herum und ſuchte ſeine Sachen, ſeine verkannten Kunſtwerke; ferne vor dem Dorfe erſcholl das Gebell eines Hunds durch die Nacht; das Großmütterchen fing im Lehnſtuhle an zu nicken. Ich ſaß in tiefen Gedanken, den Kopf auf die Hand geſtüzt, und bemerkte nicht, daß die Thüre leiſe ſich öffnete.

„Guten Abend, Großmutter,“ höre ich eine liebliche Stimme flüſtern; ich drehe mich um, und vor mir, wie durch ein Wunder hergezaubert, ſteht das ſchönſte Mädchen. Ueber den reinen Formen des bleichen Antlitzes trennte ſich das glänzende, ſchwarze Haar in einen Scheitel und fiel hinter den Ohren in zwei einfachen Locken auf den herrlich gebauten Hals. Um das Haupt hatte ſie ein purpurrothes Netz geſchlungen, deſſen Ende mit einem Quäſtchen zierlich zur Seite herabfiel; das ſtolze, und doch ſo ſchmelzend ſanfte Auge blickte freundlich verwundert unter den langen, ſchwarzen Wimpern hervor. Die Geſtalt groß, ſchlank, wie eine Zeder, die Glieder kräftig, von der reizendſten Fülle, wie ich es in dieſen Tagen zum erſtenmale wieder an römiſchen Frauen geſehen. Die ganze Haltung, die Mienen, der Gang waren der Ausdruck eines unbewußten, angebornen Adels — ein herrliches Weib, eine Herrſcherin, eine Königstochter! Sprachlos, in demüthiger Stellung ſtand ich vor dem plötzlichen Wunder, und ließ ruhig, als wäre ich aus fremden Landen gekommen und verſtände des Mädchens Sprache nicht, die Gründe meiner Anweſenheit durch das alte Mütterchen auseinanderſetzen. „Das iſt ja recht ſchön, ſagte das Mädchen, daß wir ſo unvermuthet einen freundlichen Gaſt bekommen; hat man Ihnen denn auch das Kleid getrocknet?“ Sie berührte mein Gewand mit den zarten, weißen Händen, daß es mir wie

magnetiſch durch die Nerven rieſelte, und holte ſchnelle das zierliche Jäckchen eines Jägers aus der Kammer. Noch nie bin ich ſo eitel geweſen, als jezt, da ich im neuen Anzuge prangte und die Liebliche meinte, ich hätte einen recht ſaubern Jägerburſchen abgegeben. Als ſie aber hinzuſezte: „Nun ſei'n Sie nur fein munter, nicht ſchüchtern, und erzählen Sie uns etwas Schönes aus der Stadt!“ ſo dacht' ich: nun ja, herrſchen kann ſie. Aus welches Menſchen Munde hätte ich, der ich von der Erhabenheit eines Studenten ſehr entſchiedene Begriffe hatte, noch vor wenigen Minuten geglaubt jemals eine ſolche Rede ertragen zu können! „Aber, Cordelia, ſagte die Großmutter, freundlich ſtrafend, wer wird doch auch wieder ſo herriſch mit den Leuten umſpringen? wart Kleine!“ „Ach was!“ antwortete lachend die große Kleine mit lieblicher Ungeduld. Dann aber warf ſie im Vorübergehen einen ernſten, faſt ſtrengen Blick auf mich, als wolle ſie mich prüfen, ob in meinen Mienen kein Zug von Zudringlichkeit zu finden ſei, ob ich ihr unbefangen zutrauliches Betragen auch verdiene. Dieſer Eine, keuſche, ſchützende Blick enthüllte mir ſo deutlich, als jeder Zug, jede Bewegung ihrer Geſtalt, die ſchönſte Vereinigung von tiefem Ernſt und Seelenadel mit einer kräftigen, blühenden Lebensluſt, und es war mir, wie einem Einſamen im ernſten Walde, deſſen heiliges Dunkel ihn mit ehrerbietigem Schauer erfüllt, während die wogenden

Harzdüfte, die Erdbeer-Friſche der Luft muntere Lieder auf ſeine Zunge locken.

Ohne mich zu fragen, faßte ſie das Tiſchchen, auf das man mir einige Erfriſchungen geſezt hatte, trug es mir vor der Naſe hinweg, ſezte es vor den Lehnſtuhl, worin die Großmutter ſaß, nöthigte mich ſelbſt heran, ſezte ſich zu uns und ſagte: „So, nun wird recht behaglich geplaudert.“ Ich war aus meiner erſten, träumeriſchen Verſunkenheit erwacht, das Reſtchen von Zorn, das von der vorigen Anrede in mir ſpuckte, gab mir ein kräftiges Selbſtgefühl, ich machte, wie ſchon oft, die Erfahrung, daß ſich meine Phantaſie, meine Beredtſamkeit nirgends wärmer, als an meiner Eitelkeit, entzündet. Mein Feuer ergriff auch meine Umgebung; ſchnell war die lebendigſte Unterhaltung im Gange. Ich leitete das Geſpräch an den geheimnißvollen Brunnen der Märchenwelt, und bald war unſere dämmernde Stube von drolligen Elfen, von ſchönen Feen bevölkert. Das alte Mütterchen ſtimmte mit Freuden ein, und gab ihren großen Vorrath Preis. Mir geſtaltete ſich ungeſucht im Fluſſe der Rede Märchen auf Märchen, die bunten Zaubergeſtalten hüpften mir ungerufen entgegen, ich war Dichter, denn gegenüber ſaß ja ſie, ſaß das Wunder ſelbſt. Ich hatte mich in eine lange Erzählung vertieft, in welcher ich davon ausgegangeu war, meinen eigenen wirren, durch wiſſenſchaftliche Zweifel verſtörten Zuſtand nicht ohne

Selbſtgefälligkeit zu ſchildern, indem ich zum Helden meiner Erzählung eine Art romantiſchen Ulyſſes erkor, der alle Reiche des Himmels und der Erde vergeblich durchwandert, um eine Heimat zu finden. Ich ließ den Unglücklichen, den ich ſo mitleidswerth, als möglich, ſchilderte, die verborgenen Eſſen der Feuergeiſter betreten, bei Elfen, bei Aſtralgeiſtern Belehrung ſuchen, mit den Schatten Verſtorbener diſputiren, aber immer unbefriedigt zurückkehren. Natürlich blieb am Ende kein Ausweg, als freiwilliger Tod, ein Gedanke, den ich damals ſelbſt mit großer Vorliebe in mir umtrug. Ich warf meinen Helden auf dem Meere über Bord, aber Nixen tragen ihn in's kryſtallne Schloß der ſchönſten Fee. Bis hieher war ich in meiner Erzählung vortrefflich vom Platze gekommen; meine enthuſiaſtiſche Stimmung hatte die dürre Allegorie, die eigentlich zu Grunde lag, weit übertroffen; ich hatte Zuſtände mit Leidenſchaft geſchildert, auf die wir Reiferen hinter dem warmen Ofen des Realismus, in den wir mit dem Mannesalter eintreten, behaglich lächelnd zurückſchauen, mit denen mir es damals aber ein rechter Ernſt war; ich konnte auf Eindruck rechnen, wenn einer harmloſen Zuhörerin der erſte Blick in die Todesſchatten einer zerriſſenen Seele geöffnet wurde. Nun ſollte aber das Beſte erſt folgen. Denn auf nichts Geringeres war es abgeſehen, als daß die Fee, welche nun mit allen Mitteln der blühendſten

Phantaſie ausgeſtattet werden ſollte, den armen Selbſtmörder von allen ſeinen Leiden radical curirt. Ich hatte während der bisherigen Erzählung, indem ich ſinnend meine Gedanken concentrirte, vor mich zu Boden geſehen. Zufällig erhebe ich den Blick: Cordelia ſizt mir gegenüber, den Kopf behaglich in beide Hände geſtüzt: die Haare hatten ſich gelöſ't, und fielen in dichten, weichen Locken zu beiden Seiten über Stirn' und Wange herab, und aus dem träumeriſchen Dunkel der Locken ſah das ſüße Antlitz aus den großen, ſchwarzbraunen, jezt in holden Träumen ſchwimmenden Augen mich unverwandt an. Ich konnte nicht weiter erzählen; als wäre der Strom der erfindenden Phantaſie durch ein plötzliches Wehr gehemmt, ſo ſtockten mir alle Gedanken. Ich blickte ihr ſtille in die Augen, welche unverrückt mit demſelben träumeriſchen Blicke auf mir ruhen blieben. Sie hat mich verſtanden! Sie will mich erretten! Sie iſt mir gut! jubelte es im meinem Innern, mir ward, als begönne ein jauchzender Triumphmarſch von ſchmetternden Trompeten, Cymbeln, donnernden Pauken in meiner Seele, dazwiſchen die ſchmelzende Flöte und das muthwillige, hüpfende Piccolo. Unſre Seelen, das wußte ich, hatten ſich in dieſem Einen Blicke für Ewigkeiten begrüßt, unſre Genien waren unter ſanftem Flügelſchlage zuſammengeſchwebt und hatten ſich mit heiligem Kuſſe umarmt. Erſt das Lächeln der Großmutter erinnerte

uns an mein komiſches Stocken, und wir beide ſtimmten fröhlich mit ein. Ich habe nie ſo ſüß gelacht, nie mich in einer ſo rührenden Verlegenheit befunden, und die Schalkhaftigkeit, mit der Cordelia ſelbſt mich jezt neckte, übergoß mich wie mit einem Blütenhimmel, denn ein ſüßes Wiſſen um den eigentlichen Grund meines plözlichen Abbrechens ſprach aus ihren Scherzen. Wir ſchienen ſtillſchweigend einen Bund geſchloſſen zu haben, durch einen augenblicklichen Uebergang in die wildeſte Neckerei ein gemeinſchaftliches, holdes Geheimniß zu verbergen.

Ich ergriff eine Guitarre, die an der Wand hing, und bat um ein Lied. „Sing' ihm doch das hübſche, neue Liedchen,“ ſagte die Großmutter. „Ach, das dumme Lied, das Gansliedchen!“ rief Cordelia lachend. „Das heißt ſie nun nicht anders, als das Gansliedchen, klagte das Mütterchen, und es iſt doch ſo wahr, ſo friſch.“ Cordelia ließ ſich bewegen, präludirte, muthwillig aufblickend, und ſang:

Mädchens Abendgedanken.

Wer der Meine wohl wird werden?
Ob mein Aug' ihn wohl ſchon ſah?
Wo er wandeln mag auf Erden?
Iſt er ferne oder nah'?

Wird er ſchön von Angeſichte,
Oder doch nicht häßlich ſein?
Schöne Locken? Augen lichte?
Groß von Wuchſe oder klein?

Stark von Gliedern oder ſchmächtig?
Ob er leicht im Tanz ſich ſchwenkt?
Ob er nüchtern, ſtreng, bedächtig,
Oder recht romantiſch denkt?

Hier unterbrach ſie ſich: „Nun kommt der dummſte Vers, der iſt doch wirklich gar zu Gänſe-mäßig:

Iſt er wohl vom Handelſtande,
Iſt's ein Kriegsmann, keck und brav?
Iſt er Pfarrer auf dem Lande,
Oder gar ein ſchöner Graf?

Iſt die Liebe denn recht innig,
Die er dann im Herzen trägt,
Da das meine ja ſo minnig
Jezt ſchon ihm entgegenſchlägt?

Sagt mir's, holde Blütendüfte,
Die ihr weht in's Kämmerlein,
Sagt mir's, leiſe Abendlüfte,
Sag mir's, blaſſer Mondenſchein!

Sagt mir's, Elfen, kleine, loſe,
Die ihr durch die Blätter rauſcht,
Sag mir's, ſüße, rothe Roſe,
Die vor meinem Fenſter lauſcht!

Saget mir's, ihr klugen Sterne,
Die herauf am Himmel zieh'n!
Triebe ſchwellen in die Ferne,
Und ſie wiſſen nicht, wohin?

Liebes-Arme ſtehen offen,
Ach, wen ſollen ſie empfah'n?
Lippen, die auf Küſſe hoffen,
Ach, wer wird zum Kuſſe nah'n?

Oder ſoll ich lieber ſagen,
Lieblich ſei's, ſo blind zu ſein?
Dieſes Klagen, dieſes Fragen
Sei uns Mädchen ſüße Pein?

Träume können ſel'ger ſpielen
Kindern gleich im leeren Haus,
Wenn nach ungemeſſ'nen Zielen
Holde Wünſche ziehen aus?

Freudig Bangen! bange Freude!
Ungewiſſer, finde mich!
Leid in Luſt, und Luſt im Leide!
Künftiger, ich liebe dich!"

Sie hatte geendet, und ein ſchelmiſches Lächeln ſpielte um die fein geſchnittenen, üppigen Lippen. Plötzlich aber färbte ſich ihr Antlitz mit glühendem Roth, ſie warf das Inſtrument weg und ſchlüpfte aus dem Zimmer. Dieſer Zug wollte mich wundern, denn nichts ſah dieſem Weſen unähnlicher, als Prüderie. Aber gerade, wenn eine ſolche Befangenheit ihrem Weſen ſonſt fremd war, lag für mich die ſüßeſte Deutung um ſo näher. Indem ich dieſem beglückenden Zuſammenhange nachſann, brach ein Gepolter im Nebenzimmer los. Die Muſik hatte den Narren aufgeſtört, der bisher glücklich beſeitigt und

von mir ganz vergeſſen war. Er ſtürmte fluchend zu uns heraus, ich wollte Verſuche machen, ihn zu bändigen, aber die Großmutter bat mich dringend, ſie einzuſtellen, denn hier könne nur Eine helfen, deren Wink er fürchte, Cordelia. „Bitte, ſezte ſie hinzu, rufen Sie ſie, draußen in der Laube wird ſie wohl ſein.“ Ich eilte hinaus in das Gärtchen hinter dem Hauſe; als ich ihren Namen rief, richtete ſie ſich im Lichte des Mondes, der eben aus Wolken brach, langſam von einer Moosbank auf. Sie war ſehr ernſt und trat ſchweigend mit mir in's Haus. Der Wahnſinnige rüttelte an einem Kaſten, den er in ſeiner Wuth zertrümmern wollte, Cordelia trat von hinten ruhig zu ihm und faßte ſeinen Arm. Ohne umzuſehen, ſtand er plötzlich geduckt und zitternd; dann legte ſie die Hand auf ſeine Stirne, und ließ ſie ſachte über das Geſicht heruntergleiten. Der Tobende ſchien in ein Lamm umgewandelt und verlangte nach Schlummer.

Ich ſtand auf der Schwelle und ſagte Cordelien gute Nacht, ſie bot mir die Hand, ich fühlte einen ſanften Druck von ihr erwiedert.

Da lag ich nun unter dem Fenſter meines Schlafzimmers, der Himmel hatte ſich ganz aufgehellt und in ſeiner ganzen Pracht war das milde Geſtirn der Nacht aufgegangen. Ringsum tiefes Schweigen; nur ein Brünnlein murmelte im nahen Gärtchen. Ferne rief der Wächter. „O ſel'ge, ſel'ge Nacht!“ ſo rief

der glückliche Römer und ſo rief ich, in überſchäumender Wonne das Geſicht mit den Händen bedeckend: Die unzufriedenen, verſtörten Zuſtände, die mich ſeit geraumer Zeit verfolgt hatten, erſchienen mir jezt wie eine Rohheit, und ich ſchämte mich der Thränen nicht, die in meinem Auge perlten. O lacrymarum fons, tenero sacros ducentium ortus ex animo: quater felix, in imo qui scatentem pectore te, pia Nympha, sentit.

Die Scheiben des Fenſters warfen ſchon, von der Morgenſonne erhellt, ihr zitterndes Spiegelbild auf mein Lager, als ich mit jenem ſüßen, reinen Gefühle erwachte, das uns oft als die Wirkung eines ſchönen Traumes bleibt, ohne daß wir uns der Urſache deutlich entſinnen könnten. Ich war ſo weich geſtimmt, daß mir ſelbſt der wahnſinnige Oheim, der mich zum Frühſtücke beorderte, heute weit lichter erſchien, und ich ihn mit einem Händedruck meinen lieben, guten, verſtändigen Alten nannte; doch konnte ich mich eines Lächelns nicht enthalten, als er über die ungewohnte Anrede verwundert mir ziemlich ſimpelhaft in's Geſicht ſah. Dann aber leuchtete ſein Auge auf und ein Zug, als bemitleidete er ſich ſelbſt, ſtrich über ſeine eingefallenen Züge. Drunten war ſchon Alles munter und friſch, Cordelia war ganz Bewegung, Schalkheit und hatte kaum Zeit, zu fragen, was mir geträumt habe. Jene eigene Art behaglicher Heiterkeit, welche bei dem gemeinſamen Frühſtücke eines

friedlichen Zirkels guter Menſchen zu herrſchen pflegt, blieb nicht aus. Drauſſen lärmten die Sperlinge in den Akazien und der Buchfink wurde nicht müde, ſeinen naſeweiſen Triller dem Morgen zuzurufen. Nun aber, da ich des Scheidens gedachte, folgte eine gewaltſame Scene mit dem Großmütterchen und dem Narren; denn beide wollten mich ſchlechterdings noch einige Tage feſthalten, und der Leztere ſchleppte, um mich deſto gewiſſer zu gewinnen, eine, mit gemeinen Steinen gefüllte, Schublade herbei, die er ſeine Mineralien-Sammlung nannte, und wovon er mir die beſte Unterhaltung verſprach. Cordelia ſtand abgewendet ſtill am offenen Fenſter. Ich ſezte meinen Willen durch, denn ich wußte zu gut, daß dieſer glanzvolle Moment meines Lebens nicht in die altbackene Gewohnheit des Zuſammenſeins herabſinken dürfe. Jezt beſtand der Wahnſinnige feſt darauf, mich wenigſtens zu begleiten, und das Großmütterchen wußte am Ende keinen Rath, als ihm Cordelien zur Hüterin beizugeben. Ich hätte ihm nun für ſeinen Eigenſinn um den Hals fallen mögen. Das Mütterchen und ich nahmen Abſchied, ſo herzlich, als hätten wir uns ſeit Jahren gekannt.

Während der Weg uns über eine Haide dem nahen Gehölze zuführte, ſah mein Begleiter mit ſtarrem Haupte unverwandt nach den Wolken empor und ſuchte mit großem Eifer menſchliche Phyſiognomien in ihren Umriſſen. „Ach dort! dort! ſie iſt es! aus

der ſilbernen Wolke grüßt ſie mich!“ ſo rief er plötzlich und wie ein Verzückter nach dem Gewölke ſtarrend, das hinter dem Gebirge aufſtieg, rannte er von uns fort. Das Haupt emporgeworfen, die Arme geſpenſterhaft vorſtreckend, fuhr die hagere Geſtalt pfeilſchnell über die Haide hin dem Gebirge zu. Ich gerieth in Angſt um ihn und wollte ihm nacheilen, aber meine Begleiterin belehrte mich ruhig, daß man ihn ohne Sorge ſich ſelbſt überlaſſen könne, da er nach ſolchen Ausbrüchen gewöhnlich matt und ſtille ſich von ſelbſt wieder zu Hauſe einſtelle. Nach dem Gegenſtande ſeiner Sehnſucht, deſſen Abbild er in der blauen Höhe ſuchte, nach dem Grunde ſeines Wahnſinns zu fragen, war mir jezt nicht am mindeſten am Herzen gelegen, denn nun war ich allein, Auge in Auge, mit ihr. Wir waren in einen Tannen-Wald eingetreten. Durch die ſchmalen Zwiſchenräume der ſchlanken Stämme warf die Sonne hundert lichte Streifen; die Amſel ſchlug ihre vollen Orgeltöne, in einem fernen Dorfe hörte man zur Kirche läuten, ein Eichhörnchen kletterte nahe heran und ſah neugierig auf uns herunter, die wir, Hand in Hand, ſtumme Blicke wechſelnd, über das Moos hinſchritten. „Mein' ich doch immer, fing Cordelia an, ſo ſeien wir als Kinder ſchon einmal durch dieſes Wäldchen gegangen.“ Ich konnte mich nicht beherrſchen, ich bog ſanft ihr Haupt auf meine Schulter und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. „Ja, rief ich, ſo ſind wir als

Kinder durch dieſes Wäldchen gegangen, ſo blickten wir uns in die Augen, ſo lehnte dein liebes Haupt auf meiner Schulter, ſo ſchien die Morgenſonne durch das grüne Dunkel.“ Wir ſanken uns in die Arme, ſie erwiederte mit feuriger Innigkeit meine heißen Küſſe. Der Wald öffnete ſich, und wir ſtanden am Abhange eines Berges, deſſen weite Ausſicht ein lachendes Thal und fernes, blaues Gebirge mit Ruinen auf hohen Felſen uns zeigte. Mein Weg führte den Berg hinunter in's Thal, dann wieder hinan auf eine, der unſrigen gegenüberliegende, etwas niedrigere Bergſpitze. „Hier ſcheide ich, ſagte Cordelia, hier laß uns noch eine kleine Weile ruhen.“ Wir lagerten uns auf das Moos, mein Haupt ruhete in ihrem Schooße; das ihrige hatte ſich in ſanftem Schmerze über mich geneigt; ihre Finger ſpielten in meinen Locken, ſie konnte den Strom der Thränen nicht mehr hemmen. „Es muß ſein! rief ſie endlich, leb wohl, und hier das rothe Netz zum Andenken!“ Nach einer langen, glühenden Umarmung ſchritt ich, ohne umzuſehen, den Berg hinab und wieder bergan, bis ich auf der gegenüberliegenden Spitze ſtand. Hier ſchaute ich zurück. Da ſtand ſie noch, mir gegenüber, die Arme nach mir ausgeſtreckt, die polirte Stahlkrone ihres Kammes blizte im Strale der Morgenſonne, — eine hohe Feengeſtalt im duftigen Blau des Himmels. Unwillkürlich vorgebeugt, breitete auch ich in herzzerreißender Sehnſucht die Arme

nach dem herrlichen Bilde aus. So ſtanden wir: noch ein verklingendes Lebewohl, verſchwunden war ſie, und der Wanderer irrte weiter in die öde Welt.

Ich habe ſie nicht wieder geſehen, ich erkundigte mich nicht nach ihr, ich ſuchte ſie nicht wieder auf. Es war ein Gefühl in mir, das mir ſagte, daß alles Aufgeſuchte, Gemachte, Abſichtliche dieſem, wie vom Himmel gefallenen, Blumenglücke meines Lebens nur den zarten Duft des Wunders abſtreifen würde, ein Gefühl, das ich ſo wenig abweiſen konnte, als Sokrates jene geheimnißvoll warnende Stimme, mit welchem ich auch die Geliebte, ſo wie ich ihr Weſen erkannt hatte, vollkommen einverſtanden wußte. Ja, wenn man das vergeſſen nennen will, was im ſtillen Heiligthum der Seele als ein verborgenes, reines Feuer brennt, ſo kann man ſagen, ich habe ſie vergeſſen. Wenn ich in den alten Trübſinn, in düſtere Zweifel verſank, erſchien ſie mir oft wie die weiße Taube, die vor Ausbruch eines Gewitters hoch über den Horizont fliegt, und während unten auf der Erde Alles Angſt und Nacht iſt, dort oben noch vom Strale der Sonne erreicht als ein Silberpunkt auf dem ſchwarzen Hintergrunde der ſchwefelſchwangeren Wolke glänzt und ſchnelle verſchwindet. Seitdem ich jedoch zu innerer Klarheit gelangt bin, ſeit die Welt nicht mehr wie ein trübes, dumpfes Räthſel vor mir liegt, trat auch das alte Bild immer lebendiger aus dem Hintergrunde hervor, und daß ich

es nur geſtehe, die Poeſie der Erinnerung wollte mir nicht mehr genügen. Mit all ihrer Lieblichkeit lebten die Geiſter jener lezten, an ihrer Seite genoſſenen, Minuten wieder in mir auf, als mir kürzlich ein poetiſcher Scherz wieder in die Hände fiel, den ich kurz darauf niedergeſchrieben hatte:

Als einſt an jenem Hügel, ſonnig helle,
Voll Inbrunſt meine Arme dich umſchlangen,
Als Haupt an Haupt und Wang' an Wange drangen,
Du ſchlankes Reh, ſchwarzäugige Gazelle,

Da traf ein Mücklein auf die holde Stelle,
Und zwiſchen unſern angeſchmiegten Wangen
Hat es in irrem Taumel ſich gefangen,
Es ſumſt und zappelt, will entfliehen ſchnelle.

Nicht wahr, du Schelm, das hat dir nie geträumet,
Es warte dein ſolch wunderlich Verhängniß?
So bleibe nur und werde nicht ſo bange!

Ein wohnlich Häuslein iſt dir eingeräumet,
Ein ſüßes Grab, ein liebliches Gefängniß,
Das liebe Grübchen in der weichen Wange.

Vor Kurzem erſt, ehe ich meine Reiſe antrat, entſchloß ich mich nun, Erkundigungen über jenes Dörfchen, das ſich Buchenforſt nennt, und ſeine liebliche Bewohnerin einzuziehen, aber ſie waren vergeblich. Hinreiſen wollte ich auch jezt durchaus nicht. So gehe ich denn im Ganzen ruhig meines Wegs, aber in einſamen Stunden meine ich oft, ſie müſſe

aus irgend einem verborgenen Schlupfwinkel hervortreten, und „lebe ſchmachtend vom Thau der Hoffnung.“

„Aha! rief Wilhelm, als Theobald geendigt hatte, deßwegen traf ich dich geſtern Abend mit einem rothen Netze um den Kopf, wie einen Spanier, ſo ernſt und gedankenvoll in deinem Zimmer. Du biſt und bleibſt mein lieber, ſentimentaler Freund, komm, laß dich küſſen.“ Chriſtoph war während der Erzählung wie Queckſilber geworden, er trippelte mit den Füßen, biß ſich in die Lippen, ſeine Augen leuchteten von Schelmerei, und öfters vernahm man ſein tiefes, gründliches Lächeln, ohne daß Theobald dieſen Eindruck, der mit dem ernſteren Inhalte ſeiner Erzählung in geradem Widerſpruche ſtand, ſich zu erklären wußte.

Friederich nahm endlich das Wort und ſagte: „Jeder von euch hat in ſeiner Erzählung geleiſtet, was er konnte, indem er ſeine erlebten Gefühle möglichſt deutlich wiedergab. Daß aber Verliebte nicht die beſten Erzähler ſind, iſt mir doch klar geworden. Jeder hat ein ſchönes Mädchen geſchildert, aber das Wichtigſte, ihre wahre Eigenthümlichkeit hat Keiner ſo hervorzuheben gewußt, daß nicht mit geringem Aufwande von dialektiſcher Kunſt die Bilder eurer drei Mädchen in Eines zuſammengezogen werden könnten, wozu freilich die zufällige, körperliche Aehnlichkeit beiträgt. Der gewandte, von ſeinem

Gegenſtande minder befangene Erzähler weiß einzelne, ſcheinbar unbedeutende Züge zu einer klaren und ſcharfen Markirung ſeiner Charaktere zu benützen; eine Geberde, ein einziges Wort kann unendlich bezeichnend ſein.“ „Was? rief Wilhelm, war der Puff mit dem Ellbogen keine bezeichnende Bewegung, kein ſchlagender, treffender Zug?“ „Und habe ich nicht deutlich bis in's Kleine geſchildert?“ fiel Theobald ein. Friederich beruhigte die Streitenden mit der Bemerkung, da ja, je größer ihr Ruhm als Erzähler, deſto geringer ihr Ruhm als Liebhaber ſein müßte, und nach manchem heiteren Worte, das über die mitgetheilten Abenteuer noch gewechſelt wurde, trennte ſich die Geſellſchaft.

Es waren genußreiche Tage, welche Theobald nun in Rom lebte. Wilhelm ermüdete nicht, ihm an die Hand zu gehen; der Morgen war kaum angebrochen, ſo pflegte er ſchon dazuſtehen, ihn aus den Federn zu treiben, und die Runde mit ihm zu machen. Was aber Theobald an dem geſchmackvollen Kunſtkenner, an dem feurigen Geſellſchafter vermißte, die tiefere Wärme des Gemüths, das fand er bei Friederich, der in ſeinem Benehmen gegen ihn mehr und mehr aus ſeiner ſonſtigen Abgeſchloſſenheit hervorzutreten ſchien. Dieſer Mann hatte ſich, unbekannt aus welchen Gründen, mit einem Schleier des Geheimniſſes umgeben; niemals kam ein Wort über ſein früheres Leben, ſeinen bisherigen Aufenthalt

in Deutſchland, über Familien-Verhältniſſe, in denen er etwa gelebt hatte oder lebte, über ſeine Lippen; Niemand, als Chriſtoph hatte Zutritt in ſein Haus. Unverkennbar war eine vorherrſchend religiöſe Richtung ſeines Charakters, mit deren Grundſätzen übrigens Theobald eben nicht geradezu einverſtanden ſein konnte.

Er begegnete Friederich eines Tags, da dieſer eben in eifrigem Geſpräche mit einem Fremden über die Straße ging. Es war ein ſehr geſchmacklos gekleideter Mann, der Kopf geduckt, ſchlicht gekämmte Haare hingen, geradlinig abgeſchnitten, unter der Krempe des Huts hervor und ließen nur einen kleinen Theil der Stirne über den Augbraunen frei. Theobald ſah, wie ſie ſich mit Zeichen großer Zärtlichkeit trennten, und geſellte ſich dann zu Friederich. „Ein trefflicher Mann,“ ſagte dieſer, indem er dem Fremden mit leuchtenden Augen nachblickte, deſſen dürre Geſtalt langſam hinſchleichend an einer Straßenecke verſchwand. „Ein Miſſionär, er war in Indien,“ ſezte er hinzu. „Ein Pietiſt,“ ſagte Theobald ziemlich naiv und wenig bemüht, ſeine ironiſche Miene zu verbergen; „Sie ſind ein Künſtler, fühlen Sie ſich von dieſer totalen Formloſigkeit der äußeren Erſcheinung nicht abgeſtoßen?“ „Nun ja, verſezte Friederich, etwas mehr Geſchmack würde eben nicht ſchaden, aber Sie müſſen doch zugeben, daß dieſe Vernachläſſigung des Aeußern wenigſtens aus einem achtungswerthen Grunde

hervorgeht; Sie ſehen ganz kummervoll, trübſinnig aus, was iſt Ihnen denn?“ „Ich kann es nicht läugnen, ſagte Theobald, wenn ich das Wort: Pietiſt nur nennen höre oder zu ſagen gezwungen bin, ſo wird es mir, ſo zu ſagen, mauſerig zu Muthe, es ſteigt mir etwas, wie Leinewebers-Geruch in die Naſe, es wird mir übel im Magen, meine Phantaſie fühlt ſich in enge, feuchte Höhlen gedrückt, das Leben erſcheint mir, wie eine dumpfe, ſchläfrige Nachmittags-Predigt.“ „Nun, und warum?“ erwiederte Friederich, ich bin nicht leidenſchaftlich, erklären Sie ſich unbefangen.“ „Der Pietismus, brach nun Theobald mit Bitterkeit aus, iſt eine Schamloſigkeit; aus der zarteſten Angelegenheit unſeres Herzens macht er ein Handwerk die Religion, die reine Braut der Seele, die wir am meiſten ehren, wenn wir nicht von ihr ſprechen, zerrt er, indem er heilige Namen in jede Rede miſcht, mit rohen Fingern, wie eine Hure, auf den offenen Markt; was unſer Denken, Wollen, Leben als unſichtbarer Geiſt durchdringen ſoll, klebt er auf Zettel geſchrieben buchſtäblich über ſeine Thüre; der Wiſſenſchaft, welche die ernſte und erhabene Arbeit übernommen hat, die religiöſen Mythen in die Klarheit des Begriffs zu übertragen, hängt er böswillig den Makel der Ketzerei an und weiß es ſchlecht zu verbergen, daß ſeine Frömmigkeit eine bewußte oder unbewußte Herrſchſucht iſt.“ „Da ſetzen Sie, ſagte Friederich, doch hoffentlich einen verſchiedenen

Gebrauch des Namens voraus, unterſcheiden Fromme und Frömmler.“ „Nein, antwortete der Erhizte, ich laſſe keine Unterſcheidung gelten. Es wird zu leicht unter dem Vorwande einer feineren Diſtinktion dieſelbe ſchlimme Waare eingeſchwärzt. Wo einmal die Frömmigkeit ſo hervorſticht, wo Das, was die Grundlage jedes Charakters ſein ſoll, ohne daß es als ein Beſonderes für ſich wahrgenommen wird, einen ſo beſtimmten Zug bildet, daß es dem Manne den Namen gibt, da wittre ich Fanatismus, und ſomit Schlechtigkeit, denn der Fanatismus in jeder Färbung iſt ſchlecht, bösartig, mörderiſch.“

Erſt an dem ungeſtörten Gleichmuthe, womit Friederich ihm zuhörte, bemerkte Theobald, wie wenig er in ſeiner Hitze erwogen hatte, daß die Achtung gegen den, mit dem er ſprach, ihm dennoch die Nothwendigkeit der verworfenen Unterſcheidung hätte aufdringen müſſen. Er ſagte ſich ſelbſt zu ſeiner Entſchuldigung, daß er wirklich von Friederich niemals ein Wort religiöſen Inhalts gehört habe, und er alſo nicht unter ſeine Bezeichnung fallen könne. Friederich legte ihm ruhig die Hand auf die Schulter und ſagte: „Sie haben nicht ganz Unrecht, junger Freund, aber es fehlt Ihnen noch an inneren Erfahrungen.“ Ein bitterer Leidenszug ſchien bei dieſen Worten ſein Geſicht zu verfinſtern. Er verließ Theobald ſchnell.

Trotz ſolchen kleinen Reibungen ſchien Friederich den jungen Mann beſonders liebgewonnen zu haben;

es freute ihn ſichtbar, wenn ſie ſich trafen, ja er ſuchte ihn gerne auf, was ſonſt nicht ſeine Art war, und oft wurde Theodor durch ein hingeworfenes Wort aus ſeinem Munde überraſcht, das die Möglichkeit einer weit innigeren Freundſchaft auszuſprechen ſchien, als er bis jezt ahnen könne. Auch Theobald fand ſich ungeachtet des entſchiedenen Gegenſatzes ſeiner Denkart zu dem ehrwürdigen Mann in einem Grade hingezogen, der ihm faſt geheimnißvoll vorkam und eine ungewohnte Spannung in ſeinem Innern hervorbrachte.

Wollte er aber im eigentlichen Sinne luſtig ſein, ſo ging er zu Chriſtoph. Eines Abends trat er unverſehens in ſein Zimmer. Chriſtoph ſtand vor dem Spiegel, ſehr ernſtlich beſchäftigt, verſchiedene Fratzen zu ſchneiden, und ließ ſich durch den Eintretenden keineswegs ſtören. „Ei, ei! rief Theobald, ſo alt und ſo kindiſch!“ „Was kinidſch, war die Antwort, man wird doch auch noch in Erfahrung ziehen dürfen, ob man ein Geſicht hat? Sieh', Beſter, in der Fratze liegt eine eigenthümliche Kraft. Weil inſonderheit dadurch Theilchen und Häutchen meines Geſichtes, welche ſonſt getrennt auseinanderliegen, welche im gemeinen und proſaiſchen Leben gar nicht das Vergnügen haben, einander näher zu kennen, weil dieſe, ſage ich, nunmehr in gegenſeitige Berührung treten und mit magnetiſchem Kitzel ſich begrüßen, dadurch bekomme ich ein Bewußtſein von meinem

Geſichte, und deßwegen iſt mir meine tägliche Portion von dieſem Artikel unentbehrlich.“ Nun ſtellte er ſich wieder vor den Spiegel, ſezte ſeine Verſuche fort, und gab endlich ſeinem Geſichte einen ſo unglaublich komiſchen Ausdruck, daß Theobald laut auflachen mußte. Nun gerieth Chriſtoph ſelbſt in ein ganz tolles Lachen. Er begann mit ſeinem bekannten gründlichen Lächeln, allmälig wurde es lauter und erhob ſich zum ſchallenden Gelächter, in welchem immer mehr Naſen-Töne hörbar wurden, bis es plötzlich in das Geſchrei der Ente überging. Dann hörte man den Ruf des Hahns, der Henne, die klagenden Laute des Perlhuhns, die zornig geſtoßenen Töne des welſchen Hahns, die geckenhafte Altklugheit des Papagei, beſonders das durchdringende Arra des indianiſchen Raben; das ſchrie, krächzte, gackerte, wimmerte, krähte durcheinander, daß Theobald am Ende für ſeine Vernunft bange wurde, und Chriſtoph mit Gewalt zu bändigen ſuchte, der ſich aber jezt ſelbſt erſchöpft in einen Stuhl warf. Chriſtoph war heute beſonders guter Laune und ließ ſeinen Freund ungeſtört im Zimmer umherkramen und unter ſeinen Papieren blättern. Zwiſchen einer Menge flüchtiger Skizzen, deren phantaſtiſche Compoſition meiſtens ein treues Abbild von der wunderlichen Einbildungskraft des Zeichners gab, ſtieß Theobald auf ein Heftchen, das überſchrieben war: Philoſophiſche Aphorismen. Eine kleine Probe ihres Inhalts mag hier ſtehen.

Chriſtophs philoſophiſche Aphorismen.

Man hüte ſich doch ja, aus der Stellung oder Geſtalt ausgezogener Stiefel zu vorſchnelle auf den Charakter und Geiſt ihres Beſitzers zu ſchließen. Ich habe erlebt, daß die Stiefel der vernünftigſten Männer durchaus eine thörichte Figur machten, daß die des genialſten Dichters auf einen abgeſchoſſenen Archivarius, die der ſittlichſten Charaktere auf einen Lumpen ſchließen ließen.

Es beweiſ't Mangel an Nachdenken, wenn man ſagt, die Froſtbeulen ſchmerzen. Sie ſchmerzen nicht, höchſtens nachdem ſie aufgebrochen ſind. Vielmehr ſie beißen. Man könnte es allenfalls einen fragenden Schmerz nennen.

Lerne ſchweigen. Sage ſtets nur die Hälfte der Wahrheit und das Beſte behalte für dich zurück. Ziehe die Anwendung vor fremden Ohren, aber das Prinzip verſchweige. Du wirſt ſonſt deine geiſtige Vorrathskammer ausleeren und für dich wird Nichts übrig bleiben. Man muß immer viel wiſſen, was man noch nicht geſagt hat. Wirf deine Perlen nicht vor die Schweine. Sei ein geiſtiger Geizhals.

Wer einem Menſchen auf der Straße begegnet, der eine Laſt trägt, und demſelben nicht ausweicht, der gibt einen unverkennbaren Beweis von Rohheit.

Die Fliegen habe ich vielfach beobachtet. Sie leiden an partiellem Wahnſinn und haben viel Humor. Sizt eine Fliege an einem Zucker-Körnchen

und eine andere kommt hinzu, ſo hebt die erſte ein Bein auf und kizelt die zweite, bis ſie fortfliegt. Wer hat ſich nicht ſchon geärgert, wenn eine Fliege, vergeblich tauſendmal weggejagt, mit unbegreiflichem Eigenſinn immer wieder auf dieſelbe Stelle ſeines Geſichtes ſich ſezte? Offenbar ein gewiſſer malitiöſer Humor mit etwas Wahnſinn. Es iſt aber auch kein Wunder, wenn man ſo einen rothen Kopf voll lauter Blut hat.

Kant ſagt ſtatt „er hört ſich gerne ſprechen“ nur „er hört ſich ſprechen.“ Eine ſehr richtige Auslaſſung. Denn das Weſentliche liegt wirklich darin, daß Einer ſein eigener Zuhörer iſt, und es braucht nichts weiter zur Bezeichnung. Die neueren Dichter hören ſich ſprechen.

Die Juden unter den alten Völkern machen auf mich denſelben Eindruck, wie ein kopfhängeriſcher Student unter ſeinen burſchikoſen Kameraden.

Es iſt etwas rührend Komiſches, unter den Büchern der heiligen Schrift auch das hohe Lied zu finden. Du lieber Leichtſinn, du übervolle, ſaftſprizende Traube, du ſprudelnder Wolluſtkelch, du rothbackiger Junge mit den heißen Lippen, wie haſt du dich nur in die heilige Umgebung hereingeſchlichen? Die Theologen hielten dich Wechſelbalg, wie einfältige Eltern, für ein ächtes Kind. Es mag aber ſchon manchem Kirchenvater oder Conſiſtorialrathe doch nicht ſo ganz kirchlich zu Muthe geweſen ſein, wenn er las, wie die üppige

Freundin unter glühenden Granatblüten dem Geliebten die ſchwellenden Brüſte öffnet.

Die Menſchen ſind falſch, alle. Trau' ihnen nicht. Man hat eigentlich keinen Freund, keiner iſt ohne Rückhalt. Und hätteſt du eine Seele, mit der du zuſammengewachſen wäreſt, wie die Leiber der beiden Siameſen, du biſt einſam. Mitten im Zirkel der Freunde, am Arme des Vertrauten, im Jubel der Freude durchſticht dich das Gefühl dieſer fürchterlichen Einſamkeit wie ein eiskalter Dolch. Welchen Reichthum hat doch der Fromme in dem Seelenbräutigam, der ihn nie verläßt! Er gibt nur der Sache einen abgeſchmackten Namen. Man muß die Hilfe nicht über den Wolken ſuchen. Der Eine wahre Freund iſt der Menſch, der iſt treu; den muß man lieben und achten. Die Menſchen muß man verachten. Es iſt ohne dieſe großartige Verachtung auch noch nichts Großes für die Menſchen gethan worden.

Man kann den Wahnſinn doch niemals ganz begreifen. Hätte man ihn begriffen, ſo wäre es kein Wahnſinn mehr.

Wenn Nichts wäre? Wenn es Nichts gäbe? Oder gibt es denn wirklich Etwas? bin ich ſelbſt? — Wohin kommt man doch nur mit ſolchen Gedanken? Dahin, wo alle Kühe ſchwarz ſind und die Welt mit Bretern vernagelt iſt: ſo viel iſt richtig. Aber dennoch iſt es ein Zeichen großer Bornirtheit, über Diejenigen

zu lachen, welche Entdeckungsreiſen hinter dieſe Breter verſuchen. Wer mit ſeinen Gedanken noch nie im Bodenloſen war, iſt gewiß ein Hohlkopf. Und wenn es wahr iſt, daß man leicht darüber verrückt wird, ſo iſt es auch wahr, daß ein Bettler nicht bankerott werden kann.

Wenn ich mir die Kreuzzüge vergegenwärtige, ſo habe ich eine ſonderbare Empfindung, die ich nicht gut bezeichnen kann. Ich meine, die Kreuzfahrer hätten ſich geniren ſollen. Dieſes phantaſtiſche Auftreten muß doch den Türken höchſt affektirt vorgekommen ſein. Wenn Jemand zwiſchen die conventionelle Kühle einer gewöhnlichen Unterhaltnng mit einem plötzlichen Ausbruche von Pathos hineinfährt, ſo ſieh't man ihn ſonderbar an, und ſo — ach was, ich kann mich doch nicht deutlich machen.

Nach einer Mahlzeit, wenn die Leute viel gegeſſen und getrunken haben, pflegt die Unterhaltung allmälig zu erlahmen. Alle haben etwas verſtopfte Naſen in Folge der Erhitzung, und pfeifen beim Athemholen durch die Naſenlöcher. Es wäre von der beſten Wirkung, wenn man dann Löchlein in die Naſen bohrte und Kläppchen darauf ſezte, ſo daß ſie von den jeweiligen Beſitzern als Clarinet geblaſen werden könnten.

Es gibt ein Gefühl, man nennt es kommlich, lauſchig, heimlich. Wer beſchreibt die Süßigkeit folgender Erinnerung? Als ich noch ein Kind war,

kam oft, nachdem ich mich zu Bette gelegt, meine Mutter, und ſchob mir die Decke des Betts, indem ſie das Aeußerſte derſelben an allen Enden nach innen kehrte, ſo zurechte, daß zwiſchen die Decke und das Bett kein kaltes Lüftchen eindringen konnte. Die Empfindung des Heimiſchen, der Sicherheit im warmen Neſte, wenn wir den Nachtwächter rufen hören, gehört auch hieher.

Geſpräch am Weihnachtabend. Kind: Mutter, weiß die Katze und der Spitz auch, daß es heute Chriſttag iſt? Mutter: Nein! Das Kind weint.

Wer wahr genug iſt, ſich ſelbſt ſeine Fehler zuzugeben, der eile nicht zu ſehr, ſie Andern zu geſtehen. Denn während es dich ſtärkt und erhebt, dich ſelbſt zu richten, ſo drückt es dich nieder, wenn du dich von Anderen richten läſſeſt.

Es gibt unter den Menſchen viele Vogel-Phyſiognomien, beſonders Kapaunenköpfe. Manche haben auch ein Geſichtchen, das gerade ſo zugeſpizt iſt, als wollten ſie eben in ein Trögchen voll Hanfſamen picken. Oft haben ſie auch dazu eine fette, glänzende Haut, als ſchlüge das Oel des Hanfſamens ſchon durch die Poren heraus.

Ein Mißbrauch, welcher unter die allergrößten, gemeinſten Rohheiten gehört, iſt auch unter den gebildeten Ständen weit verbreiteter, als man glauben ſollte, die Untugend, einem Sprechenden in's Wort zu fallen. In der intereſſanteſten Erzählung, eben,

wenn du dich der Kataſtrophe näherſt, unterbrechen ſie dich, nicht etwa durch Fragen oder eine auf die Erzählung ſich beziehende Bemerkung, ſondern ſie beginnen von ganz anderen Gegenſtänden. Durch wie vielerlei unterbrechendes Geräuſch man einen Vorleſer in Verzweiflung zu ſetzen pflegt, davon will ich lieber ganz ſchweigen. Das Gefühl des Unterbrochenen iſt ganz wie das eines Fechters, der ſich, wie man ſagt, verhaut; und wer es weiß, wie unendlich widerlich dieſe Empfindung iſt, wer die gränzenloſe Beleidigung erwägt, die in einer ſolchen Unterbrechung liegt, der wird meine ungeheure Empörung theilen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es eine unvergleichliche Anſtalt wäre, wenn die Menſchen Schwänze hätten. Bei einer angenehmen Erfahrung würde man mit dem Schweife hin- und herfahren, wie die Enten, wenn ſie einen Brocken verſchluckt haben; ginge man mit tückiſchen Gedanken um, ſo würde man jene wurmartigen Ringlein hervorbringen, wie die Katzen. Wenn man einer Dame ſchöne Dinge ſagte, würde man ſchmeichleriſch wedeln. In einer idealen, hehren Stimmung ließe man ihn erhaben und prachtvoll zwiſchen den Frackſchößen emporſtarren, in der Angſt ſinken u. ſ. w. Manche würden freilich aus Verſehen darauf ſitzen, dann würde er ein wenig zerknüllt.

Während Theobald ſo las, fiel ihm ein Blättchen in die Hände, das der Verfaſſer aus ſeinem Hefte ausgeriſſen und wahrſcheinlich zu verbergen vergeſſen hatte. Es ſtand darauf:

Chriſtenthum und Heidenthum vereinigt in C. Hier iſt es die reine Anmuth, welche die Stelle der Tugend vertritt. Ich weiß kein Hinderniß, daß die guten jungen Leute nicht ſollten ehelich zuſammenkommen. Traut er ſeinem Charakter nicht recht? Iſt ihm ſeine Denkart zuwider? Ich muß ihn beruhigen. O, wenn du wüßteſt, guter Th.!

„Wie? was haſt du da für ein myſteriöſes Blatt?“ rief Theobald. Chriſtoph, der eben bemüht war, einen abgeriſſenen Knopf an ſein Kleid anzunähen, wollte herbeieilen, verwickelte ſich aber in den Faden, konnte nicht ſogleich los werden, und mußte zuſehen, wie Theobald das Blättchen zwei-, dreimal eifrig las. Endlich ſprang er herzu, riß ihm das Zettelchen aus der Hand und war ſichtbar in peinlicher Verlegenheit, einem Zuſtande, in den er überhaupt ſehr leicht gerieth. „Gnoſtiſche Zeichen, — Abraxas, — Sonderbarkeiten, — Spielereien —“ ſtotterte er hervor. Theobald war nachdenklich geworden. Bedeutete denn das Th. und C. nicht offenbar Theobald und Cordelia? Aber welchen Sinn konnte denn das Blatt haben? Hier, im fernen Rom — war es nicht Wahnſinn, an ein Wiederſehen zu denken? Und konnten denn die Buchſtaben nicht gar wohl eine

andere Bedeutung haben? Aber woher dann Chriſtophs ſichtbare Verlegenheit? Nun erinnerte er ſich auch eines Auftritts, der ihm bis jezt keiner beſonderen Aufmerkſamkeit würdig geſchienen hatte. Als er kürzlich mit Wilhelm im Mondſcheine vor ſeiner Wohnung auf- und niederging, das rothe Netz um den Kopf geſchlungen, kam eine dicht verſchleierte weibliche Geſtalt an der Seite eines ältlichen Herrn, deſſen abgewandtes Geſicht er nicht ſehen konnte, an ihm vorüber. Die Dame ſchien plötzlich aufmerkſam zu werden, wandte ſich um, und ſah nach ihm herüber. Dann ſchüttelte ſie, als hätte ſie ſich getäuſcht, den Kopf und ging weiter. Dieſen Auftritt hielt er nun unwillkürlich mit den geheimnißvollen Zeilen zuſammen; ſchweigend, in widerſtreitende Gedanken verloren, in höchſter, faſt unheimlicher Spannung, jezt hoffend, jezt ſeine Hoffnung verlachend, ging er neben Chriſtoph her, der ihn gebeten hatte, ihn auf einem Spazirgange nach dem Monte Pincio zu begleiten. Sie wurden beide aus ihrer Spannung durch Friederich befreit, der auf der Piazza di Spagna ſich zu ihnen fand, deſſen Nähe und Geſpräch auch jezt ihren milden, beruhigenden Einfluß nicht verfehlten.

Sie waren auf der Höhe der Marmortreppe angekommen, die wie ein breiter, weißer Strom von der Höhe des Monte Pincio ſich herniedergießt. Der volle Mond ſtieg hinter den fernen Pinien herauf,

zauberhaft wölbte ſich in ſeinem Glanze die majeſtä tiſche Peterskuppel empor. Rechts lagerte ſich der Vatican wie eine kleine Stadt mit ſeinen zahlreichen Flügeln, den Werken der verſchiedenſten Perioden der Baukunſt. Die Engelsburg trat gewaltig hervor, und zwiſchen unzähligen Kuppeln leuchteten die reinen Formen des Pantheon. Die Wellen der Tiber rauſchten durch die ſtille Nacht. Ein durchſichtiger Schleier, aus dem Lichte des Mondes und aus jener zarten, ſilberartigen Luft gewoben, die ſich über der alten Weltbeherrſcherin zu lagern pflegt, hüllte dieſe verſchiedenen Zeugen dreier Weltalter in ſein geheimnißvolles Netz. Die drei Freunde ſtanden ſchweigend, in Betrachtung verſunken. Plötzlich trat Chriſtoph vor Theobald, ſah ihm halb verdrießlich, halb verſchämt unter's Auge und ſprach: „Sieh' mein Geſicht an, Theobald.“ „Was ſoll's?“ fragte dieſer. „Ich bitte dich, flehte Chriſtoph, ſage mir, bin ich gerührt? Fühle ich Etwas? Empfinde ich Etwas?“ „Aber, mein Gott, was willſt du denn?“ rief Theobald. „Aber ich bitte dich, klagte Chriſtoph, ſo hilf mir doch aus meiner Verlegenheit. Nun ſtehe ich ſo eine geraume Viertelſtunde, und laure, ob ich zu einer ordentlichen Empfindung, zu einer honnetten Portion Rührung gelangen könne, wie der Anblick da oben ſie billiger Weiſe anſprechen kann. Eben ſteigt mir nun ſo Etwas herauf, das mir wie ein abgebrochener Pfahl in der Gurgel ſteckt, und ich

will ſchlechterdings wiſſen, ich will hören von dir ob dieſes Ding Gefühl, Empfindung, Rührung ſei.“

„Ich verſtehe Das, ſagte Theobald, ich habe auch an dieſer Krankheit der Reflexion gelitten. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung unſerer modernen Zeit.“

„O, es iſt entſetzlich!“ rief Chriſtoph halb weinerlich, halb lachend, ſezte ſich entfernt von den Beiden auf einen Stein und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Friederich, der, in den großen Anblick verſunken, auf dieſe Unterhaltung nicht gehört hatte, nahm nach einer Pauſe Theobalds Hand, drückte ſie innig und ſagte mit einem Tone voll Rührung: „Unſterblichkeit!“

„Wiederſehen im Lande der Ideale, wo keine Zähre mehr rinnt, wo melancholiſche Nähjungfern ihren Geliebten wiederfinden, — ſieh', dort im Monde kommt ſo eben eine gottſelige Pfarrchaiſe angefahren, die Familie findet den ſeligen Paſtor wieder — er ſchwebt in einem wollenen Wamms herbei — ſeine Wittwe mit ſieben Kindern ſteigt eben aus, ſie hat in der Taſche etwas Kuchen in einem fetten Papier mitgebracht — er fällt ihr wonnelächelnd an's Herz“ — Hier erſt bemerkte der Sprechende, daß Thränen in Friederichs Augen ſtanden und daß ſein ganzer poſſenhafter Ausfall auf einem ſchrecklichen Mißverſtändniſſe beruhte. Sonderbar genug hatte er gemeint, daß der Freund im Scherze ſpreche und daß er nur in deſſen Sinne fortfahre.

Der Leſer kann ſich vielleicht den grellen Irrthum beſſer erklären, als Friederich, der wie aus den Wolken gefallen war. Theobald hatte unmittelbar vorher ſein Herz durch den erhabenen Anblick gelöſ't und erweitert gefühlt, er fing an, ſich zu ſchämen, daß er in dieſen großartigen Umgebungen, aus denen die Menſchheit und ihr Schickſal zu uns ſpricht, ſich mit den engen Sorgen ſeines kleinen Ich habe tragen können; kein Gedanke lag ihm daher entfernter, als der an eine ewige Erhaltung deſſelben. In Folge der Richtung, die ſeine wiſſenſchaftliche Bildung genommen hatte, war er zumal, je ernſter ſeine Lebensanſicht ſich geſtaltete, ſeit Jahren gewöhnt, die weichliche, thränenreiche Sentimentalität, welche den Glauben an Unſterblichkeit zu oberſt unter den chriſtlichen Glaubensſätzen ſtellt, mit einer unerbittlichen Satyre zu geißeln. Er hatte ſich in dieſe Denkart ſo hineingewöhnt, daß es ihm ſchwer ward, ſich auf den Standpunkt eines Andersdenkenden zu ſtellen. Dazu kam, daß er, in ſeine Betrachtung vertieft, die Perſon Chriſtophs, der ſich kurz vorher in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe geäußert hatte, durch eine träumeriſche Verwechslung an die Stelle des Sprechenden ſezte und daher Denjenigen, der ihn anredete, mit ſeiner ſcherzhaften Wendung ganz einverſtanden glaubte, bis er zu ſpät ſeinen Irrthum gewahr wurde.

Friederich hatte ſich in großer Entrüſtung abgewandt. Theobald in ſeiner Beſtürzung wußte nichts

Beſſeres, als ſich an Chriſtoph zu wenden und ihn um Vermittlung zu bitten. Dieſer meinte ſchadenfroh, er ſollte ſelbſt ausbaden, was er angerichtet. Theobald ſtand eine Weile rathlos, dann warf er ſich ungeſtüm an Friederichs Hals und rief: „Nein, nein, ich bin kein Frivoler! Ich verfolge das ungeſunde Gefühl, aber ich achte die Wahrheit, die Religion, Sie dürfen nicht anders, Sie müſſen mir ſchlechterdings verzeihen!“

Friederich konnte dem Eifer, der gutmüthigen Reue des Liebkoſenden nicht widerſtehen. Er ließ beſänftigt ſein großes, tiefſinniges Auge auf dem Jüngling ruhen und ſagte: „Sie haben mich mißverſtanden, Sie ſollten mich nicht unter die Sentimentalen rechnen. Sie ſind ein Philoſoph, hüten Sie ſich, daß ſie den ſchlichten Glauben nicht verachten.“ Theobald wollte eben ausholen, um in ſeiner lehrhaften Weiſe die Stellung ſeiner Philoſophie zur Religion auseinanderzuſetzen und ſich gegen den Schein eines ſolchen Uebermuths zu vertheidigen; aber Friederich unterbrach ihn: „Ich kenne Dies; es mag viel Wahrheit in Ihrem Syſteme ſein, ich gebe es zu. Aber Eines will ich Ihnen ſagen, was ich nicht zugebe: daß die Klarheit der Erkenntniß, des Begriffes hinreiche, die Regungen des Herzens zu erſetzen, daß ſie den ganzen Menſchen durchdringe, und Das, was ſie als gut begriffen, auch gegen die Schwächen des Temperaments, des Charakters durchſetze und zum

Leben bringe. Ich glaube, daß jene Richtung etwas Erkältendes in ſich hat, eine zerfreſſende, vornehme Kühle, einen Mangel an Demuth.“

Theobald konnte mit dieſer Behauptung keineswegs übereinſtimmen, aber es lag Etwas in Friederichs Blick und Tone, was, mit dem Inhalte ſeiner Worte nicht unmittelbar zuſammenhängend, Theobald im Innerſten ergriff und zu tief bewegte, als daß er den Ausdruck finden konnte, Das zu widerlegen, was er in Friederichs Bemerkung als unrichtig erkannte. Friederich ſchien einen ernſten Gedanken, der ihn ſchon vorher heimlich bewegte, nicht länger zurückdrängen zu können, und fuhr in feierlichem Tone fort: „Was ſoll ich Ihnen wünſchen und gönnen? Ein großes Glück oder ein großes Unglück? Mein Herz gönnt Ihnen ein großes Glück, aber —“

„Glück! Glück! rief Chriſtoph, gib ihm das große Glück!“ „Ich will es noch einmal bedenken,“ ſagte Friederich, und nahm von Beiden Abſchied.

„Nun, mein Lieber, iſt das nicht ein vortrefflicher Mann? ſagte Chriſtoph, während ſie nach Hauſe gingen, du haſt ihm, ſeit du ihn kennſt, faſt täglich eine Grobheit gemacht, und doch iſt ſeine Liebe zu dir täglich im Steigen. Was übrigens das Thema eures ewigen Streits betrifft, ſo ſoll mir ein Elephant auf mein Hühnerauge treten, wenn ich nicht euch Beiden Recht gebe.“ Theodor hatte keine Zeit, auf dieſe Bemerkungen zu hören. Er drang haſtig in

Chriſtoph, ihm den Sinn jener räthſelhaften Worte zu enthüllen. Statt aller Antwort aber ſagte dieſer mit ſeinem gewöhnlichen Lächeln: „Felice notte, caro mio! vielleicht morgen iſt Vieles anders.“ Mit dieſen Worten hinkte das ſcherzhafte, prophetiſche Männchen ſchnell über die dunkle Straße weg und verſchwand an der Ecke.

In den innerſten Tiefen der Seele aufgerüttelt betrat Theobald ſein Zimmer und ging haſtig auf und nieder. Zwei Geiſter kämpften in ihm, eine bis zum Aeußerſten geſpannte Sehnſucht nach dem geliebten Weſen, das ihm ſo geheimnißvoll nahe gerückt ſchien, und eine unerklärliche, große Angſt. „Woher kommt dieſe namenloſe Angſt? fragte er ſich; ſie iſt aus keinem einzelnen Gedanken, keiner Beſorgniß entſtanden, ſie iſt grundlos, unergründlich, und dennoch erfüllt ſie mich mit furchtbarer Wahrheit.“ Er zitterte, Schweiß lag auf ſeinen Schläfen, ſeine Knie wankten, es lag auf ihm, wie bleierne Gewichte. Er erinnerte ſich einer ähnlichen Stunde aus ſeinem früheren Leben, wo plötzlich, abgebrochen von jeder vorhergehenden Gedankenreihe, eine ſolche unerklärliche Angſt über ihn gekommen war, und zog ein Blatt hervor, auf welchem er ſeinem damaligen Zuſtande folgende Worte geliehen hatte:

Warum denn dringt und dringet wieder
Mir Todesangſt durch Mark und Bein?

Was ſchüttelt die erſtarrten Glieder
Mir eine dumpfe, ſchwere Pein?

Hat arge Blutſchuld eingeſchrieben
Mich einſt in der Lebend'gen Buch?
Sind mir nicht rein die Hände blieben
Von des Verbrechens ew'gem Fluch?

War ein vermaledeiter Sünder
Einſt unter meiner Väter Zahl?
Und ſchwingt auf Kind und Kindeskinder
Ein zorn'ger Gott den Racheſtral?

Beſtrafet ſich mein kühnes Streben,
Mein Jugendſtolz und Uebermuth
Durch alſo dunkle Angſt und Beben
Nun an dem allzu ſtolzen Blut?

Den ich erfaßt mit meinem Wiſſen,
Stand er dem Herzen doch ſo fern?
Und muß ihn ſchmachtend nun vermiſſen,
Den dreimal heil'gen Gott und Herrn?

O, wolleſt, Herr, dich zu mir wenden,
Und gnädig ſchau'n auf meinen Schmerz!
O ſenke dich, die Angſt zu enden,
Mit ſchnellem Schrecken mir in's Herz!

Und eine Stimme mög' erſchallen
In meines Herzens ödem Sand:
„O ſchrecklich, ſchrecklich iſt's zu fallen
In des lebend'gen Gottes Hand!“

Dann wird das ſtolze Knie ſich beugen,
Dann falten meine Hände ſich,

In Andacht wird das Haupt ſich neigen,
Und meine Lippen preiſen dich!

Eine tröſtliche Ueberzeugung drang nach und nach in ſeine Seele, je mehr er ſich in dieſe Zeilen vertiefte. Unter einem Strome von Thränen löſ'te ſich die herbe Beklemmung, eine ungewohnte Weichheit ergoß ſanfte Bäche durch ſein Inneres, ſilberhelle Geſtalten, wie aus Kinderträumen, tauchten auf, und ein milder Schlummer ſenkte ſich auf den Erquickten. Die Thore des Traumes öffneten ſich. Er trat in den dichtgrünen Wald, durch den er einſt mit Cordelien gewandelt. Ein lockiges Haupt bog ſich über ſeine Schulter und flüſterte mit wohlbekannter Stimme: „Find' ich dich? Hab ich dich wieder?“ Er wendet ſich um und will die Geliebte umfaſſen, aber ſie entgleitet ſeinen Armen, er ſieht ſie durch die Schatten des Waldes hineilen, eine dunkle Geſtalt mit weit ausgeholten Schritten verfolgt ſie. Indem er mit athemloſer Angſt der Hilferufenden nacheilt, ſcheinen ſich die oberſten Aeſte der Tannen zu einem Gewölbe zu verſchlingen, die Stämme verwandeln ſich in Pfeiler, die Lichtſtreifen, die zwiſchen ihnen hereinfielen, färben ſich mit brennendem Roth und Ultramarin, Orgelklänge erheben ſich langſam anſchwellend, ein Hochaltar ſchießt wie eine Lilie empor, und aus dem Kelche der oberſten, geſchnizten Blume erhebt ſich ein lichter Punkt, der ſich immer deutlicher bildet, aufſteigend die Spitzbögen des Chores durchbricht, und endlich

als eine Lichtgeſtalt, wie aus Mondlicht gewoben, hoch oben im blauen Himmel ſchwebt. Ein langes, weißes Gewand floß über die hohen Glieder und wallte noch weit über den Körper herab, ein ſeliges Antlitz ſchaute tröſtlich und friedlich auf ihn hernieder, es war Cordelia's Antlitz. Hinweg war Angſt und Schrecken, und aufgelöſ't in ſtille Wehmuth erwachte er.

„Buon giorno, signore, riposato bene? rief Wilhelm, mit einer Rolle Papier eintretend, ich will dir nur geſchwind Etwas zeigen, was ich in tiefer Mitternacht ausgearbeitet habe. Sieh' her, ſagte er, es iſt Fauſt, wie er Gretchen auf der Straße ſeinen Arm anbietet. Ich habe in ſeiner Perſon mich ſelbſt gezeichnet, und meine, mich in dieſer mittelalterlich ſpaniſchen Tracht ſo übel nicht auszunehmen. Aber da, betracht' einmal dieſes Gretchen. Es iſt ein ſchwacher Verſuch, und dennoch iſt mir nie eine weibliche Geſtalt ſo gelungen; ſieh', ſie will dem unverſchämten Fauſt einen Puff mit dem Ellenbogen geben. Aber wer wird ſie erreichen? Welcher Künſtler wird dieſe Formen aus dem Gedächtniſſe nachbilden?“ „Was für Formen? fragte Theobald. „Wie biſt du doch heute ſo zerſtreut, auch ſcheinſt du an meiner Zeichnung gar keine Freude zu haben, verſezte Wilhelm; wer wird es auch ſein? Meine Antigone iſt es, meine Helena, meine Wundervolle, von der ich neulich erzählt habe! Wie habe ich mich heute Nacht angeſpannt, dieſe Geſtalt zu

erfaſſen, wie hab' ich ſie mit allen Armen der Phantaſie umklammert! Und ſieh', dort hinten ſteht Mephiſtopheles und ſchielt herüber; ich weiß nicht, warum, ich mußte in dem böſen Kauze abermals mich ſelber malen, und meine langen Beine, meine dämoniſche Größe ſtehen ihm vorzüglich gut an.“

Theobald konnte dem Bilde nur eine halbe Aufmerkſamkeit ſchenken, die Erſcheinung ſeines Freundes machte überhaupt in dieſem Augenblick einen widerlichen, faſt ängſtlichen Eindruck auf ihn, ohne daß er ſich den Grund davon anzugeben wußte. Plötzlich trat Chriſtoph ein, er ſchien ſehr eilig und rief: „Schnelle, Theobald ſchnelle! Ich habe einen Auftrag, komm Er mit mir, aber ſogleich!“ Wilhelm entfernte ſich nach einigen Neckereien gegen Chriſtoph, der heute beſonders beweglich ſchien und ein Geſicht zeigte, das nicht anders ausſah, denn als wäre es mit tauſend Scherzen geladen, die nur auf die zündende Lunte warteten. Er ſprach mit Wilhelm Nichts, hinkte ſeltſam lächelnd, ungeduldig auf und nieder, konnte kaum erwarten, bis Theobald ſeinen Anzug geordnet hatte, und zog ihn dann mit den Worten: „Jezt nur mir nach!“ mit ſich fort.

Immer ſchweigend führte er den vergeblich Fragenden über die Straßen, dann durch Gärten, bis ſie an dem Portale eines geſchmackvoll gebauten, einſam ſtehenden Hauſes ankamen. „Eine Treppe hoch, linker Hand die erſte Thüre!“ ſagte Chriſtoph und

hinkte davon, ohne auf die Fragen des nachrufenden Freundes zu hören. Mit klopfendem Herzen ſtieg dieſer die Treppen hinan und trat in das bezeichnete Zimmer.

Vor einer Staffelei ſtand, Palette und Pinſel in den Händen, Friederich, der ihm herzlich die Hand ſchüttelte. „Ich weiß, daß Sie ein Kunſtfreund ſind, ſagte er dann, und möchte Ihnen ein paar Gemälde zeigen. Zuerſt betrachten Sie dies hier an der Wand.“ Es war das Bruſtbild eines evangeliſchen Geiſtlichen in der Amtstracht. „Das wahre Bild eines Seelenhirten, ſagte Theobald; wie viel Liebe und Troſt in dieſen blauen Augen, welch redlicher, rechtgläubiger Eifer in den buſchigen Augbraunen und auf der hohen, von den grauen Locken ehrwürdig gekränzten Stirne!“ „Ja gewiß, entgegnete Friederich, ein Mann, dem ich viel verdanke; Sie werden Alles hören. Nun beſchauen Sie ſich das andere Bild hier auf der Staffelei, mit dem ich bald zu Ende ſein werde.“ Das Gemälde ſtellte König Lear vor, die ſterbende Cordelia in den Armen haltend. „Ich zähle mich, bemerkte Friederich, nicht zu denen, welche Shakespeare überzuckern, aber hier mußte denn doch der Künſtler ſtatt der Maſe um den Hals eine Wunde in der Bruſt wählen.“

Theobald betrachtete voll Bewunderung das Bild, in welchem er mit dem erſten Blick ein wahres Kunſtwerk erkannte. Aber wie erſtaunte er, als er nicht

nur in Lears Zügen eine große Aehnlichkeit mit Friederich, ſondern auch in dem Bilde der Cordelia ſeine Cordelia erkannte. Bleich, mit dem lezten, feuchten Strale im erlöſchenden Auge, lag die zerknickte Lilie im Arme des greiſen Vaters. „Woher dies Bild? ſtammelte Theobald, wer hat es geraubt aus dem verſchwiegenen Heiligthume meiner Seele? Cordelia, meine, meine Cordelia!“ Friederich hing mit wohlwollenden Blicken an dem jungen Manne der mit thränenvollen Augen vor dem Gemälde ſtand und die Arme ausſtreckte, als müßte er in herzzerſprengender Sehnſucht das Bild an ſein Herz reißen. „Folgen Sie mir, lieber Freund,“ unterbrach er endlich den Träumenden, und führte ihn durch mehrere Zimmer bis zu einer Thüre, die er mit den Worten öffnete: „Treten Sie ein, ich werde folgen.“

Theobald trat ein. Eine hohe, weibliche Geſtalt in weißem Gewande ſaß am Fenſter, und ſah, den Kopf in die Hand geſtüzt, in den blauen Himmel hinaus, ſo daß ſie Theobald nur vom Rücken ſah. Sie ſchien gedankenvoll, denn ſie hörte den Eintretenden nicht. Er wollte eben ſeinen Eintritt entſchuldigen, aber die Worte erſtarben ihm auf den Lippen; denn die Fremde hatte ſich ſchnelle umgedreht. „Cordelia, meine Cordelia! Mein Theobald!“ war Alles was die Erſtaunten, Erſchrockenen ſich zurufen konnten. Bleich, bebend, die Arme ausgeſtreckt, Thränen in den weit geöffneten Augen, ſtanden ſich die beiden

jugendlichen Geſtalten gegenüber. Jezt ſtürzten ſie ſich in die Arme und lange, heiße Küſſe waren die einzige Sprache der Glücklichen.

Nachdem ſie vom erſten Sturme der Gefühle ſich gefaßt hatten, trat Friederich ein, von gutmüthiger Freude ſtralend, und Theobald warf ſich unter Zähren der dankbarſten Rührung an ſein Herz. „Mein lieber Sohn, ſagte Friederich, indem er ihn auf die Stirne küßte und die Hand auf ſein Haupt legte, verſtehſt du, warum ich euch dieſes Glück ſo lange vorenthielt? Verſtehſt du jezt meine geſtrigen Worte? — Sei nur immer einfältig und fromm!“ Cordelia trat herbei, ſchlang ihre Arme um die beiden, und drei ſelige Menſchen ſtanden in Einer Umarmung.

„Nun fehlt nur noch Ein Menſch zu unſerem Glücke, ſagte Friederich; es iſt derſelbe, aus deſſen Munde du den ganzen Zuſammenhang der Begebenheiten vernehmen ſollſt, der gute Chriſtoph.“ Theobald, dem die leiſe Forderung des Zartgefühls, daß ihm das Räthſel durch einen Dritten und nicht in Friederichs Gegenwart gelöſ't werden ſollte, nicht entgehen konnte, begab ſich ſogleich auf den Weg zu dem Freunde. Er mußte lächeln, als er, über das Eſtrich an der Küche vorübereilend, Friederichs Farbenreiber zu der Magd ſagen hörte: „Ich hab' an der Thür ein wenig gehorcht, es muß ein alter Schatz von der Jungfer ſein. Wenn ich nur wüßte, warum

unſer Herr zu ihm geſagt hat: Sei nur immer einfältig und dumm!“

Theobald lief mehr, als er ging, und Mancher blieb auf der Straße verwundert ſtehen, wie er den Jüngling mit dem leuchtenden Geſichte dahineilen ſah. Chriſtoph hatte ihn längſt erwartet, ſezte ſich, da er ihn endlich kommen ſah, in ausgelaſſener Freude reitend auf das Geländer ſeiner Treppe, glitt jählings darauf hinab und ſtand plötzlich mit einem Sprunge vor Theobald. „Come sta? rief er, che comanda, Signore?“

„Was wird's ſein, alter Narr, komm nur herauf, erzähle mir, und dann im Fluge zu Friederich und Cordelia!“ „So ſetze dich nieder, ſagte Chriſtoph, als ſie in ſein Zimmer getreten waren, und höre. Aber ſieh' mir dabei nicht in's Geſicht, ich kann's nicht leiden; oder halt, wir wollen's ſo machen!“ Er ſtellte zwei Stühle mit der Rücklehne gegeneinander, drückte Theobald auf den einen derſelben, und begann dann, den Rücken gegen ſeinen Freund gekehrt, die Arme gekreuzt, ſeine Erzählung:

„Friederich iſt der Sohn eines längſt verſtorbenen Förſters in Buchenforſt. Er hatte zwei Brüder, von denen der Eine noch jezt als Förſter daſelbſt lebt; der andere reiſ'te als Architekt nach Italien, und brachte eine Römerin von wunderſamer Schönheit als Frau zurück. Friederich hatte ſich zum Maler beſtimmt und bereits die erſten Beweiſe eines ſehr glücklichen Talents gegeben, das aber keine günſtigen Verhältniſſe

fand. Er wurde verkannt, angefeindet und lebte in dürftigen Umſtänden. Er ſah die Frau ſeines Bruders, und von dieſem Momente an war es um ſeine Ruhe geſchehen. Er vermied ihren Anblick, er ſchien mit allen Kräften gegen ſeine Leidenſchaft zu kämpfen, und, indem er künſtleriſch darſtellte, wovon ſein Inneres erfüllt war, von dem übermächtigen Eindrucke ſich befreien zu wollen. Treffliche Compoſitionen, auf deren jeder man die Züge erkennt, die ſich ſeiner Phantaſie ſo glühend eingeprägt hatten, ſtammen aus jener Zeit. Aber er vollendete Nichts; er fing an, unordentlich, unreinlich zu werden, und gegen Diejenigen, die ſein Talent zu verkennen ſchienen, zeigte er eine wilde Bitterkeit. Cordelia, das Ebenbild ihrer römiſchen Mutter, wurde geboren, aber die Geburt koſtete der Mutter das Leben. Friederich ſah ſie ſterben. Dieſe Scene hat ſein Verſtand nicht überlebt; er reſolvirte ſich, ein völliger Narr zu werden, und biß in Gottesnamen in den ſauren Apfel. Sein Bruder folgte frühe der Verſtorbenen in's Grab; die Großmutter des Kindes, die bei ihrem Sohne in Buchenforſt wohnte, übernahm deſſen Pflege. Mehrere Heilverſuche mit Friederichs Wahnſinn waren bereits mißlungen, als ich in das Pfarrhaus zu Buchenforſt als Arzt berufen wurde und ihn bei dieſer Gelegenheit kennen lernte. Er ſchien mir heilbar, und ich entſchloß mich, eine Kur zu unternehmen. Er hatte ſeit einiger Zeit wieder zu malen angefangen, die Situation

aus König Lear, die hier vor uns hängt, ſtand eben auf ſeiner Staffelei. Den Kopf des Königs hatte er noch in der Zeit gemalt, da ſein Wahnſinn ausbrach und ihm doch noch Reflexion genug zu Gebot ſtand, um den Ausdruck des beginnenden Uebels von ſich ſelbſt abzuziehen. Jezt ſchien er in dieſes Bild ordentlich verliebt. Man ſah ihn oft vor den Spiegel treten und dann wieder mit ſichtbarer Freude vor dem Gemälde verweilen. Es war vollendet bis auf den Kopf des Narren, den er abwechſelnd abwiſchte und wieder auf's Neue zeichnete. Wie erſtaunte ich, als ich ihn eines Tages beſuchte und meine eigene werthe Perſon in Figura des Narren auf dem Gemälde fand! Der Wahnſinn iſt auch ein Schalk. Die Kur ſollte nun eröffnet werden. Zuerſt nahm ich ihm heimlich Alles, was er von Zeichnungen und Gemälden beſaß, denn faſt aus jedem Blatte ſah ihm ja ſeine Vergangenheit, ſein Wahnſinn entgegen. Seine Bitterkeit ſtieg natürlich darüber auf's Aeußerſte, ſein Mißtrauen wurde gränzenlos, jedes Meſſer hielt er für einen Mordſtahl. Wie er nun einſt vor ſich hinbrütend im Zimmer ſaß, ſtürzte ich, als Teufel verkappt — es iſt klar, daß mein Pedal bei dieſer Maske vortreffliche Dienſte leiſtete — aus einem Schlupfwinkel mit gezücktem Meſſer auf ihn los. Er fiel für todt zu Boden. Als er wieder zum Bewußtſein gekommen war, ſchien ſein Gedächtniß völlig erloſchen und die Kraft ſeines

Körpers gebrochen. Die ſtrengſte Diät wurde ihm vorgeſchrieben, bis er faſt ein bloſer Balg von einem Menſchen war. Nur ſehr langſam ſtärkte ich ihn durch wenige, kräftige Nahrung. Als ſein Körper wieder zu einigen Kräften gekommen und ſein Geiſt nicht viel anders war, als eine abgewiſchte Schiefertafel, überantwortete ich ihn dem Proviſor des Orts zum Unterrichte, einem beiſpiellos trockenen Menſchen, der durchaus Nichts dachte, wollte, ſprach, als Was er docirte. Friederich mußte das A B C lernen, Buchſtabiren, Leſen, Schreiben, Rechnen, Geographie, und ſo viel der Schafskopf von Lehrer aus der Naturgeſchichte wußte. Es war rührend anzuſehen, wie gläubig der Gute alle die Dinge lernte, die er längſt wußte. Das Ding hatte ſo ein halb Jahr gedauert, und weiß Gott! es wirkte. Kam er das Eine= oder andere Mal noch auf ſeine wahnſinnigen Ideen zu reden, ſo durfte ihm Niemand geradezu widerſprechen, noch weniger beifällig darauf eingehen, ſondern man ſagte ihm, das Alles werde er ſchon begreifen, wenn er nur hübſch fleißig ſei und brav lerne. Solche Antworten pflegte er mit gutmüthigem Zutrauen hinzunehmen, denn er ging mit ſich ſelbſt nicht anders um, als wie mit einem Schulkinde. Nachdem ich ihn nun ſo in die kalte Waſſerkufe des Schreckens getaucht, dann in dem Seifenwaſſer der Diät ganz ausgewaſchen, hierauf mit der Steife ſtärkender Mittel wieder in etwas

aufgerichtet, hernach in der Preßwalze des Brod-trockenen Unterrichts ſo ordentlich durchgewalkt, ließ ich noch ein warmes Bügeleiſen über ihn gehen. Dies war der gute Paſtor von Buchenforſt, deſſen Porträt du ohne Zweifel heute bei Friederich geſehen haſt; ein gründlicher, faſt pedantiſcher Gelehrter, ein Eiferer für den rechten Glauben, ein Mann voll herzlicher Liebe und herzlichen Zorns, aber die Liebe war größer; ein Menſch. Er begann damit, ihn in der Geſchichte und der lateiniſchen Sprache zu unterrichten. Hier lernte der Patient ſchon mit einem tieferen Intereſſe, denn in dieſen Fächern hatte er wirklich niemals geglänzt. An das Latein wurde etwas Logik angeknüpft; der ſtrenge, ich möchte ſagen, militäriſch unerbittliche Bau dieſer Sprache hat vielleicht mehr, als Alles, das Schweifen ſeiner Gedanken gezügelt. Die Geſchichte wurde pragmatiſch behandelt, allmälig aber fing man an, ihm die Begebenheiten in einem höheren Lichte zu zeigen, bis endlich der gelehrige Schüler, mehr und mehr erſtarkt, gereift, durch kleine Winke auf ſeinen früheren Wahnſinn und beſonders auf die Schuld in dieſem Wahnſinn aufmerkſam gemacht, und nun der ſchmachtenden, ſuchenden Seele der ganze Troſt der Religion geboten wurde. Er ſpann ſich an den frommen, redlichen Mann mit allen Fäden ſeiner Liebe feſt, und du weißt nun, warum er ſo fromm iſt, und warum er ſo fromm iſt. So iſt denn aus dem zerfezten

beſchmuzten Stücke wieder ſo ein reines, gutes, liebes Weißzeug geworden.“

„Aber unbegreiflich iſt mir nur, fiel Theobald ein, daß ich ihn gar nicht wieder erkannt habe.“

„Ei nein, verſezte Chriſtoph, ich ſelbſt würde ihn in deinem Falle nicht wieder erkennen. Wie wenige tiefere Forſcher erkennen in einem gewendeten, friſch dekatirten Rocke das alte Kleid wieder! Von dem Erbleichen ſeiner Locken will ich nicht einmal ſprechen. Ich war längere Zeit abgehalten geweſen, ihn zu beſuchen, als man mir ſchrieb, Friederich könne jezt als geneſen betrachtet werden und wünſche ſehnlich einen Beſuch von mir. Ich war nahe am Dorfe auf einem ſchmalen Wieſenpfade, als ich Friederich mit Cordelien unter den Obſtbäumen von ferne auf mich zukommen ſah. Ich verſteckte mich hinter eine Hecke. Sieh, Schatz, ich kann ſonſt das Hätſcheln und Lecken nicht leiden; es iſt mir ſchon widerwärtig, wenn ich nur zufällig mit meiner Hand das Fleiſch eines Andern berühre. Am ſchwerſten, als ich zuerſt die Kliniken beſuchte, gewöhnte ich mich an das Fühlen eines Pulſes; ich habe ein geheimes Grauen davor. Küſſen mag ich ſchon gar nicht, auch das ſchönſte Mädchen nicht. Aber wie ich ihn nun ſo kommen ſah, ſo recht reinlich und ordentlich, ſo ſauber gewaſchen, gekämmt und raſirt, mit einem recht ſoliden, ſteifen, ziemlich weitläufigen Hemdkragen, wieder rothe Bäcklein und ſo einen friedlichen ſanften Blick — da

konnt' ich nicht anders: Ei, ſo grüß' Ihn doch aber auch Gott, lieber, widerwärtiger, alter, ehrlicher Hansdampf! rief ich hervorſtürzend. Er lag an meinem Herzen. Cordelia verküßte mich unter Thränen. Aber ſie kann's, das muß ich ſagen, aus dem Fundamente."

„So, ſo? unterbrach ihn Theobald, ich kenne aber Jemand, der kaum erſt geſagt hat, er möge das Küſſen nicht leiden."

Chriſtoph wandte ſich um, ſah ihn mit halbem Geſichte blinzend unter verſtecktem Lächeln an und fuhr dann, den Rücken ihm wieder zukehrend, fort: „Auch dem alten Chriſtoph rieſelte ein Thränchen verwundert über die ledernen Wangen."

„Warte, warte! fiel Theobald noch einmal ein, das wunderbare Mädchenhaupt im Mondſcheine in der Laube —?"

„Nun ja, das war Cordelia, das verſteht ſich ja von ſelbſt." „Da muß ich wohl gar noch eiferſüchtig werden?" fragte Theobald. „O große Thorheit! erwiederte Chriſtoph. Nun aber mit meiner Erzählung zu Ende."

„Friederich brannte vor Begierde, wieder zu malen; er wollte den Herbſt ſeines Lebens noch recht als Künſtler genießen und beſchloß eine Reiſe nach Italien. Das gute Großmütterchen liegt im Grabe und den redlichen Paſtor haben ſie auch hinausgetragen. Cordelia, ſo war es von Anfang beſchloſſen, mußte den Oheim begleiten, denn von ihr kann er nimmer laſſen.

Ich für meine Perſon wollte einen Verſuch machen, ob Italien es vermöchte, einen alten, übeln Stoff in meiner Natur, dieſen Knoten, dieſen Knopf der Reflexion, dieſes kranke Stück Hamlet herauszuſchaffen, und ſchloß mich an. Ich könnte nicht ſagen, daß Friederich gerade hier ſo einſam und zurückgezogen lebe, weil ihn das unheimliche Geheimniß früherer Jahre ſcheu und unſicher mache. Er hat eine bewunderns- würdige Selbſtbeherrſchung, eine kaum glaubliche Sicherheit. Er fürchtet die Erinnerung an ſeinen Wahnſinn keineswegs, er bietet allen ihren Dolchen eine gepanzerte Bruſt — die ſicherſte Probe ſeiner gründlichen Heilung. Deine Erzählung an jenem Abend, deine Schilderung ſeiner Zuſtände drehte das Meſſer mit jedem neuen Worte grauſam in der alten Wunde um; ich beobachtete ihn, er zuckte nicht, er lächelte ſtill und mild vor ſich hin. Dagegen ſieht er nun ſein Leben als ein geweihtes Eigenthum der höheren Mächte an, die ihn gerettet haben, er ſcheut das Gewühle, den Markt des Lebens, er fürchtet, durch ein Gedränge neuer Bekanntſchaften aus dieſer feierlichen Stille geriſſen zu werden. Cordelia kennſt du; ich brauche dir nicht erſt begreiflich zu machen, warum ihr die Einſamkeit nicht läſtig iſt. Uebrigens ſchien ſie mir ſelbſt ſeit längerer Zeit beſonders ernſt, in ſich gekehrt; die Heiterkeit, die ſonſt gleichmäßig über ihr Weſen ausgebreitet war, concentrirte ſich auf einzelne und ſeltene Ausbrüche ausgelaſſener Munterkeit.

Kein Feuer, keine Kohle kann glühen ſo heiß,
Als eine ſtille Liebe, von der Niemand nichts weiß.

Bis heute wußte ſie nichts von deiner Anweſenheit. Nach jenem Abend, wo wir uns Liebesgeſchichten erzählten, entſpann ſich zwiſchen mir und Friederich ein kleiner Streit darüber, ob du ſogleich, oder erſt ſpäter, oder gar nicht mit Cordelien zuſammengeführt werden ſollteſt. Ich ſagte: Ja und ſogleich! er ſagte: Ich weiß nicht, ich muß den jungen Mann vorher erſt beſſer kennen lernen. Von nun an hatteſt du den verzweifelten Einfall, es ordentlich darauf anzulegen, daß er an dir irre werde. Ich meinte oft, ich müſſe dir einen Maulkorb vorbinden, um deinem philoſophiſchen Pathos gegen falſche Frömmigkeit ein Ende zu machen. Doch ſah ich zeitig ein, daß die Gefahr nicht groß ſei, denn Friederich weiß deine Weiſe von der gemeinen Religionsſpötterei wohl zu unterſcheiden. Ich wußte, daß die Sache von ſelbſt ihrer Kriſis entgegeneilen mußte. Dieſe trat geſtern auf dem Spazirgange ein, die gegenſeitige Expektoration war heilſam, Friederich ſchüttelte den lezten Reſt des Mißtrauens von ſich und entſchloß ſich noch in der Nacht, euch zu verbinden. Und nun fort! fort! heute ſoll es ein Feſt werden, und wer mir heute Abend ſagen wird, es ſei den Tag über ein einziges vernünftiges Wort aus meinem Munde gekommen, der ſoll ein elender Menſch, ein Lügner ſein!“

Es ward aber auch ein Feſt, dieſer Tag. Von

der gewaltſamen Aufregung der Freude war der Uebergang zur Fröhlichkeit gefunden, und der Sturm des Entzückens dauerte nur in einem ſeligen, ſtillen Nachgefühle fort, das jedem Worte, jedem Geſpräche auch über unbedeutende Kleinigkeiten des Lebens eine feſtliche Wärme eingoß. Chriſtoph ſprudelte von Poſſen, und Theobald weidete ſich mit dem innigſten Ergetzen an dem ſchönen Verhältniſſe, das zwiſchen ihm und Cordelien beſtand. „Ach ja, rief Chriſtoph, als er dies bemerkte, freue dich nur; ſieh' dies Mädchen an: die Götter haben ihr eine unbezahlbare, köſtliche Gabe geſchenkt, ſie verſteht den Scherz! Sage, du lieblicher Knabe, fuhr er fort, indem er die Hände wie ein Betender aufhob, der du aus blauen Augen unter der klingenden Narrenkappe zwiſchen Thränen hervorlächelſt, kecker Humor! ſage, warum lieben dich ſo ſelten die Frauen? Warum verſtehen ſie dich nicht, warum kennen ſie nur deinen ärmeren Stiefbruder, den Witz? Warum hat ihnen ein Gott das Auge geblendet, daß ſie bald einen Affen, bald einen Satyr, bald einen Dummkopf in dir ſehen, daß ſie um ſo geſcheuter ſich denken, je blöder ſie dich verkennen, je ſchiefer ſie deiner göttlichen Zweckloſigkeit verſteckte Abſichten unterlegen? daß ſie mit unerbittlichem, auflaurendem, malitiöſem Verſtande über dich armes Kind herfallen? Muß man denn ein Männer-Auge haben, das der Welt in die alte, ewig blutende Wunde geſchaut hat, muß man gezweifelt haben, ob es einen

Gott gibt, muß man zu Hauſe geweſen ſein in jenem hinterſten grauen Nebellande, wo alle Gegenſätze ſich auflöſen, wenn man dich erkennen ſoll? Hat dein berauſchender Trank an dem rothen, zackigen Feuer der Verzweiflung gekocht? Sind die entzückenden Lüfte deines Himmels mit einem Geruche der Hölle gewürzt? Werden deine Wonnen, wie die höchſte Seligkeit, nur dem Schuldigen zu Theil? Ach, ſo laß ſie zu Sünderinnen werden die Unſchuldigen, nimm ihnen die ſtille Seligkeit des Glaubens, und gib ihnen deine höhere dafür! Oder kann, wie ein Kind über dem Abgrunde, auch die holde Unſchuld mit dir ſpielen?“

Eine Ohrfeige unterbrach ſein Pathos. „Ich kenne die Thäterin, rief er, ohne ſich umzuſehen, ach, noch eine einzige ſolche! ich bitte, nur Eine!“ Cordelia bog lachend ſein Haupt zurück und küßte ihn auf die Stirne. In komiſcher Verlegenheit wiſchte er den Kuß ab, und beſtand durchaus auf ſeiner Bitte um eine zweite Ohrfeige, die ihm denn auch in beſter Form gereicht ward.

Cordelia ergriff ihre Harfe, und Theobald verlangte das alte Lied: Mädchens Abendgedanken. Bei dem lezten Verſe ſtockte ſie, ihr Auge ruhte mit einem großen Blicke auf dem Geliebten, ſie warf ſich ungeſtüm an ſeinen Hals und verbarg ihr Antlitz an ſeiner Bruſt. „Kann ich's, darf ich's denn glauben? Bin ich denn nicht zu glücklich?“ rief Theobald, indem ſeine Finger in den dunkeln Locken ſpielten.

Erſt die ſpäte Mitternacht trennte die trauliche, kleine Geſellſchaft.

Nicht ſo leicht, als er erwartet hatte, erhielt Theobald von dem, jezt wie vorher der Einſamkeit huldigenden Friederich die Erlaubniß, ſeinen Freund Wilhelm in ſeinem Hauſe einzuführen. Friederich war ihm wegen ſeiner freien Sitten nicht gewogen, ja er ſchien eine Art von Furcht vor ſeinem leidenſchaftlichen Weſen zu haben, und gewährte Theobalds Bitte nur mit jener ungeduldigen Reſignation, womit wir uns endlich in ein nothwendiges Uebel fügen. Dieſem war es jedoch unmöglich, ſein neues Glück dem Freunde zu verbergen, von dem keine Verſchiedenheit der Anſichten und Lebensweiſe ihn jemals ganz hatte abwendig machen können, wiewohl ihre Freundſchaft allerdings an einem nie ganz vertilgbaren Reſte von gegenſeitiger Verſchloſſenheit krankte.

Mit beflügelten Schritten eilten ſie dem Hauſe zu, wo Theobald ſeinen Freund zuerſt vor Friederichs Gemälde führte. Wäre er nicht ſelbſt, als ſie vor dem größeren Gemälde ſtanden, ganz wieder in das rührende Bild verſunken geweſen, ſo hätte er bemerken müſſen, wie Wilhelms Geſicht bei dem Anblicke deſſelben plötzlich verfinſtert, dann wechſelnd von glühender Röthe überzogen und todtesbleich wurde, wie er mit aufgeriſſenem, rollendem Auge, den Einen Fuß weit vorgeſtreckt, als wollte er auf die Geſtalt

zuſchreiten, an Cordeliens Bilde hing. „Ja, ſo war ſie! Ich muß ſie wiederſehen, muß ſie beſitzen!“ flüſterte er. Theobald hörte dieſe Worte nur halb. „Was ſagſt du da?“ fragte er. Wilhelm ſchien nicht auf die Frage zu achten, und rief: „Dieſe rothen Blutstropfen auf der alabaſternen Wölbung! O, man möchte ein Mörder werden und den Dolch in einen ſolchen Buſen ſtoßen, um dies Schauſpiel lebendig zu ſehen!“ „Ich bitte dich, ſagte Theobald, ſieh' dahin, wo Geiſt iſt, ſieh' den lezten, matten Liebesbliz in dieſem erſterbenden Auge, das ſüße Lächeln um die erbleichenden Lippen! Ich habe dir's verſchwiegen, aber jezt ſollſt du es wiſſen: dieſes Bild iſt das Bild meiner Cordelia, der Cordelia, zu der ich dich jezt führen will.“

Wilhelm ſah ihn ſchnell an, ein Ausruf erſtarb auf ſeiner Zunge; er wandte ſich ab, ein finſterer Schatte wandelte über ſein Geſicht; er zog die dunkeln Brauen ſchmerzhaft zuſammen, biß die Lippen ein, ſeine Arme ſpannten ſich mächtig wie gegen eine ſchwere Laſt, die man von ſich zu wälzen ſucht. Dann ſchien er ſich zu faſſen, und verlangte unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit plötzlich umzukehren und nach Hauſe zu gehen. Theobald, der für dieſesmal nun durchaus zu einem ſcharfen Beobachter verdorben ſchien, duldete es nicht, er hatte keinen anderen Gedanken, als den, wie ſchön es ſei, den Freund bei der Braut einzuführen. Er hoffte, ſeine

Verſtimmung zu bezwingen, indem er ihn vor das Bruſtbild des Geiſtlichen treten hieß und ihm das Verhältniß dieſes Mannes zu Friederich kurz auseinanderſezte. Wilhelm betrachtete das Bild flüchtig ſchien ſich indeſſen zu beſinnen, und folgte geſammelt ſeinem Freunde nach Cordeliens Zimmer.

Eine tiefe Röthe überflog das ſchöne Angeſicht, als ſie Wilhelm erblickte, ſie benahm ſich verlegen, ihr Betragen war höflich geſpannt. Theodor konnte das gehoffte herzliche Verhältniß zwiſchen dem Freunde und der Geliebten nicht in Gang bringen. Man ſaß ſich eine Weile ſchweigend gegenüber, Theobald fühlte ſeine Hand, die in Cordeliens lag, ſtark, faſt krampfhaft gedrückt. Jezt erſt bemerkte er, daß Wilhelms Augen ſtarr an ihrer Geſtalt hingen und den Anblick, den ihr flüchtiges Morgenkleid ihnen offen ließ, lechzend verſchlangen. Nachdem er mehreremale vergeblich verſucht hatte, den Stummen in ein Geſpräch zu verwickeln, ſprang Wilhelm plötzlich auf und empfahl ſich. Man hörte ihn die Treppen mit ſtürmiſchen, ſchallenden Tritten hinuntereilen.

Kaum war er aus der Thüre, ſo hing ſich Cordelia mit einer Heftigkeit, einer Inbrunſt an den Geliebten, als ſuchte ſie Schutz in Todesangſt. Was hat er doch? fragte der geängſtigte Theobald. „Ach, ich weiß es nur zu gut, ſagte Cordelia. Das iſt der Menſch, der mich neulich ſo lange ſchrecklich anſah in der Sixtiniſchen Capelle. Dieſes ſchöne, todtbleiche

Geſicht mit den aufgeriſſenen Feueraugen ruhte unverwandt auf mir. Es ward mir ſo bange; ich glaubte, meinen böſen Geiſt, meinen Verderber zu ſehen. Seitdem iſt mir meine Einſamkeit noch lieber geworden, als vorher. Aber nein, nein! rief ſie, ſich aufraffend, und ſtand ſtolz aufgerichtet, zornglühend vor Theobald, er kann mich kennen! Ich habe ihn eben nicht ſanft abgewieſen, als der Wahnſinnige ſich hart an mich drängte und reden wollte! Er wage es nicht wieder, vor mich zu treten!" Theobald ſuchte die Zürnende zu beruhigen und zu überzeugen, daß der Verhaßte beſſer ſei, als er ſcheine. Aber eine dunkle Sorge fuhr wie ein Nadelſtich durch ſein eigenes Herz.

Es ward beſchloſſen, daß die Verbindung des glücklichen Paares hier, in Rom gefeiert werden ſollte. „Wie dumm wär' es auch, länger zu warten! meinte Chriſtoph. Eine Braut in Rom finden, und das Schönſte, die Hochzeit und die Flitterwochen für das trockene, altbackene Deutſchland aufſparen! Wär's nicht gerade, wie wenn Einer umgekehrt Chriſtian Wolf's vernünftige Gedanken oder Kant's Kritik der reinen Vernunft hübſch gebunden aus Deutſchland nach Italien mitnähme, um ſie hier zu ſtudiren! Geſezte Eheleute könnt ihr dann in Deutſchland noch lange werden! Bräutigam möcht' ich überhaupt nicht lange ſein, das Wort klingt ſo unangenehm philiſteriös, es fällt mir immer ein altfränkiſch beblümter Bettüberzug darüber ein."

Wenige Tage vor der Trauung wollte Theobald einen längſt vorgehabten kleinen Ausflug in das Albaner-Gebirge ausführen. Es war ſeine Nebenabſicht, dem Anblicke der kleinen Sorgen und Zurüſtungen für die Hochzeit und für die Abreiſe nach Deutſchland zu entwiſchen, und die Geliebte ſelbſt drängte ihn dazu. „Was ſoll das ſein? ſcherzte ſie, Morgens, Mittags, Abends Nichts denken, Nichts hören, als: in drei Tagen iſt Hochzeit! übermorgen iſt Hochzeit! morgen iſt Hochzeit! das iſt für Weiber!“ „So flattre denn hin, ſezte Chriſtoph hinzu, und genieße, wie der Schmetterling in Campe's rührender Erzählung, noch einmal den kurzen Traum der Freiheit!“

Wilhelm ſollte ſein Begleiter ſein, dies hatte Theobald nach einem ſchweren Kampfe mit ſich ſelbſt beſchloſſen. Er wollte der Spannung, die zwiſchen ihnen eingetreten war, mit Einem freimüthigen Schritte ein Ende machen, er wollte mehr, er hoffte durch ein offenes Geſpräch eine tiefer dringende geiſtige Revolution in ihm hervorzubringen. Er hatte inzwiſchen von verſchiedenen Seiten ſehr beunruhigende Nachrichten über ihn erhalten, er hatte gehört, daß er ſich in einen wilden Strudel von Genüſſen jeder Art geſtürzt habe, gegen ſeine Freunde heftig auffahrend und höchſt argwöhniſch geworden ſei, und über ihn ſelbſt, deſſen Anblick er ſichtbar vermied, ſich öfters gehäſſig ausſpreche. Er mochte troz dieſen Symptomen den Freund nicht verloren geben, ja

vielmehr eben jezt hielt er es für Pflicht, zu zeigen, was wahre Freundſchaft ſei. Er rechnete auf Wilhelms angeborene Gutmüthigkeit.

Als er ſich ſeinem Zimmer näherte, hörte er ihn drinnen laut mit ſich ſelber reden. Er trat ein und fand ihn eifrig mit einer Zeichnung beſchäftigt. Fleißig? fragte er, indem er die Hand auf ſeine Schulter legte. Wilhelm ſah ſich erſt jezt nach ihm um, und blickte ihn träumeriſch, faſt fieberhaft an. „Gefällt dir die Skizze? ſagte er, es iſt der Raub der Proſerpina. Sieh' die ſchönen, nackten Formen. Du biſt verdrießlich?“

„Daß ich's nur geſtehe, erwiederte Theobald, ich kann deine Leidenſchaft für die Antike, für die ſogenannte Form nicht ohne Aengſtlichkeit betrachten. Ja, wenn ich glauben könnte, daß es eine reine Begeiſterung für die Form iſt —“

„Du predigſt wieder,“ fuhr Wilhelm auf. Theobald ſah ihm ernſt und forſchend in's Auge, ergriff dann ſeine Hand und ſagte: „Wilhelm iſt deine Seele rein?“ „Ich hatte gemeint, einen Freund zu beſitzen, antwortete Wilhelm, aber ich habe einen Beichtvater; du kannſt doch das moraliſche Geſchmäckchen nicht los werden.“ Theobald ſagte langſam und feſt: „Dich reißt dein antikes Weſen noch in's Verderben, in's gemeine Verbrechen!“

Wilhelm ging unruhig auf und nieder. Bei den lezten Worten Theobald's ſchrack er ſichtbar zuſammen,

ſagte aber dann: „Theobald, ich könnte dich widerlegen, wenn ich in der Laune wäre zu diſputiren.“ „Willſt du mich nicht auf einem Ausfluge begleiten?“ fragte Theobald nach einer Pauſe. „Wann und wie lange?“ „Morgen; am dritten Abend ſind wir zurück.“

Wilhelm trat an's Fenſter, ſchien die Sache ſehr wichtig zu nehmen und mit einem Entſchluſſe zu kämpfen. Plötzlich eilte er an den Tiſch, zerriß haſtig die Zeichnung, über welcher Theobald ihn getroffen hatte und rief ſeufzend: „Ach, warum warum mußte es ſo kommen? Doch er ſei abgeſchüttelt, der wüſte Traum dieſer lezten Tage! Theobald, ich begleite dich, und kehre nicht mit dir nach Rom zurück; ich werde den Reſt des Sommers in Neapel zubringen.“ Theobald drückte dem Freunde ſchweigend die Hand und ſchied voll Hoffnung eines guten Ausgangs.

Als er am folgenden Morgen von Cordelien Abſchied nahm, war ſie im Anfange voll Scherz und Heiterkeit. Ein ſonderbares Gefühl ſchien ſie anzuwandeln, als ſie, im Begriffe, Theobald zur Hausthüre zu begleiten, durch zufällige Hinderniſſe des Lokals genöthigt war, den Weg mit ihm durch Friederichs Attelier zu nehmen. Sie drückte die Augen feſt zu, und bat Theobald, ſie an der Hand durch dieſes Zimmer zu leiten. „Ich verſtehe, ſagte dieſer; ich muß aber ſelbſt bekennen, daß es mir unbegreiflich iſt, wie der ſanfte Friederich das holde

Bild eines ihm ſo lieben Lebens benutzen konnte, um das Grauen des Todes zu malen.“ „Er machte ſich von Anfang an Vorwürfe, erwiederte Cordelia, aber unter beſtändiger Selbſtanklage hat er's nun doch gethan.“ Als ſie vor dem Eingange des Hauſes von einander ſchieden, ſchien ſie die kurze Trennung zuerſt leicht zu nehmen, dann aber, als ſie ſich ſchon losgeriſſen hatte und Theobald eben über die Schwelle gehen wollte, kam ſie ihm noch einmal nachgeeilt, ihr Weſen ſchien umgewandelt, ihre Bewegungen feierlich, ſie hielt ihn lange umfaßt, ohne ein Wort zu ſprechen. Sie verließ ihn, wollte umkehren, trat aber zum zweitenmale zu ihm und wiederholte dieſelbe Scene eben ſo feierlich und ſtumm.

Theobald blickte der Rückkehrenden gedankenvoll nach; er wußte ſich die ſeltſame, feierlich ernſte Liebkoſung nicht zu erklären, aber die Geliebte ſchien ihm in dieſem Augenblicke ſo erhaben, daß er es für kindiſch hielt, zu ſprechen, zu fragen; und bei aller Unverſtändlichkeit ihres Betragens war doch Etwas in ihm, das ihm mit jener dunkeln Flüſterſprache des Traumes zu ſagen ſchien: es verſteht ſich ja doch von ſelbſt, es iſt natürlich, daß wir einen ſolchen Abſchied nehmen. Die Springbrunnen, die er ſonſt ſo gerne in ſtillen Morgenſtunden belauſchte, ſchienen ihm heute mit ihrem eintönigen Gemurmel ein altes, trübes Räthſel zu predigen, das aber im Grunde ja doch gelöſ't ſei. Er war weder traurig, noch gleichgültig,

weder ernſt, noch heiter geſtimmt, als er auf Wilhelms Wohnung zuging, ihn abzuholen. Er konnte ſich auf Nichts beſinnen, es war ihm, als gebe es gar keine Gegenwart, und wie jezt eben die Stralen der Sonne ungewiß mit dem Nebel kämpften, ſo, meinte er, gebe es eigentlich gar keinen Tag, ſondern nur einen Morgen und einen Abend.

Als er aber an Wilhelms Seite in die friſche, jugendliche Landſchaft nach den Berggegenden von Fraſcati uud Albano hinauswanderte, ward es ihm wieder leicht und klar um's Herz, die Welt erſchien ihm wieder als ein ſicheres Beſitzthum, und voll fröhlicher Gedanken erwog er ſein nahes Glück. Wilhelm ſang luſtig in den friſchen Morgen hinaus, blieb aber oft ſtehen und ſah nach Rom zurück. Gegen Mittag ward er verdrießlich und ging ſtumm, den Blick zur Erde geheftet, neben Theobald einher. Sie ließen Albano für's Erſte zur Seite liegen und wandten ſich nach Caſtel Gandolfo. „Man möchte ſich hineinſtürzen,“ ſagte Wilhelm, als ſie am Rande des ausgebrannten Kraters ſtanden und durch die üppige Vegetation, die den oberen Theil ſeiner inneren Höhlung kränzt, auf den See hinunterblickten, der die alte Werkſtätte des vulkaniſchen Feuers in Beſitz genommen hat. Des Abends erhizte er ſich in Albano durch ſtarken Wein gewaltſam zur Fröhlichkeit, und konnte des Lobes der reizenden Geſtalten, die in ihrer bunten Tracht an der Oſteria vorüberwandelten, nicht ſatt werden.

„Sieh', ſagte er, da tritt nun Eine mit ihrem Innamorato herein, ſie werden ſich hier ſetzen und ſich den Wein munden laſſen; — ein auserleſener Wuchs: ſieh', wie das rothe Kleid über die herrlichen Hüften hinunterfließt, jede Bewegung iſt nobel, kräftig; — ei, warum ſieht ſie doch nicht herüber? unter dieſem Tuche muß nothwendig ein ſchönes Angeſicht lauſchen, gib Acht, jezt dreht ſie ſich um, ſie blickt nach uns her, ſieh' dieſes —"

Hier brach er plötzlich ab und erbleichte. Theobald konnte ſich dieſes auffallende Stocken leicht erklären; ihn ſelbſt überraſchte eine unverkennbare Aehnlichkeit des albaniſchen Mädchens mit Cordeliens Zügen und Geſtalt. Wilhelm war ſtille geworden, vergebens bemühte ſich ſein Freund, ihm ein Wort zu entlocken, er verharrte in ſeinem finſteren Schweigen, nur daß er bisweilen ein mürriſches, unverſtändliches Wort in den Bart murmelte; und als ihnen, in ihrem Albergo wieder angelangt, das Nachtlager in verſchiedenen Zimmern angewieſen wurde, ſchien er mit dieſer Trennung des Lokals ſehr zufrieden.

Als Theobald am folgenden Morgen reiſefertig in das Zimmer ſeines Freundes trat, traf er es leer; Wilhelm war nirgends zu finden. Vom Cameriere erfuhr er endlich, daß derſelbe in aller Frühe ſeine Zeche bezahlt und ſich auf den Weg gemacht hatte.

So widerlich Theobald anfangs von ſeiner Entdeckung berührt wurde, indem er dieſe Handlung

ſeines Freundes nicht anders, als einen „Streich“ nennen konnte, ſo mußte er ſich doch geſtehen, daß ihm die Trennung lieb war. Es war ihm unheimlich an der Seite Wilhelms zu Muthe geweſen, die ſichtbare, innere Unruhe deſſelben hatte anſteckend auf ihn gewirkt. Uebrigens lagen die Gründe des plötzlichen Verſchwindens nahe genug. Der Anblick am geſtrigen Abend und die mit ihm verbundene Erinnerung hatte in dem Flüchtling alle wilden Geiſter der Eiferſucht ſo ſtürmiſch auf's Neue aufgeregt, daß Theobald, der ſein Temperament kannte, keineswegs erwarten konnte, er werde ſich ſo ſchnelle wieder zu ſammeln wiſſen, um zur Fortſetzung des Ausflugs die gehörige Stimmung zu gewinnen. Schien doch Wilhelm ſo wenig gewöhnt, ſeine Launen und Leidenſchaften am Zügel des Willens zu halten, daß er ſelbſt die Forderungen eines ſolchen Kampfes unverholen verſpottete und es vorzog, Schwäche wie Tugend aus Eingebungen des Genius zu erklären, den Wechſel der Stimmungen als eine Art magiſchen Schattenſpiels zu betrachten. Nun, dachte Theobald, es iſt beſſer ſo, wie es iſt; er iſt offenbar nach Rom zurückgeeilt, um ſich ohne Verzug zu ſeiner Abreiſe nach Neapel einzurichten und ſich dann für immer von den Umgebungen zu trennen, die in jedem Momente die Wunde auf's Neue aufzureiſſen drohen; die Entfernung, die Zeit wird ihn heilen. So ſich beruhigend verfolgte er ſeinen Weg durch das Albaner-

Gebirge, wo der Anblick der herrlichen Natur und der ſchönen Menſchen keine weiteren Beſorgniſſe in ihm aufkommen ließ.

Der Abend des dritten Tages ſah ihn fröhlich auf der alten via Appia nach Rom daherziehen. Ihn kümmerte jezt nicht der Anblick der ewigen Stadt, der Peterskuppel, er mochte ſeine Blicke nicht nach den mannigfaltigen Wendungen der alten Waſſerleitung ausſenden, bei den verfallenen Monumenten, durch die er wandelte, verweilen; er war nur Ein Gedanke an die nahe Zukunft, die ihm lachte, und jene ſelige Angſt, mit der wir dem Wiederſehen eines geliebten Weſens entgegengehen, die unſer Herz zu bangen Schlägen erſchüttert und uns die Füße faſt lähmt, lockte Uhland's rührenden Vers auf ſeine Zunge:

O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr!
O ſtürz' nicht, Fels, du dräueſt ſchwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebſten ſein!

So zog er ſingend ſeines Weges, als er unweit der einſamen alten Herberge mezza via einen Reiter auf einem Rappen im geſtreckteſten Galopp auf ſich zufliegen ſah. Er kam näher, und Theobald ſah ein Angeſicht, bleich, wie Geſpenſter, lange, ſchwarze Locken wehte der Wind über erſtorbene Wangen herein. Er las auf dieſem Geſichte ein einziges Wort, es hieß: Verzweiflung. „Wilhelm! Wilhelm! Was iſt dir? Wohin raſeſt du?“ rief er dem Reiter zu, den

er mit Entſetzen erkannt hatte; aber vergebens. Wilhelm ſchien ihn nicht zu ſehen, zu kennen; den ſtarren, lichtloſen Blick hinaus in die Ferne gerichtet jagte er in wüthender Eile an ihm vorüber. „Großer Gott! Was ſoll Das bedeuten! O fort, fort, hin zur Geliebten, dort iſt Friede, Treue, iſt der Himmel!“ ſo rief Theobald und eilte mit verdoppelter Schnelligkeit dem Hauſe Friederichs zu, ſprang die Treppen hinan, dann durch Friederichs Attelier nach Cordeliens Zimmer. In der ungewiſſen Beleuchtung des Abends kam es dem Eilenden vor, als bewegen ſich die Geſtalten auf dem großen Gemälde geſpenſtiſch, ein Grauen befiel ihn, er eilte vorwärts, riß die Thür' auf, und ſah — Cordelien ſterbend in den Armen Friederichs; in der linken Seite ihrer entblößten Bruſt klaffte eine tiefe Wunde. Hinten ſtand Chriſtoph, die Arme über der Bruſt gekreuzt, und ſtille zu Boden blickend. Friederich brach beim Anblick Theobalds unwillkürlich in Lears Worte aus: „Nicht Einen Hauch! O nimmermehr, nein, nimmer nimmermehr!“ Theobald ſank ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zu ſich gekommen war, fand er Cordelia auf die Ottomane hingeſtreckt; er kniete bei ihr nieder, faßte ihre Hand. Kaum hörbar ſprach ſie noch ſeinen Namen, der lezte, verglimmende Stral ihres Auges traf ihn; ein Seufzer, und ſie war verſchieden.

Es war vor einer Stunde, als Friederich in eine

Abend=Geſellſchaft befreundeter Künſtler gegangen, die Bedienten des Hauſes einem Policinell nachgezogen waren, und Cordelia, allein in dem, ſonſt von Niemand bewohnten, zwiſchen Gärten einſam ſtehenden Hauſe, die Harfe ſchlagend auf ihrem Zimmer ſaß. Dieſen Moment ſchien Wilhelm abgewartet zu haben, der plötzlich bei ihr eintrat. Er ſchloß die Thüre hinter ſich ab und flüſterte Cordelien einige dunkle, heiſere Worte in's Ohr. Sie fuhr auf, ſprachlos vor Scham und Zorn. Wilhelm fiel auf die Knie nieder und flehte mit zitternder Stimme: „Ach, mißdeute mich nicht, du herrliche Geſtalt! Nur mein Auge, mein Auge! Jeder andere Sinn ſei zum Schweigen verdammt! Rein und unberührt ſollſt du dem Bräutigam entgegentreten! Dann mag mir der Quell des Lichtes erſterben und nur dies Eine Bild in den verdunkelten Kammern der Sehkraft leben!" Cordelia bebend, wankend ſtößt den Frechen zurück und erhebt laut ihre Stimme um Hilfe. Der Raſende ſpringt auf, ein Dolch blizt in ſeiner Hand: „Sterben will ich, aber du mit mir!" ſprach er in leiſem, aus Furcht vor Entdeckung gedämpftem Tone. Cordelia trat auf die Seite, die Arme auf einen Tiſch geſtemmt, ſchien ſie die ganze Hilfloſigkeit ihrer Lage in ſchlaffer, thränenloſer Verzweiflung zu überdenken. Sie hört eine Bewegung vor der Thüre; ſie hofft Hilfe. Aber eine rauhe Männerſtimme murmelte außen: „Nur ruhig, ich halte gute

Wache!" Während Wilhelm an die Thüre tritt, der Stimme zu antworten, fühlt er ſich plötzlich von hinten umfaßt. Die Verzweiflung hatte dem armen Mädchen Muth gegeben; ſie will ihm ringend den Dolch entreißen. Er will ſich raſch umdrehen, ſtürzt nieder und reißt ſie im Sturze mit ſich. Ein Schrei, und ſie lag zuckend in ihrem Blute; durch eine unglückliche Wendung war ſie mit der Bruſt in den Dolch gefallen.

Unzuſammenhängende Laute der Sterbenden und das halbe Geſtändniß eines Banditen, der, in eiliger Flucht auf der Treppe ſich überſtürzend, verhaftet worden war, hatten Friederich und Chriſtoph, welche kurz nach dem ſchrecklichen Auftritte eintraten, das Entſetzliche enträthſelt. Chriſtoph hatte bei dem erſten Blicke auf Cordeliens Wunde jede Rettung für unmöglich erklärt.

Friederich hatte ſich in ſein Attelier eingeſchloſſen. Vergebens ſuchte Chriſtoph ſeinen Freund, an dem nun der Schmerz in ſeiner ganzen Gewalt ausgebrochen war, zu bereden, daß er dieſen Ort verlaſſe und ſich nach ſeiner Wohnung begebe; vergebens ſuchte er in das Dunkel ſeiner Verzweiflung einen Stral religiöſen Troſtes fallen zu laſſen. „Da ſieh' hin, rief Theobald, ſieh', wie ſie hingeſtreckt liegt, die hohe Geſtalt, im Tode noch ſchön! Mußte nicht die ganze Natur ſich zugeſchworen haben, dieſes edle, rührende Bild zu ſchonen, das ſie ſelbſt in ihren kühnſten,

zarteſten Träumen ausgeſonnen? Mußte der Fels ihr nicht aus dem Wege gehen, damit er den ſchönen Fuß nicht verletze, der Sturm nicht den Athem anhalten, damit er dieſe glänzenden Haare nicht verwirre, der Regen nicht rings um ſie vertrocknen, damit kein ungeſchickter Tropfen auf dieſen reinen Nacken falle, mußte nicht die hungrige Löwin der Wüſte, die unbezähmbare Hyäne verwundert ſtille ſtehen, wenn dieſe Geſtalt vor ſie trat? Aber nein, nein! Deine gerühmte Vorſehung verſteht es beſſer, ſie ſchleudert das zarte Bild dem rohen Verbrechen in die zerquetſchende Eiſenhand — noch iſt Rettung — aber ein Ruck, ein Hunderttheil einer Bewegung um die Breite eines Haars verfehlt, — ein Sandkorn vielleicht, über dem ſie ausglitt — o ja, darin iſt Sinn, Vernunft, göttliche Weisheit! Nun geh' hin, ſchrie der Verzweifelte, in wahnſinnigem Schmerze ſich über die Leiche werfend, geh' hin und erzähle Kindern und Narren, es gebe einen Gott!"

Allmälig legte ſich die Wuth ſeines Schmerzens; vor ſich niederblickend, den Kopf auf die Hand geſtüzt, ſaßen bei zwei hohen Wachskerzen die zwei neben der Leiche in tiefem Schweigen, nur daß der Eine oder der Andere bisweilen nach dem Leichnam hinblickte und dann durch einen tiefen Seufzer die Todtenſtille unterbrach. Gegen Mitternacht war der erſchöpfte ältere Freund in einen tiefen Schlaf verſunken, und Theodor ſtand nun als der einzige Wache

zwiſchen zwei ſchlummernden, geliebten Weſen, deren Eines nicht mehr erwachen ſollte. „Nicht mehr!“ ſagte er in gedehntem ſchmerzvollen Tone, indem er ſich vor den Leichnam ſtellte und die eine Kerze näher rückte; „das Licht dieſer Augen iſt erloſchen, ihr klarer, freundlicher Blick, der Born der Liebe, iſt verſiegen gegangen; dieſe Wangen zeigen nicht mehr im ſüßen Lächeln das freundliche Grübchen; kein Geſang, kein Liebesgeflüſter, kein Kuß fließt mehr von dieſen holden Lippen. Sie ſind ſtumm und ſtille.“

So ſprach der hoffnungsloſe, unglückliche Mann; aber indem er nun die Leiche aufmerkſamer betrachtete, fand er, daß jede Spur des Grauſens, welche die Schrecken des Todes in dieſes Angeſicht gegraben hatten, verſchwunden war. Die Lippen lächelten ſanft, wie ſonſt; auf dem geſchloſſenen, hochgewölbten Auge ſchien der ewige Friede im Schlummer ſich zu wiegen, und ſiehe, auf den Wangen war das liebliche Grübchen wieder erſchienen. Bei dieſem Anblicke löſ'te ſich der herbe Grimm von ſeinem Herzen. Er beugte ſich langſam über ſie und drückte einen langen, innigen Kuß auf die bleiche Stirne. Dies iſt der lezte, ſagte er, trat weg, und blickte mit ſtiller Ergebung in die ſchöne Nacht hinaus.

Kaum hatte er am andern Tage, in ſeine Wohnung zurückgekehrt, ſich niedergelegt, um in den Armen des Schlummers Erquickung zu finden, als er mit der Nachricht abgerufen wurde, daß Friederich ihn

ſchnelle zu ſehen wünſche. Als er zu ihm trat, fand er ihn ſo ſchwach, daß er ihm kaum die zitternde Hand bieten und ſprechen konnte. Die geſchwächte Lebenskraft des Greiſes hatte dieſem Sturm nicht Stand halten können. „Ach, Theobald, begann er mit ſchwacher Stimme, nun verſtehe ich die dunkle Angſt, die mich zurückhielt, dich zu Cordelien zu führen. Doch Alles kommt von Gott, Glück und Unglück.“ „Glück?“ ſagte Theobald, indem er ſein Angeſicht unter glühenden Thränen in den Tüchern des Bettes verbarg, „Liebe, Freundſchaft, Hoffnung, Alles verloren!“ „Mein Sohn, ſprach Friederich mit der lezten Anſtrengung der verſagenden Stimme, indem er ſanft das Haupt des Weinenden aufrichtete, mein Sohn, es ſtehet geſchrieben: Liebe iſt ſtark, wie der Tod, und Eifer iſt feſt, wie die Hölle. Ihre Glut iſt feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Waſſer nicht mögen die Liebe auslöſchen, noch die Ströme ſie erſäufen.“ Er fiel auf's Kiſſen zurück und verſchied.

So behielt nun Theobald von allen Geliebten Niemanden übrig, als den ſcherzhaften Genoſſen; denn von Wilhelm lief noch an demſelben Tage die Kunde ein, daß er in einem nahen Gebirgsdorfe in wahnſinniger Fieberhitze ſich aus einem Fenſter geſtürzt hatte und ſogleich todt liegen geblieben war.

Aus Chriſtophs Munde vernahm man während dieſer Auftritte nur ſelten ein Wort. Seinen Freund

verfolgte er wie eine Mutter mit ſorgenvollen Blicken. Er verließ ſeine Wohnung und zog zu Theobald. Oft, wenn er Nächte hindurch ſchaflos lag, bemerkte Theobald, wie Chriſtoph vom Lager aufſtand und ſich über ſein Bette beugte. Er pflegte dann die Augen zu ſchließen, um den beſorgten Freund zu ſchonen. Uebrigens verfiel dieſer auf ein eigenes Mittel, ſich zu tröſten. Er kaufte ſich einen jungen Hund, mit dem er oft ſtundenlang ſpielte, und deſſen drollige Munterkeit ſelbſt Theobald in mancher ſeiner düſterſten Stunden ein Lächeln entlockte.

„Theobald," ſagte Chriſtoph, als ſie von Cordeliens und Friederichs Leichenbegängniß zurückgekehrt waren, welche an der Pyramide des Ceſtius nebeneinander in Einem Grabe ruh'ten, „Theobald, wie ſtehen wir denn nun mit dem lieben Gott?" „O ſtill ſtill! ſagte Theobald leiſe, er hat mir ſein Antlitz im Schrecken zugewendet. Und nun will ich ſie erſt lieben in Ewigkeit." „Brav, erwiederte Chriſtoph; „aber jezt laß uns eilen, ich ſehne mich ſehr nach der Heimath."

Sie reiſ'ten nach Deutſchland zurück, und wohnten fortan in Einem Hauſe als unzertrennliche Freunde zuſammen. Die beiden Gemälde Friederichs hatten ſie mitgenommen. Theobald trat in ein öffentliches Amt, und lebte, geliebt von Allen, die ihn kannten, ein treuer Freund, ein liebevoller Tröſter der Unglücklichen.

A. Treuburg.

Gedichte

von

A. Treuburg.

1.

Die Hyazinthe.

Ich grüße dich, du wunderbarer Duft,
Der ſich in dieſen zarten Kelchen wieget,
Du Schiff, worin durch dunkelblaue Luft
Die Seel' entzückt nach fernen Ufern flieget.

Das Steuer iſt ein alter, alter Traum
Von andern Zeiten, himmelſchönen Auen,
Gold iſt der königlichen Ströme Schaum,
Und hohe, ſchlanke Palmen ſind zu ſchauen.

Die Lotosblume ſchwimmt auf blauer Flut,
Die Welle ſcheint mit holder Scham zu fragen,
Welch Wunder ihr im keuſchen Schooße ruht?
Doch nur die Kinder wiſſen es zu ſagen.

2.

Der Waſſerfall *).

Waſſer.

Nun, Fels, wie ſteht's?

Fels.

Feſt.

Waſſer.

Wir haben Etwas mit einander zu ſprechen.

Fels.

Was ſoll's?

Waſſer.

Biegen oder brechen.

Fels.

Das wäre!

Waſſer.

Ich muß in's Thal hinab. Mach Platz! Schnell!

Fels.

Sachte, ſachte, du grober Geſell!
Sieh', dahinab durch die mooſigen, alten,
Die engen, winkligen Felſenſpalten
Findet ſich ſchon ein Wegchen, für dich
Breit genug, man beſcheide ſich.

Waſſer.

Zickzack und eng und klein!
Auf ſpitzige Klippen
Stoßen mit Gellen
Die ſchwellenden Wellen

---

*) Dieſes Gedicht iſt ſchon früher in eine Zeitſchrift aufgenommen, durch Verſehen jedoch der Name des Verfaſſers falſch gedruckt worden.

Ihre murmelnden Lippen!
Platz, Platz! Es kann nicht ſein!

Fels.

Du Grobian!
Komm her, ſieh' mich an!
Seit Jahrtauſenden ſteht
Mein Bau, für ewig gewoben.
Sieh'ſt du, wie der Wald dort oben
Auf meinem ehrwürdigen Scheitel weht?
Willſt du es hören,
Das Geiſterflüſtern,
Das durch die düſtern,
Alten Föhren
Dunkle Sagen
Von alten Tagen,
Von den Tagen der Sündflut trägt?
Steh' ſtill im Lauf
Und ſchau hinauf
An dieſen Wänden, wie von Erz gethürmt,
Unbezwinglich,
Undurchdringlich,
Ob der Regen ſie peitſcht, der Orkan ſie beſtürmt!
Rieſenhoch!
Dann frage noch,
Ob ich dein kindiſches Trotzen fürchte?

Waſſer.

Du mußt! Du mußt!
Kommet zu Hauf,
Ihr Fluten, ziſcht auf,
Hackt in die Felſenbruſt
Die gähnende Wunde!
Stürzt her, wie bellende Hunde

Mit dem milchweißen, ſcharfen Zahn
Wüthend zu packen
Die trotzigen Zacken!
Kommt an, kommt an,
Wie Schlangen geringelt!
Die Pfeiler umzingelt!
Schüttelt!
Rüttelt!
Horch, ſchon vernehm' ich ein dumpfes Jammern
In den alten, triefenden Felſenkammern,
Ein Zucken und Reißen —

Fels.

Weh! Weh!
Tief im Herzen erſchüttert!
Die Tanne zittert
Auf meinem Haupt. Ein Stich
Durchzuckt mich!
Ich verzweifle. Ach, ach!

Waſſer.

— — Krach!
Dumpfdonnernd, lang nachrollend
Stoß auf Stoß
Stürzt der Coloß
Zerſchmettert, zerſchlagen
Mir in den ſchäumenden Schooß!
Meine Wogen jagen
Ueber die Fichten, zerrauft, zerknickt,
Die ſein prahlendes Haupt geſchmückt!
Was noch ſo eben gepocht, gedräut,
Jetzt wie im Wahnſinn umhergeſtreut!
Jetzt iſt Freiheit!
Jetzt brauſe nur auf im Uebermuth,

Brüſte dich prachtvoll, du ſtolze Flut!
Ueber die Trümmer, über die Bäume
Stürzet, ihr brauſenden, toſenden Schäume
Geuß dich, du reiner, du ſilberner Stral,
Hinunter, hinunter in's ſonnige Thal!

Fels.

Und im Tode noch quäl' ich dich!
An dieſen mooſigen Blöcken,
An dieſen ſcharfen Kanten
Zerſtäubet mit Schrecken,
Werdet zu Schanden,
Ihr ſtolzen Wellen!
Euch frechen Geſellen
Soll mein zerſchmettert, zerſchlagen Gebein
Ein unaufhörliches Hinderniß ſein!

Waſſer.

O, du hinderſt mich nicht!
Wenn die Welle ſich bricht,
Wenn du ſie hemmſt im pfeilſchnellen Lauf,
Brauſ't ſie gewaltiger, herrlicher auf,
Springet mit zürnender, donnernder Macht
Blendend in ſchäumender, perlender Pracht
Ueber Klippen, über Geſtein,
Wühlt in die nächtliche Tiefe ſich ein,
Reißt ſich in's ſchaurige, klüftige Grab
Siedend in raſendem Strudel hinab,
Dann in neuer Schöne
Kommen hervor,
Steigen empor
Meine wilden Söhne,
Die ſchneeweißen Taucher; und mit Gewalt
Angeprallt

An den Felſen, wall' ich in herrlichem Reif
Hochauf, gleich einem Fächer, einem Pfauenſchweif
Blättr' ich auf die blitzenden Wogen.
Und ſieh', hier iſt Raum,
Hier ſtört kein Fels, kein Baum,
Hier kann ich in Einem ſchlanken Bogen
Frei durch die Lüfte
Hinab in die Klüfte
Wallende, fallende Waſſer gießen,
Kann in weicher, reiner Linie fließen,
Wie von der Jungfrau lieblichem Antlitz
Hinunter über die ſüße Geſtalt
Reinlich ein weißer Schleier wallt.
Doch wo vom Fall
Im vollen Schwall
Aufprallen die Waſſer, da gibt es ein Brauſen!
Ein hohles Donnern, ein ziſchend Sauſen!
Dampfen Wolken von feuchtem Staub
Weithin auf Wälder und Gras und Laub!
Und in vollkommenem Kreiſe gezogen
In die ſtäubenden, regnenden Wogen
Schimmert ein glühender Regenbogen.
Und es ſtehen die Menſchen, die kleinen Menſchen,
Weit aufgeriſſen die Augen,
Schauen das liebliche Farbenwunder,
Schauen das blitzende Silberband,
Seh'n in das grollende Gähren hinunter,
Lauſchen dem Donner, und feſtgebannt,
Mit zuckender Wimper, mit klatſchender Hand
Erkennen ſie alle mit Staunen an,
Wie ich herrlich wandle die Siegesbahn.

Thal.

Hör auf, zu toben, ſo ſtolz, ſo wild,

Siehe, wie lieblich mild,
Die ſammtenen Matten
Im Abendſchatten
Zur Ruhe laden.
Es möchten ihr zartes, zitterndes Bild
Blumen in deinem Spiegel baden.
Laß das Reh, das muthige Füllen
An deinem Ufer trinken.
Hörſt du der Heerden fernes Brüllen?
Hörſt du verhallen des Hirten Geſang?
Sieheſt du winken
Am Berg entlang
Das Kirchlein, die frommen Hütten?
Höre mein Bitten!

Waſſer.

Da wär' ich! Ach! das war ein Leben!
Doch nun will ich dienen der Menſchenhand,
In der Thäler ſanftes, grünes Gewand
Will ich den ſilbernen Gürtel weben,
Will die frommen, hellen,
Plaudernden Wellen
Ruhig ſchlängelnd durch Gärten gießen,
Will ſchwatzend an Blumen vorüberfließen;
Der Hirſch, das Reh
Sollen aus meinen Fluten trinken,
Und in holdem Weh,
Wenn die Sterne blinken,
Mag eine Jungfrau, die einſam wacht
In lauer Sommernacht
Meinem Rauſchen
Lauſchen.

3.

Zur Fortſetzung des Fauſt.

Eine Poſſe.

Unter den Linden zu Berlin. Mondnacht. Mephiſtopheles, modern gekleidet, tritt auf.

Mephiſtopheles.

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
So rief ich einſt im langen Doktor-Kleide
Dem Manne nach, den ich als Schalk begleite.
Nun hat das Blättlein anders ſich gewendet.
Verſchwunden iſt die Nacht, die ihn geblendet,
Entlaſſen ſind der Zweifel dunkle Horden,
Hegelianer iſt mein Freund geworden.
Dort ſteht das Haus mit ſeinen dumpfen Sälen,
Wo der Begriff ſich aus dem Nichts bewegt,
Indeß ſich hundert raſche Federn quälen.
Dort eilt er hin, ſobald die Stunde ſchlägt,
Und ſetzet ſich zu des Propheten Füßen,
Und hört der Wahrheit laut're Quelle fließen.
Vergeſſen iſt der bangen Stunde Sturm,
Wo ihn der Geiſt zertrat, wie einen Wurm.
Mit liſt'gem Blick beweiſ't er auf ein Haar,
Daß das nur Stufe des Bewußtſeins war;
Und lächelnd ſchwebt er, der Begriffe Meiſter,
In ſich'rer Freiheit ob dem Reich der Geiſter.
Ich aber bin, er ſagte mir es heute,
Der Dialektik negative Seite.

Glückauf zu deiner Vogelperſpective,
Gewaltiger! Und nimm dich wohl in Acht,

Daß in der Bruſt das eigene Naive
Dein ſtolzes Wiſſen nicht zu Schanden macht!
Verachte nur des ſchlichten Glaubens Kraft
Und des Gemüthes ſüß bewußtlos Leben,
Hoch über'm Abgrund meine nur zu ſchweben,
Indeß im Herzen blinde Leidenſchaft
Verkrochen ſtill ihr Eulenneſt ſich baut.
Der große Kopf, der prahlend ſich getraut,
Im Sündigen die Sünde zu ſtudiren:
Was Sünde heißt, er ſoll es noch erfahren!
Und wenn der Weltgeiſt wagt zu depenſiren,
So ſoll er einen Doktor auch nicht ſparen.
Nur zu, mein Freund, ich weiß, wo ich dich packe,
Mach's, wie du willſt, ich habe dich im Sacke.

Sieh' dort zwei Dämchen um die Ecke ſchlüpfen,
Blitz, wie ſie nicken, wie ſie trillernd hüpfen!
Die müſſen meinem Doktorchen auf's Zimmer,
Daß er beglückt bei ſeiner Lampe Schimmer
Die Wahrheit ſchaue in erhab'ner Blöße,
Und ganz begreife des Begriffes Größe.

(Zwei Mädchen nähern ſich).

Erſte.

Sieh man, was der da lange Beene hat.

Zweite.

Ik meene, er hinkt och ein Bischen.

Erſte.

Jieb Acht, der will uns anfaſſen.

Mephiſtopheles.

Nun, ſchöne Kinder, wo ſoll's hin?

Erſte.

Na, da wollen wir unter den jrünen Beemen ſpazieren jeh'n.

Zweite.

Nicht wahr, mein Herr, der Mond ſcheent himmliſch ſchön?

Mephiſtopheles.

Ach, bis zu Thränen hat er mich entzückt,
In's ſchön're Jenſeits fühl' ich mich entrückt;
Wo Kreuze auf geliebten Gräbern ſtehen,
Dort träumt mein Geiſt von Tod und Wiederſehen.
Mein Ohr umſummen Strauß'ſche Glockentöne,
Gewalt'ge Predigten von Theremin!
Die Jugend, ach, wie iſt ſie doch ſo ſchöne,
Zu ihr, zu ihr zieht es mich einzig hin!

Erſte.

Ne, das war man ſchön, das war zum Küſſen!

(Küßt ihn).

Mephiſtopheles.

Des Mondes Stral, den reinen, himmliſch=ſüßen,
Laßt auf der Tugend Antlitz niederfließen!

(Er zieht die Mädchen aus dem Schatten in das volle Mondlicht und betrachtet ihre Geſichter. Für ſich):

Die beiden Lärvchen ſind ſo übel nicht;
Mein guter Freund liebt jetzo mehr die bleichen
Als rothe Wangen und ein rund Geſicht.

(Laut).

Kommt, ſüße Kleinen, woll't den Arm mir reichen,
Ich führ' euch nun zu einem ſchönen Herrn.

Erſte.

Wer iſt der Herr? Ik wüßt' es jern.

Mephiſtopheles.

Je nun, zum Doktor hin, zum Fauſt.

Zweite.

I Jees, der will noch in Fauſt's Winterjärten.

Mephiſtopheles.

Mit nichten, Kind, es geht zum Doktor Fauſt.

Zweite.

O was, was iſt denn das? Mich jraust!
Zu Doktor Fauſt, zu —

Mephiſtopheles.

Aufzuwarten.
Seht zu, ihr trefft ein allerliebſtes Stübchen,
Und euch empfängt auf ſanften Ruhekiſſen
Mit Feuerkuß ein allerliebſtes Bübchen.
Und Geld hat er, wie Laub, das ſollt ihr wiſſen.

Erſte.

J was, Jhr lügt, was ſollen denn die Poſſen?
Zu Doktor Fauſt? den hat der Teufel ja
Schon lang jeholt —

Mephiſtopheles.

Weit fehlgeſchoſſen!
Das Drama bleibt Fragment. Jch ſag' euch, er iſt da.

Zweite.

(Leiſe hinter Miphiſtopheles Rücken zur Erſten).
Riechſt du denn nicht, wie es nach Schwefel ſtinkt?
Siehſt, wie das Bein da immer ärjer hinkt?
Jk ſag' es dir, mich wird ein wenig bange,
Wir machen uns wohl wieder los?

Mephiſtopheles.

Was ſoll's? Seid klug. Der Weg iſt nicht mehr lange,
Und ſchnelle ſeid ihr in der Freude Schoos.

(Er bekömmt einen ſtarken Stockſchlag über die Schulter, ſieht ſich um, und eine Geſtalt in alt-preußiſcher Uniform mit ſpaniſchem Rohre ſteht vor ihm. Die Mädchen fliehen).

Geſtalt.

Was da? Schlechtes Zeug machen! Liederlich ſein! Mit H— herumſtreichen! Wer ſein?

Mephiſtopheles.

Würd' ich mich nennen,
Das Herz vor Schreck würd' euch zu Aſche brennen!

Geſtalt.

Donnerwetter! Aufgeſchaut! Wer ſein?
(Schlägt ihn).

Mephiſtopheles.

So ſchlagt doch nicht ſo ſchrecklich drein!
(Für ſich).
Verflucht, man muß dem Mann pariren,
Man wolle oder nicht.
Von einem König mein' ich was zu leſen
In dieſem Angeſicht.
(Laut).
Wohlan mein Herr, ſo will ich definiren,
So gut ich kann, mein wahres Sein und Weſen.

Man nannte mich Ahriman, Ormuzd, Satan, Lucifer, Teufel; eine aufgeklärtere Zeit hat ſolche Mythologien an den Nagel gehenkt, ich bin jezt das böſe Princip, die Differenz, Jammer der Negation, das negative Moment in aller Dialektik, ich bin Sinnlichkeit, Egoismus, oder eigentlich der Verſtand, oder —

Geſtalt.

Räſonnir' er nicht!

Mephiſtopheles

(erſcheint plötzlich in Flammen, als Satan mit Hörnern, Schweif, Schürhaken. Brüllend):

Fürchte mich!

Geſtalt.

Was fürchten! Unter meine Garde ſtecken! Exerziren laſſen!
Schaut vor euch! —
Gewehr zu Hand! —
Präſentirt's Gewehr! —
Schultert's Gewehr! —

Gewehr bei Fuß! —
Rührt euch!
(Mephiſtopheles iſt jedem einzelnen Commando, den Schürhaken als Gewehr brauchend, mit ſichtbarem Widerſtreben gefolgt).

Geſtalt.

Was fürchten!

(Geht ab.)

Mephiſtopheles.

Zum Henker auch! der Mann kann imponiren!
Der würde wohl, käm' er hinab zur Hölle,
Das ganze Herr der Teufel commandiren!
Wo bin ich denn? das iſt ja wohl die Stelle,
Wo ich die hübſchen Vögelchen geführt?
Verwünſchte Dirnen, ſie ſind wegſpazirt;
Nun muß ich wieder andre ſuchen gehen,
Und kann faſt nimmer auf den Füßen ſtehen.

4.

Paſtors Abendſpazirgang.

Das Abendroth brennt an des Himmels Saum,
Ich ſchlendre ſo, als wie im halben Traum,
Zum Dorf hinaus auf grünem Wieſenwege
Am Wald hinunter, wie ich täglich pflege.

Rings auf der Wieſe wimmelt es und ſchafft,
Vom friſchen Heu kommt mit gewürz'ger Kraft
Ein ſüßer Duft auf kühler Lüfte Wogen
In vollen Strömen zu mir hergezogen.

Es ſpiegelt ſich ein ganzes Farbenreich,
Blut, Gold und Silber in dem klaren Teich,
Drin wilde Enten durch die Wellen ſtreben,
Und hoch in Lüften Weih' und Sperber ſchweben.

Ein flüſternd Wehen geht im dunkeln Wald,
Die Vögel rufen, daß es weithin ſchallt,
Die Unke will ſich auf der Flöte zeigen,
Die Grille zirpt und auch die Schnacken geigen.

Studiren wollt ich einen Predigtplan,
Nun hör' ich ſelbſt die große Predigt an,
Voll Kraft und Mark, ein Menſchenherz zu ſtärken,
Die große Predigt von des Meiſters Werken.

5.

Stille.

Still, ſtill, ſtill!
Es ſchweiget Feld und See und Wald,
Kein Vogel ſingt, kein Fußtritt hallt;
Bald, bald
Kommt weiß und kalt
Der todte Winter
Ueber dich, Erde,
Und deine Kinder.

Auch du wirſt ſtill,
Mein Herz; der Sturm, der ſonſt ſo wild
Dich rüttelt, ſchweigt. Ein jedes Bild
Verhüllt.
Ganz, ganz geſtillt
Liegſt du im Schlummer.
Es ſchweigt die Freude,
Es ſchläft der Kummer.

Still, ſtill, ſtill!
Er kommt, er kommt, der ſtille Traum

Von einem ſtillen, kleinen Raum.
Kaum, kaum,
Du müder Baum,
Kannſt du noch ſtehen.
Bald wird dich kein Auge
Mehr ſehen.

6.

Die Nacht.

Am Himmel iſt gar dunkle Nacht;
Die müden Augen zugemacht
Hat längſt ein jedes Menſchenkind;
Es wacht nur noch der rauhe Wind.

Der jaget ſonder Raſt und Ruh
Die Fenſterläden ab und zu,
Die Wetterfahne hin und her,
Daß ſie muß ächzen und ſtöhnen ſchwer.

Doch ſieh', aus jenem Fenſterlein
Glänzt in die Nacht ein heller Schein.
Wer iſt's wohl, der in tiefer Nacht
Bei ſeiner Lampe einſam wacht?

Ich ſchleiche dicht an's Fenſterlein,
Schau' durch die runde Scheib' hinein,
Und einen Jüngling zart und ſchön,
Seh' ich an einem Bette ſteh'n.

Und wie ich nach dem Bette ſchau',
Da ſchlummert eine kranke Frau.

Er bückt ſich über's Bett hinein,
Es muß des Knaben Mutter ſein.

Vom Bette läßt er nicht den Blick,
Er ſtreicht das braune Haar zurück,
Und hält ihr ſachte das Ohr zum Mund,
Ob ſie noch athme zu dieſer Stund.

7.

Was ſich bei Kannſtadt am Neckar im Jahr 1796 zwiſchen einem kleinen franzöſiſchen Schützen und einem öſterreichiſchen Reiter begeben.

Bei Kannſtadt an der Brucken,
Da war das Schießen groß,
Als auf einander ſtießen
Oeſtreicher und Franzos.

Haubitzen und Granaten
Brummten den Baß mit Macht,
Und das Musketenfeuer
Dazwiſchen klatſcht und kracht.

Bei den Franzoſen drüben
Ein kleiner Schütze war,
Der zielte, wie ein Falke,
Er fehlte nicht ein Haar.

Er ſchoß, er lud, er ſpannte,
Legt an und drückt und traf,
Und mancher von den Feinden
Sank in den Todesſchlaf.

Ein kaiſerlicher Reiter
Der nahm ihn recht auf's Korn:
„Manndl, dich muß ich kriegen!“
Sprach er in großem Zorn.

Am Abend ward es ſtille,
Das Schießen hörte auf,
Da nahm das kleine Schützlein
Zum Neckar ſeinen Lauf.

Es puzte ſeine Flinte
Dort an dem Waſſer klar,
Dieweil ſie von dem Schießen
Gar ſehr verrußet war.

Der Reiter nicht verdroſſen
Erſpäht es auf der Stell',
Sagt's keinem Kameraden,
Sezt ſich zu Pferde ſchnell.

Er ritt am Fluß hinunter,
Kam an einen Ort allda,
Wo er konnt überſetzen,
Daß es der Feind nicht ſah.

Wie er herübergeſchwommen,
Kam er ganz leiſ' heran,
Wie eine Katze ſchleichet,
Die eine Maus will fah'n.

Das Schützlein ſtand gebücket,
Nur auf ſein' Arbeit ſicht,
Es puzt an ſeiner Flinte,
Und puzt, und merkt es nicht.

Der Reiter ſtieg vom Pferde,
Schlich an des Ufers Rand,
Das Schüßlein nahm er am Kragen
Mit ſeiner ſchweren Hand.

Es ſchreit, es flucht, es zappelt,
Der Schrecken, der war groß;
Hat Alles nichts geholfen,
Er zog es auf ſein Roß.

Hielt es allda recht feſte,
Reit't fort, ſo ſchnell er kann,
Sezt wieder über's Waſſer,
Kommt wohlbehalten an.

Er nahm das Schüßlein kleine
Daſelbſt in ſein Quartier,
Gab ihm für ſeinen Schrecken
Von ſeinem Wein und Bier.

8.

Glaube.

Ich ſcheide, ſprach der Knabe,
Doch ſei dir, liebe Maid,
Herzinnige Treu geſchworen
In alle Ewigkeit.

Nun er in fernen Landen
Um blut'gen Lorber wirbt,
Dem ungetreuen Manne
Die Lieb' im Herzen ſtirbt.

Doch immer, immer naget
In ſeiner Bruſt der Wurm.
Er hört die ſüße Stimme
Durch Schlachtengraus und Sturm.

Er ſieht das klare Auge,
Er ſchläfet oder wacht,
Aufleuchtend, aufgeblättert
In grabesſchwarzer Nacht.

Was frommt mir alle Reue?
Ruft er im wilden Zorn,
Es iſt ja doch im Herzen
Verſiegt der Liebe Born.

Das ausgebrannte Feuer,
Kein Wille bringt's zurück,
So muß ich denn zertreten
All' ihres Lebens Glück.

Ermorden und zertreten —
Du unglückſelig Weib!
Doch eh' die Seel' ich morde,
Mord' ich den zarten Leib.

Er lenkt, wie ſonſt, die Tritte
Nach ſeines Liebchens Haus,
Sie ſtreckt, wie ſonſt, die Arme
Nach dem Geliebten aus.

Liebſt du mich denn noch immer
Im tiefſten Herzensgrund?
So ruft ſie. Stumm und ſtille
Küßt er den ſüßen Mund.

Die Linke hat umſchlungen
Einſt ſeines Lebens Luſt,
Die Rechte zuckt am Meſſer,
Durchbohrt die treue Bruſt.

Kind, es geſchieht aus Liebe,
Der bleiche Mörder ſpricht.
Ich glaub' es, ſpricht ſie leiſe,
Das treue Auge bricht.

9.

Fauſt'ſche Stimmen.

Klage.

Einſt wird die Weltpoſaune dröhnen,
Und mächtig aus des Engels Mund,
Ein lauter Donner, wird es tönen:
Du Erde, öffne deinen Schlund!

Sie ſchüttelt träumend ihre Glieder,
Und alle Gräber thun ſich auf
Und geben ihre Todten wieder,
Die kommen ſtaunend Hauf zu Hauf.

Dann, wenn, den großen Spruch zu ſprechen,
Der Ew'ge ſich vom Stuhl erhebt,
Und aller Menſchen Herzen brechen,
Wenn Todesangſt die Welt durchbebt,

Und laut erkracht des Himmels Krone —
Dann ringsum Schweigen fürchterlich —
Dann will ich steh'n vor ſeinem Throne,
Und fragen: Warum ſchufſt du mich?

Kein Ende.

O ſprich, warum denn ſoll ich leben,
Was ſoll der Finger, der mir droht?
Nichts iſt mein Denken, Wollen, Streben,
Und was ich bin, iſt eitler Tod.

Die Wonne beut mir ihre Schalen,
Und keine Freude ſieht mein Herz;
Ich lieg' in tauſend heißen Qualen,
Und fleh' um einen Tropfen Schmerz.

Ein neues Schwert iſt jede Stunde,
Das mich im tiefſten Buſen trifft,
Es wird an dem verfluchten Munde
Der Liebe Becher ſelbſt zu Gift.

Nichts ruhet aus. In tollem Schwanken
Wahnſinnig dreht die Welt um mich.
Kein Ende haben die Gedanken,
Und das, und das iſt fürchterlich.

Der Schlaf.

Man hat ſchon oft geſagt,
Du ſeieſt des Todes Bild,
O Knabe, ſtill und mild,
Süßer Schlaf!

Ich aber verſteh' es:
Weil die wilden Gedänken,
Die wahnſinnigen, todeskranken,
Nicht mehr ſind.

Morden kann ich ſie nicht,
Aber ſie nicken und ſchlummern ein
In deinem Dämmerſchein
Ganz ſachte.

Bringſt du denn nicht auch bald,
Wenn ich ruf' und flehe zu dir,
Deinen bleichen Bruder mir
An der Hand?

Bringſt du ihn immer nicht?
Er hat, was das Herz vermißt,
Hat, was das Beſte iſt,
Kein Erwachen.

Gedichte

von

W. Zimmermann.

1.

Frohe Kunde.

Sanft auf ſchneeigem Hügel
Wiegt' ich das Haupt in Ruh,
Amor mit weichem Flügel
Wehte mir Kühlung zu.

Unter der ſchimmernden Fläche,
Bläulichen Schlänglein gleich,
Liefen rieſelnde Bäche
Leiſe hin, purpurreich.

Ihre Fäden, ſie floßen
Alle nach Einem Ziel,
Wo aus dem Schnee eine Roſe
Glühet an einſamem Stiel.

War mir's, als ob ſich der Hügel
Träumeriſch innen bewegt,
Und in dem Waſſer die Flügel
Badend ein Engelein regt.

Wieder und deutlich inwendig
Regt ſich's und ſilbern es ſpricht:
„Vater, ich ſeh dich und kenn' dich,
„Siehſt du und kennſt du mich nicht?

„Bald bin ich los meines Bannes,
„Bad' ich und wachſ' ich im See,
„Mutter, die kennt mich, die kann es
„Sagen, zur Seit dir die Fee.“

Wach' oder träum' ich? da ſchlag' ich
Zweifelnd das Aug' in die Höh',
Auf jezt, und zu jezt — da lag ich
Selig am Buſen der Fee.

Lächelnd zu Küſſen und Grüßen
Reichte den Mund ſie mir dar,
Und in dem Auge, dem ſüßen,
Wurde gleich Alles mir klar.

2.

Das Kind.

Der Thürmer ſizt im Stübchen,
Und zecht in guter Ruh,
Die Thürmerin ſtillt ihr Bübchen,
Und lieſ't im Gebetbuch dazu.

„Horch, Mann, wie die Hunde heulen!
„Mir iſt ſo eng zu Muth,
„Wie ängſtlich die Schwalben eilen,
„Sieh, ſieh, der Himmel weint Blut!“

So laß doch den Himmel weinen,
Weint er mir nur nicht in's Glas.
„Sieh, Mann, ſieh, Glas und Krug ſcheinen
„Zu zittern! O Gott, was iſt Das?“

Sanft ſchläft an der Bruſt ihr der Bube,
Sie trägt ihn zum Bettchen geſchwind.
„O Jeſu, es ſinkt ja die Stube!
„Das Dach ſtürzt! O Jeſu, mein Kind!“

Und Mutter und Kind und Thürmer,
Sie ſind verſchwunden im Nu,
Der Thurm deckt ſtürzend in Trümmern
Als grauſes Grab ſie zu.

Und als mit roſigem Scheine
Die Leichen der Tag aufklärt,
Da ſchläft auf einem Steine
Das Kindlein unverſehrt.

Auf ödem wüſtem Raume,
Wo die Todesengel gehn,
Schläft's fort, und lächelt im Traume,
Als wäre Nichts geſchehn.

Digitized by Google

502855

Digitized by Google

Digitized by Google